OTTO BRANDSTÄDTER

Bilder aus dem Weltkrieg

Fritz Bergen 15

Beilage zu Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914/15.

Verlag von Levy & Müller, Stuttgart.

Der Deutsche Kaiser mit Feldmarschall Mackensen und Generaloberst Freiherr Conrad v. Hötzendorf auf dem Schlachtfeld am Abend eines Kampftages in Polen.

Nach einem Aquarell von Fritz Bergen.

Bilder aus dem Weltkrieg

Otto Brandstaedter

Bilder aus dem Weltkrieg

SCIENTIA ET PROGRESSUS
MDCCCLXXI

Levy & Müller / Verlag / Stuttgart

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Der erste Vormarsch der Verbündeten auf Warschau und Iwangorod.

Im ersten Teil des östlichen Feldzugs hatte die strategische Offensive von vornherein den Russen überlassen werden müssen. Das war für Deutschland bedingt durch die Notwendigkeit, sich mit seiner Hauptstreitmacht zunächst auf den militärisch ebenbürtigen Gegner im Westen zu werfen. Die vorübergehende Überflutung eines großen Teils von Ostpreußen durch die russischen Horden war die Folge dieser Kriegslage. Österreich-Ungarn sah sich nach den ersten Versuchen, die Offensive zu ergreifen, infolge der von Anfang an wider Erwarten erdrückenden Übermacht der Russen, die diese ihrer schon im März 1914 eingeleiteten Mobilmachung verdankten, bald in die Verteidigung gedrängt und mußte nach der zweiten Schlacht bei Lemberg fast ganz Galizien preisgeben. Russisch-Polen, der den ostpreußischen und galizischen Kriegsschauplatz verbindende Raum, der von der Festung Warschau beherrscht wird, hatte unterdessen nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Gleich zu Beginn des Krieges war Polen, vorübergehend sogar Warschau, von den Russen geräumt worden; die deutschen Truppen hatten zunächst die polnischen Grenzstädte Kalisch, Czenstochau und Bendzin (siehe Seite 108 und folgende) besetzt und dehnten von hier aus ihre Sicherungsmaßnahmen bis auf weit vorgeschobene Stellungen aus. Selbst die wichtige Fabrikstadt Lodz wurde besetzt.

Größere Kämpfe entwickelten sich in diesem Gebiet aber erst im Oktober 1914. War bisher die Verbindung zwischen den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nur eine ganz lockere gewesen, so vereinigten nun die Verbündeten ihre Kräfte zu einem gemeinsamen energischen Stoß gegen das Herz Polens. Während sich die österreichisch-ungarischen Heere nach ihrem strategischen Rückzug aus Ost-

galizien hinter der Nida und dem Dunajec, einem linken und einem rechten Nebenfluß der Weichsel, gestützt auf die Festung Krakau, neu ordneten, führte Hindenburg aus Schlesien einige Armeekorps heran, die sich nördlich eng an die österreichisch-ungarischen Linien anschlossen. Czenstochau bildete etwa das Zentrum des Aufmarsches, bei Kalisch stand der linke Flügel, und die Österreicher bei Krakau unter General Dankl machten den rechten Flügel aus. Aus dieser Linie erfolgte Ende September 1914 zunächst in Südpolen der Vormarsch. Das Eingreifen der deutschen Streitmächte in Polen schaffte den bedrängten Verbündeten in Galizien augenblicklich Luft. Die Russen hatten ihr Augenmerk so sehr auf die österreichischen Stellungen in Galizien gerichtet, daß sie von dem Auftreten der deutschen Armeekorps vollständig überrascht wurden. Die Verschiebung starker russischer Kräfte von Galizien [nach Norden konnte nicht rasch genug mehr durchgeführt werden; in Gefahr, in der rechten Flanke gefaßt zu werden, zogen sich die Russen zu beiden Seiten der oberen Weichsel zurück. Am 4. Oktober trafen die Schulter an Schulter kämpfenden Verbündeten auf der Linie Klimontow—Opatow—Ostrowiec, also zwischen Lysa Gora und der Weichsel, auf russische Kräfte, darunter russische Kerntruppen, und schlugen sie bis auf die Weichsel zurück (vergleiche obenstehende Karte und die Karten Seite 95 und Seite 559). Die deutsche Armee nützte den Erfolg nachdrücklich aus und konnte am Tage darauf bei Radom neue russische Streitkräfte, darunter Teile der Besatzung von Iwangorod, schlagen und

Karte des Kampfgebiets zwischen Krakau und Warschau.

auf die Festung zurückwerfen, während sich die Österreicher des russischen Brückenkopfes bei Sandomir bemächtigten. Von diesen Kämpfen in Südpolen unweit der Weichsel vermittelt folgender in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichter Feldpostbrief ein eindrucksvolles Bild:

„Wir stehen noch immer in der Nähe der Weichsel, sind nur ein Stück mehr nordwärts marschiert; wir sind sozusagen linker Flankenschutz für die österreichisch-ungarische Armee. Wir sollen verhüten, daß hier russische Truppen über die Weichsel kommen und den Österreichern in die Flanke fallen. In der Gegend der Stadt Opatow sind wir ziemlich scharf mit den Russen aneinandergeraten. Russische Truppen hatten die Weichsel überschritten und sich auf dem diesseitigen Ufer stark verschanzt. Die Stellungen waren aber von ungarischen Husaren genau ausgekundschaftet, so daß es ein Leichtes für unsere Artillerie war, sich einzuschießen. Morgens gegen 5 Uhr ging die deutsche Armee vor, und am Mittag schon war die russische Artillerie außer Gefecht gesetzt. Nun kamen wir dran! Drauf wie Blücher! Hei, war das eine Freude, wie die Russen ausrissen, wir konnten gar nicht so schnell mitkommen. Wir haben außer einigen Leichtverwundeten keine Verluste, dagegen sind die Verluste der Russen bedeutend, unsere Schrapnelle und Maschinengewehre haben mal wieder tüchtige Arbeit getan. Wir haben zahlreiche Gefangene gemacht. Bagage haben wir nicht geschnappt, wahrscheinlich haben die Russen keine mit über die Weichsel gebracht. Jetzt sind keine Feinde mehr diesseits der Weichsel, unsere „Schwere" funkt nur noch auf das feindliche Ufer. Wir haben nun voraussichtlich mehrere Ruhetage, die uns bitter nötig sind, denn das Leben ist furchtbar hier. Am Tage auf Straßen, die man in Deutschland kaum als Feldwege bezeichnen möchte, die aber hier noch als Chausseen angesehen werden; man versinkt fast bis an die Knie im Dreck, und doch müssen wir vorwärts. Na, wir Infanteristen schaffen's ja schließlich, aber die Fahrzeuge kommen nicht von der Stelle, die armen Pferde haben furchtbar zu leiden. Bei Nacht in undichten Scheunen und Ställen oder in schmutzigen Polackenwohnungen. Des Nachts ist es schon empfindlich kalt, und trotzdem friert man manchmal lieber, als daß man sich in die Dreckwohnungen legt."

Die deutschen und österreichisch-ungarischen amtlichen Berichte über die ersten erfolgreichen Kämpfe in Südpolen bis zur Erreichung der Weichsellinie lauten:

29. September. Österreichisch-ungarische Meldung: Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den Verbündeten hergetrieben.

---

5. Oktober. Deutsche Meldung: In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit den russischen Truppen.

Österreichisch-ungarische Meldung: Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Opatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück.

---

6. Oktober. Deutsche Meldung: In Russisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserven von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf Iwangorod zurückgeworfen.

Österreichisch-ungarische Meldung: Das plötzliche Vorgehen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuch, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß geworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomir erobert.

---

8. Oktober. Deutsche Meldung: In Polen wurden in kleineren erfolgreichen Gefechten westlich von Iwangorod 4800 Gefangene gemacht.

---

11. Oktober. Deutsche Meldung: In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die Weichsel.

---

12. Oktober. Österreichisch-ungarische Meldung: In Russisch-Polen wurden alle Versuche starker russischer Kräfte, die Weichsel nördlich und südlich von Iwangorod zu überschreiten, abgeschlagen.

Folgende offizielle deutsche Darstellung läßt die feineren Zusammenhänge der gemeinsamen deutschen und österreichisch-ungarischen Offensive in Polen erkennen:

„Nach der Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung freigeworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den San hinter die Wisloka sich befanden, wurden die freigewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle südlich der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der deutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des Septembers standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der Linie Krakau—Kreuzburg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewiß achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung.

Auf dem linken Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavalleriedivisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich. Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von unsern

Deutsche Husaren auf dem Vormarsch in Russisch-Polen.

Photothek phot.

Bundesgenossen abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet. In den ersten Tagen des Oktober schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomir und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und mit allen übrigen, über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktober östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz,

Ein Opfer der schlechten Landstraßen in Polen.

Nowo-Alexandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol neue Übergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden."

In Südpolen über die Weichsel gedrängt führten nun die Russen mit Hilfe der hinter der Weichsellinie liegenden Bahnen große Truppenmassen nach der Lagerfestung Warschau, in der Absicht, hier über den Fluß zu brechen und die in Südpolen an der Weichsellinie stehenden Feinde von Norden her aufzurollen. Um diesen Plan zu durchkreuzen, wurde deutscherseits schleunigst auch der Nordflügel in Bewegung gesetzt und ein Vorstoß gegen die polnische Hauptstadt unternommen.

Bei den unglaublich schlechten russischen Wegverhältnissen standen dem deutschen Vormarsch ganz gewaltige Schwierigkeiten entgegen. An Eisenbahnen kamen nur zwei Linien in Betracht, die parallel laufend von Czenstochau auf Warschau und von Kattowitz über Kielce und Radom auf Iwangorod führen. Die Schienen mußten aber erst auf deutsche Spurweite umgenagelt werden. Man war somit in

der Hauptsache auf die Straßen angewiesen, oder was man in Rußland so heißt. Von den großen Staatsstraßen abgesehen, die als einzig benutzbare Handelswege die größeren Städte verbinden, gibt es nur schmale Sand- oder Lehmwege, die gar keinerlei Chaussierung oder Wassergräben, geschweige denn Werstmarkierungen haben. Nur im Hochsommer und im Winter sind diese Art Wege einigermaßen benützbar. Im Frühjahr nach der Schneeschmelze und im Herbst bei den starken Niederschlägen getraut sich selbst der Einheimische nicht auf diese Wege. Im allgemeinen Morast ist da der Weg vielfach überhaupt nicht vom umliegenden Gelände zu unterscheiden. Brücken, die über die zahlreichen Gräben und Wasserläufe führen, die das vielfach sumpfige Land durchschneiden, gibt es im westeuropäischen Sinn ebenfalls nur selten. Wenn dann die erste Winterkälte die Wege in dem Zustand steinhart gefriert, in dem sie sich vor Eintritt des Frosts befanden, sind sie unpassierbar für alles, was nicht genau in die Spur hineinpaßt und schwerer ist als das leichte russische Bauerngefährt, das fast wie ein Spielzeug anmutet, aber seine wohlbegründete Daseinsberechtigung hat. Erst wenn Schnee fällt und die Unebenheiten ausgleicht, ist ein einigermaßen geregelter Verkehr mit Schlitten auf diesen Wegen möglich. Es ist die Jahreszeit, da der russische Bauer sein Getreide zur Stadt fährt, und da aus den unermeßlichen Wäldern das im Sommer geschlagene Holz abgeführt werden kann. An der polnischen Weglosigkeit, für die es eine eigene Bezeichnung gibt, „Rasputiza", ist der Feldzug Napoleons im Winter 1806/07 gescheitert. Es läßt sich daran einigermaßen ermessen, was ihre Überwindung für eine moderne Armee mit ihrer gewaltigen Anzahl von Streitern, Trains und schwerer Artillerie bedeutet. Die deutschen Bagagen und Kolonnen bequemten sich aber rasch den Verhältnissen an und leisteten Einzigartiges bei diesem Vormarsch in Polen. An Stelle der schweren, geräumigen Wagen traten vielfach die leichten Gefährte der polnischen Landbevölkerung und die erbeuteten russischen Bagagen und Automobile, die mit ihren hohen Rädern am besten die Wegschwierigkeiten überwinden; das heimatliche Pferd wurde zum Teil ersetzt durch das unscheinbare und doch so leistungsfähige galizisch-polnische Pferdchen, den „Konikel".

Eine weitere Erschwerung der Kriegführung in der endlos weiten und einsamen polnischen Landschaft bringt der Mangel an menschenwürdigen Quartieren mit sich. Mit was für Herrlichkeiten russischer „Kultur" die braven Kämpfer im Osten Bekanntschaft machen mußten, sei folgendem in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief entnommen:

„Eben finde ich doch noch Gelegenheit, Dir einen Brief zu schreiben, denn da man hier bis über die Ohren im Dreck steckt, ist das Schreiben mit Schwierigkeiten verknüpft. Also wir sind nun den dritten Tag in Rußland. In Gewaltmärschen sind wir schon ein gehöriges Stück vorwärts gekommen. Unsere vordersten Truppen sind schon mit dem Feinde zusammengestoßen. Wir hörten den ganzen Tag Kanonendonner. Die Russen gehen aber überall zurück; hoffentlich packen wir sie bald entscheidend, daß wir möglichst bald wieder aus dieser Saugegend rauskommen. Du stellst Dir gar nicht

vor, wie grauenhaft es hier aussieht. Nirgends ein Baum, nirgends ein Strauch, nur Dreck, stundenweit kein Haus, und wenn man nach endlosem Marsch ein Dorf gefunden hat, dann sind die Behausungen so dürftig, so schmutzig, daß man sich kaum getraut, einzutreten; außerdem ist's schon elend kalt hier, es weht ein eisiger Wind. Was man bei Tage schief friert, friert man bei Nacht wieder gerade. Die Quartiere sind elend dünn, die Bewohner, meist russische Polen, haben selbst kaum Platz in ihren Häusern, wir sind da auf die Scheunen und Ställe angewiesen, die auch eng und verflucht undicht sind. Heute haben wir noch ein leidliches Haus gefunden; es ist wenigstens ein Herd darin, so daß wir unsere Röcke trocknen können. In diesem Haus sind nur zwei Räume. Die eine Bude dient als Stall; es sind drei Kühe und zwei Pferde darin, außerdem noch Schweine und Hühner, immer eins auf dem andern. Die andere Klause ist zurechtgemacht als Salon, Eßzimmer, Küche und Schlafzimmer; zwei Betten sind darin, die Familie besteht aber aus: 1. den Schwiegereltern, 2. der Tochter nebst Mann und einem Haufen Gören — bis jetzt habe ich sechs gezählt, es kommen aber immer noch mehr zu Tage, 3. einer Tochter von etwa 17 Jahren, 4. einem Sohn von 15 Jahren, und nun kommen noch sieben preußische Musketiere mit ihrem Unteroffizier (das bin ich) hinzu. Diese bunte Gesellschaft soll nun diese Nacht hier schlafen. Wie das werden soll, und wie wir uns einrichten, ist mir vorläufig noch unklar. Mir graust auch schon vor dem kleinen bissigen Viehzeug, das in all diesen polnischen Hütten haust, und mit dem wir heute Nacht wohl vergebens den Kampf aufnehmen werden."

Wenig besser sind die Verhältnisse in den Städten, die sich in der Planmäßigkeit der Anlage um den großen viereckigen Marktplatz alle gleichen. Überall schauerliche Unreinlichkeit, abscheuliche Straßenverhältnisse und in den Seitenstraßen dem Verfall nahe Hütten. Aber einen Vorteil genießen hier die deutschen Soldaten. Während es ihnen auf dem Land, von den wenigen deutschen Siedelungen abgesehen, unmöglich ist, sich mit der im allgemeinen gutmütigen polnischen Bauernbevölkerung in irgend einer Weise zu verständigen, ist in den Städten die deutsche Sprache dank dem starken jüdischen Element allgemein verbreitet.

Der mit größter Energie durchgeführte Anmarsch gegen Warschau kam den Russen ganz unerwartet. Nach der Darstellung eines amerikanischen Berichterstatters waren es drei hauptsächlich sächsische Armeekorps, die unter General v. Morgen aus der Richtung Grojec und Grodisk, also von Südwesten, heranrückten. Großfürst Nikolai hatte aus den deutschen Truppenverschiebungen in Ostpreußen geschlossen, daß die Deutschen Kowno oder Grodno nehmen und dann von Norden auf Warschau losziehen wollten, weshalb er sein Hauptquartier von Warschau nach Grodno verlegt hatte. Der in Warschau als Befehlshaber gebliebene General Scheidemann hatte nach Süden überhaupt nicht oder bei der Unfähigkeit der Kosaken doch ohne Erfolg aufgeklärt, und so erfuhr er von der Annäherung der Deutschen erst, als Flüchtlinge nach Warschau einzudringen begannen. Am 9. Oktober standen die Deutschen in Grojec, und am 11. Oktober waren sie der polnischen Hauptstadt auf ungefähr zwölf Kilometer nahegekommen. Drei sibirische Korps warfen sich hier mit größter Tapferkeit dem an Artillerie weit überlegenen Feinde entgegen. Ihre Verluste waren entsetzlich. Durch die

deutschen Maschinengewehre wurden Kompagnien mitsamt ihren Offizieren vom Erdboden weggefegt, aber vier-, fünfmal wurden die Angriffe erneuert. Ganze Regimenter wurden so vernichtet, andere verloren alle Offiziere, aber die Aufopferung der Sibiriaken hat Warschau gerettet. Die Berichte aus dem Großen Hauptquartier über die ersten Kämpfe vor Warschau lauten:

11. Oktober. Bei Grojec, südlich Warschau, fielen 2000 Mann des zweiten sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

13. Oktober. In Südpolen wurden russische Vortruppen südlich von Warschau durch unsere Truppen zurückgeworfen. Ein Übergangsversuch der Russen über die Weichsel südlich von Iwangorod wurde unter Verlusten für die Russen verhindert.

14. Oktober. Beim Zurückwerfen der russischen Vortruppen auf Warschau sind 8000 Gefangene und 25 Geschütze erbeutet worden.

15. Oktober. Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichisch-ungarischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau.

Deutsche Soldaten im Quartier in Russisch-Polen.

Im großen Zusammenhang mit der österreichisch-ungarischen Offensive in Galizien stellt sich der deutsche Vormarsch gegen Warschau nach der offiziellen deutschen Darstellung folgendermaßen dar:

„Während der glücklichen Kämpfe in Südpolen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordwestlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der

Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage. Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowitsch-Skierniewice-Grojec-Pilica-Mündung ließen nämlich vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung' später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps, mit zahlreichen Reservedivisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Überschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen. Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sprengung der Weichselbrücken ober- und unterhalb

Deutsche Truppen auf dem Wege nach Warschau.

A. Grohs, Berlin.

Jwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die ober- und unterhalb Jwangorod stehenden Truppen in längeren erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Jwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Überlegenheit festhielten."

Die Bevölkerung Warschaus befand sich in Erwartung der Deutschen in einer dumpfen Gärung. In beständiger Angst vor der kaum verborgenen Oppositionsstimmung der Einwohner schwankten die russischen Behörden hin und her zwischen Umschmeichelung der polnischen Bevölkerung und sinnlosen Verhaftungen unter den polnischen und jüdischen Elementen der Stadt. Die Spionenfurcht trieb wunderbare Blüten. Kein Tag ging vorüber, an dem nicht ein paar „Spione" gehängt oder erschossen wurden. Durch einen Maueranschlag wurde verboten, in öffentlichen Lokalen Unterhaltungen im Flüsterton zu führen. Dabei litt die öffentliche Sicherheit mehr und mehr unter dem immer weiter umsichgreifenden Banditenwesen. Das wirtschaftliche Leben lag schwer darnieder, und im Gefolge davon machte sich Arbeitslosigkeit und Hunger breit. Während zur einen Seite Tausende von Bauern der Umgegend mit ihren Habseligkeiten in die Stadt strömten, waren die ostwärts abgehenden Züge mit Flüchtlingen überfüllt. Die Gouvernementsregierung und die sämtlichen politischen Behörden wurden nach Wilna verlegt. Die Verwirrung stieg noch, als deutsche Luftschiffe und Flieger, oft in ganzen Geschwadern, über Warschau erschienen und Bomben abwarfen.

Hinter den sich aufopfernden sibirischen Armeekorps waren unterdessen weit überlegene russische Kräfte gesammelt worden und griffen in den Kampf ein. In mehrtägigen Kämpfen hielten die verbündeten Truppen, die deutschen vor Warschau, die österreichisch-ungarischen vor der andern etwa 100 km südlich von Warschau gelegenen Weichselfestung Jwangorod, nicht nur der immer größer werdenden feindlichen Übermacht stand, sondern taten dem Feinde sogar schweren Abbruch und nahmen ihm insgesamt 50000 Gefangene, 35 Feldgeschütze und zahlreiche Maschinengewehre ab. Die amtlichen Meldungen im einzelnen lauteten:

15. Oktober. Deutsche Meldung: Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. Die in russischen Zeitungen verbreiteten Berichte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung.

---

19. Oktober. Österreichisch-ungarische Meldung: In Russisch-Polen schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich von Warschau vorzudringen versuchte, über Sochatschew zurück.

---

22. Oktober. Deutsche Meldung: Bei Warschau und in Polen wurde gestern nach dem unentschiedenen Ringen der letzten Tage nicht gekämpft. Die Verhältnisse befinden sich noch in der Entwicklung.

---

23. Oktober. Österreichisch-ungarische Meldung: Teile unseres Heeres erschienen überraschend vor Iwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und 15 Maschinengewehre.

---

25. Oktober. Deutsche Meldung: In der Gegend von Iwangorod kämpfen unsere Truppen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Truppen. Sie machten 1800 Gefangene.

Österreichisch-ungarische Meldung: In Russisch-Polen wurden beiderseits starke Kräfte eingesetzt, die seit gestern südwestlich der Weichselstrecke Iwangorod—Warschau kämpfen.

---

26. Oktober. Deutsche Meldung: Bei Iwangorod steht der Kampf günstig. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Österreichisch-ungarische Meldung: In den Kämpfen vor Iwangorod machten wir bisher 8000 Russen gefangen und erbeuteten 19 Maschinengewehre.

---

27. Oktober. Deutsche Meldung: Südwestlich von Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden. Nördlich von Iwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

Österreichisch-ungarische Meldung: Südwestlich von Iwangorod stehen unsere tapfer fechtenden Korps, von denen eines allein 10000 Russen zu Gefangenen machte, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

Der Rückzug der Verbündeten aus Polen.

Bei der schließlich vierfachen Übermacht der Russen wurde die Lage der Verbündeten in Polen immer schwieriger. Aus ihren Festungen schafften die Russen viel schwere Artillerie an die Front und verkehrten dadurch ihre anfängliche Unterlegenheit in dieser Waffe ins Gegenteil. Die neuen russischen Kräfte kamen nicht bloß aus der Front Iwangorod—Warschau, wo sie den Übergang über die Weichsel erzwangen und eine Durchbrechung der deutschen und österreichischen Linien beabsichtigten, sondern auch aus der linken Flanke von Nowo-Georgiewsk, der Festung am Zusammenfluß von Bug und Weichsel, wo die Bobr—Narew—Buglinie an die Weichsellinie anschließt. Unter diesen Umständen beschlossen die Verbündeten der Entscheidungsschlacht an der Weichsel vor den starken russischen Festungen, wo alle Vorteile zu Gunsten der Russen lagen, auszuweichen und aus strategischen Rücksichten den Rückzug anzutreten. Am 28. Oktober wurde von deutscher und österreichisch-ungarischer Seite gleichlautend die amtliche Meldung ausgegeben:

In Polen mußten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowo-Georgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feind geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Die offizielle deutsche Darstellung über den Abbruch der Kämpfe vor Warschau und Iwangorod und den Rückzug aus Polen, der auch den aus Galizien zur Folge hatte, lautet:

Österreichisch-ungarische Feldartillerie bei der Arbeit.

„Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Überlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—

Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in Gegend Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Überlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den

Phot. A. Grohs, Berlin.

Feuernde deutsche schwere Feldhaubitzen in Polen

deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Überlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Czenstochau—Sierads zurück-

genommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltigst zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte. Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor."

Starke deutsche Nachhuten hielten den Feind so lange in Schach, bis die Räumung des weiten polnischen Etappengebiets in aller Ruhe erfolgt war. Diese Rückzugskämpfe waren zum Teil äußerst erbittert und für die gegen die wohlausgebauten und zäh verteidigten deutschen Stellungen anrennenden Russen äußerst verlustreich. Besonders große Opfer kostete die Russen die Erstürmung von Rakitni, südwestlich von Warschau. Nach der Schilderung eines russischen Kriegsberichterstatters hatten die Deutschen acht Reihen von übereinanderliegenden Verschanzungen hergestellt. Mit ihren schweren Geschützen beherrschten sie den ganzen Umkreis. Mit stoischer Gelassenheit marschierten die Sibiriaken in die Hölle, die die tödlichen Geschosse zu Tausenden ausspie. An den deutschen Verhauen, einem wahren Zickzack von Verteidigungsmaßnahmen, die die Russen von weitem nicht vermuten konnten, brach sich der Sturm. Unter dem mörderischen deutschen Feuer lösten sich alle Verbände. Die Offiziere fielen, und jeder Soldat war sein eigener Leutnant. Der Kampf wütete bis in die Nacht. Besonders heiß wurde um die Kirche gestritten. Dreimal wurde sie von den Russen genommen und dreimal wieder verloren; dann wurde sie von der russischen Artillerie zusammengeschossen. Aber selbst um die Trümmer des Gotteshauses tobten noch Bajonettkämpfe. Jeder Steinbruch wurde verteidigt. In der Nacht zogen die Deutschen ungehindert ab. Ihre Stärke sei eine Brigade gewesen. Die wenigen Deutschen, die den Russen in die Hände fielen, sollen nach dem russischen Berichterstatter gesagt haben: „In jedem andern Kriege wären wir nach unserer Abwehr und nach den entsetzlichen Verlusten der Angreifer unbestritten Sieger, ihr Russen scheint aber die Soldaten nicht als Menschen, sondern als Munition auf uns zu feuern." Was sich bei Rakitni abspielte, wiederholte sich bei Eschoff, bei Prussamj und vielen anderen kleineren Orten, die kein Bericht erwähnte, die aber blutigere Schlachten sahen, als sie bis dahin in Frankreich sich zutrugen. Bei diesen Nachhutkämpfen war vielfach die deutsche schwere Artillerie von ausschlaggebender Wirkung; ihre Geschütze waren derart versteckt aufgestellt, daß die russische Artillerie sie nicht finden konnte und sich polnischer Knaben zur Feststellung ihrer Standorte bediente. Nach Angabe des russischen Gewährsmannes hatten die russischen Batterien dabei 20 Prozent ihres Bestandes verloren; ein Regiment hatte 22 zerschossene Geschütze. Mit welcher Meisterschaft der deutsche Rückzug durchgeführt wurde, hebt folgende Schilderung des Kriegsberichterstatters der „Chicago Daily News" hervor:

„Unter dem Schutze seiner Nachhut setzte der deutsche General v. Morgen einen Rückzug ins Werk, der noch glänzender war als der Vormarsch. Er verschwand wie ein Gespenst, ließ keine Kanone, kein Gewehr und keine Patrone zurück und verlor nur einige Marschunfähige. Am 20. Oktober schickten die Russen ihre Kavallerie zur Aufklärung aus. Nachdem sie ungefähr 30 Kilometer vorgerückt war, kehrte sie unverrichteter Sache zurück. Es war ihr vollständig mißlungen, den Feind aufzufinden. Dies glückte zwar am 21. Oktober, aber nun bestand nicht mehr die Aussicht, den deutschen Rückzug abzuschneiden. Der Stab des Großfürsten Nikolai hatte eine Zeitlang gehofft, die deutschen Heere umzingeln zu können. Denn während General v. Morgen gegen die äußerste Linie um Warschau anrannte, hatten die Russen nicht allein in seiner Front, sondern auch auf seinen beiden Flügeln ein starkes Heer zusammengezogen. An der linken deutschen Flanke stand ein 20000 Mann starkes russisches Kavalleriekorps bei Lowitsch mit dem Gegner in Berührung. Auf der rechten Flanke der Deutschen waren die Russen über die Weichsel gezogen und hatten Gora-Kalwarja genommen. Hier versuchten sie nun ihre Frontlinie von Lowitsch bis nach Gora-Kalwarja zu verlängern, um General v. Morgen den einzigen Rückweg, der nach dem Süden führte, abzuschneiden. Aber die Deutschen waren auf ihrer Hut; sie haben wohl einige Verwundete zurücklassen müssen, die durch die polnischen Bauern und Rote Kreuz-Soldaten verpflegt wurden, aber sie wußten sich aus der Umzingelung herauszulösen, so daß die russische Kavallerie die Fühlung mit dem zurückgehenden Feinde verlor.

Dies war denn auch die Ursache des geglückten Rückzugs der Deutschen. Die russischen Heere zeigten zu wenig Beweglichkeit. Der deutsche Feldzugsplan war mißlungen, aber mehr noch durch den andauernden Regen und die schlechten Wege als die russische Strategie. Anfänglich lagen um Warschau 120000 Russen, aber schließlich hatte General Rußki, der das Kommando führte, 400000 Mann zu seiner Verfügung."

Wenn auch der von den Russen als großer Sieg gefeierte Rückzug der Verbündeten aus Polen in Deutschland und Österreich-Ungarn als sehr bedauerlich empfunden wurde, geriet doch das Vertrauen in Hindenburgs geniale Führung nicht ins Wanken. Er streute denn auch schon während des Rückzugs durch seine Maßnahmen den Samen kommender großer Siege aus. Die russische Heeresleitung hatte ihre Erfolge wie stets nur ihrer vielfachen Übermacht zu verdanken gehabt, und diese hatte gerade an der Weichsellinie zur Geltung kommen können, wo das außerordentlich klug angelegte Eisenbahnnetz hinter dem Fluß rasche Truppenverschiebungen und damit die Versammlung überlegener Kräfte an den gewünschten Stellen erlaubte. Diese Vorteile wurden nun beim Vormarsch der russischen Heere gegen die Grenzen Schlesiens und Posens hinfällig. Die Unterstützung der mächtigen Weichselfestungen und das gewaltige Hindernis der Weichsel-Sanlinie fiel jetzt weg. Der russische Kräfteüberschuß aber wurde bedeutend vermindert durch die Sicherung der empfindlichen, fast 200 Kilometer langen Verbindungslinien, und auch durch die Wiedereinschließung der Festung Przemysl gingen den Russen weitere Kräfte für die offene Feldschlacht verloren. Die Weglosigkeit Polens, die dadurch bedingten großen Schwierigkeiten der Nachfuhr und der Truppenbeförderung, die vorher die deutsche Heeresleitung zu überwinden hatte, machte sich aber für die an und für

sich schon schwerfällig operierenden Russen in erhöhtem Maße geltend, da Hindenburg bei seinem Rückzug die Eisenbahnlinien völlig zerstören und die Straßen zum Teil durch Dampfpflüge unbrauchbar machen ließ. Nach einer Unterredung, die Hindenburg dem Kriegsberichterstatter der „Neuen Freien Presse“ gewährte, war der ganze Oktobervorstoß ins Herz Polens überhaupt nur eine vorbereitende Maßnahme für die späteren Operationen. Der einzige Zweck der Offensive wäre demnach die Zerstörung der nach Warschau führenden Eisenbahnen gewesen, eine Be-

Phot. Leipziger Pressebüro, Leipzig.

Russische Artillerieoffiziere im Feldlager.

lagerung und Eroberung Warschaus und Jwangorods war nicht in Aussicht genommen. Der Feldherr fügte noch bei: „Wäre trotzdem infolge eines glücklichen Zufalls bei Erscheinen der verbündeten Heere vor den Toren Warschaus die starke Festung in unsere Hände gefallen, so hätten wir nicht nein gesagt, aber gerechnet haben wir nicht darauf und auch nichts getan, um einen solchen Erfolg herbeizuführen.“ Das wahre Ziel Hindenburgs, den plumpen russischen Bär in den eisenbahnlos gemachten Raum zu locken und ihn dort zu packen, sollte sich bald enthüllen.

Die erste Belagerung von Przemysl.

Nach der zweiten Schlacht bei Lemberg versammelte die österreichisch-ungarische Heeresleitung ihre Streitkräfte in dem Raum westlich des San. Die feldmäßig gesicherten, nur schwach besetzten Übergänge über den Fluß, wie die bei Sieniawa und Jaroslau, wurden nur so lange verteidigt, als nötig war, um den Feind an einer Störung der Neugruppierung zu verhindern. Nach Erfüllung dieses Zwecks und Sprengung der Brücken wurden die Übergangsstellen, die von den Russen mit großem Aufwand von Truppen, schwerem Geschütz und Munition angegriffen wurden, freiwillig geräumt. Damit war Przemysl zur Einschließung durch die Russen verurteilt.

Der zu beiden Seiten des San in den Ausläufern der Karpathen gelegenen Festung kommt infolge ihrer Beherrschung der wichtigsten Verbindungslinien zwischen West- und Ostgalizien eine große strategische Bedeutung zu. Mongolen und Kosaken, Schweden und Siebenbürger rannten im Laufe der Jahrhunderte vergebens gegen diese alte Feste an und verschafften ihr so den Ruf der Uneinnehmbarkeit. In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden die Befestigungsanlagen ständig erweitert und vervollkommnet. Ein weiter Doppelkranz von Forts umgibt Przemysl und macht es zu einer starken und weit ausgedehnten Lagerfestung ersten Ranges. Der äußere Fortgürtel hat einen Umfang von über 40 Kilometern und vermag somit bedeutende feindliche Kräfte zu binden. Die Stadt, die etwa 60000 Einwohner zählt und wirtschaftlich natürlich längst von Lemberg überholt ist, macht mit ihrer schon in Friedenszeiten außergewöhnlich starken Garnison den Eindruck einer langweiligen Garnisonstadt.

Ziemlich langsam schoben sich die Russen mit ihrem linken Heeresflügel an die Festung heran. Am 16. September wurden die ersten Kosakenpatrouillen im weiteren Umkreis der Festung gesichtet. Am 17. September verließ der letzte Eisenbahnzug mit dem Bahnpersonal die Stadt. Erst am 18. September zeigten sich stärkere Kosakentrupps, die sich sehr vorsichtig näherten. Später folgten gemischte Abteilungen auf allen Anmarschlinien. Przemysl war schon nahezu vollständig eingeschlossen, als noch dringender Bedarf an Benzin herrschte, da der Betrieb zahlreicher Scheinwerfermotoren, Autolastzüge und Personenautomobile nicht für längere Zeit sichergestellt war. Der Eisenbahnverkehr war schon eingestellt worden und der Benzinlastzug war ziemlich weit außerhalb der Festung in einer von den Beamten bereits verlassenen Station stehengeblieben. Da fuhr ein schneidiger Offizier, Leutnant Zsernyak, hinaus und brachte den wertvollen Zug glücklich noch in die Festung, wo er mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Den letzten Teil der Strecke hatte er in rasender Fahrt durchmessen, um einer Beschießung zu entgehen. Bis zum 22. September war die Einschließung der Festung in weitem Abstand ziemlich beendet. Die Russen hatten hiezu etwa fünf Armeekorps verwendet, deren Verteilung von sehr sorgfältiger und wohldurchdachter Vorbereitung zeugte.

Kommandant des Belagerungsheeres war der frühere bulgarische General Radko Dimitriew, der bis zum Kriegsausbruch bulgarischer Gesandter in Petersburg war und dann in die russische Armee eintrat. Er hatte schon einmal längere Jahre im russischen Heere gedient, da er als einer der Rädelsführer der Verschwörer gegen ihren Landesherrn, Alexander von Battenberg, den sie mit dem Revolver in der Hand zur Abdankung zwangen, Bulgarien hatte den Rücken kehren müssen. Im Balkankrieg machte sich der wegen einer gewissen Ähnlichkeit mit Napoleon I. „der kleine Napoleon" genannte General als bulgarischer Heerführer einen Namen.

Trotz der Einschließung blieb die Festung durch den Funkentelegraphen, der sogar die Ausgabe einer Belagerungszeitung in deutscher, polnischer und ungarischer Sprache ermöglichte, und durch den Flug eines waghalsigen Fliegers mit der Außenwelt verbunden. Dieser flog am 1. Oktober bei ungünstiger Witterung in einstündigem Flug vom Oberkommando nach der belagerten Festung, unterwegs von der russischen Artillerie heftig beschossen, wobei die Tragflächen des Flugzeugs an drei Stellen durchbohrt wurden. Ein mitfahrender Hauptmann des Generalstabs überbrachte wichtige mündliche Befehle, Briefe und Zeitungen. Die Rückfahrt, die wegen des schlechten Wetters erst am 6. Oktober erfolgte, war noch gefahrvoller. Das Flugzeug wurde von russischen Schrapnellen beschossen, wobei es acht unschädliche Treffer erhielt; dann geriet es in einen Schneesturm, und schließlich brach ein Druckrohr entzwei, so daß der Beobachter das Leck mit den Händen zuhalten mußte. Infolge starken Gegenwindes dauerte die Rückfahrt vier Stunden. Der Generalstabsoffizier überbrachte dem Oberkommando wichtige Meldungen des Festungskommandanten, die dieser dem Funkentelegraphen nicht anvertrauen wollte.

General Radko Dimitriew, der Kommandant der russischen Belagerungsarmee vor Przemysl.

In der letzten Septemberwoche begannen die Angriffstruppen sich allseits vorzuarbeiten, was ihnen die ungemein offensiv geführte Verteidigung Przemysls außerordentlich erschwerte. Durch das sehr wirksame Feuer aus den vorgeschobenen Stellungen erlitten die Russen schwere Verluste, und von zahlreichen Ausfällen brachte die Besatzung viele Tausende von Gefangenen ein.

Am 2. Oktober sandte der Kommandant der Belagerungsarmee, General Dimitriew, einen Parlamentär mit folgender Aufforderung zur Übergabe in die Festung:

„Herr Kommandant! Das Glück hat die k. und k. Armee verlassen. Die letzten erfolgreichen Kämpfe unserer Truppen haben mir die Möglichkeit gegeben, die Ew. Exzellenz anvertraute Festung Przemysl zu umringen. Irgend welche Hilfe für Sie von außen halte ich für unmöglich. Um das unnütze Blutvergießen zu vermeiden, finde ich es jetzt zur rechten Zeit, Ew. Exzellenz die Unterhandlungen über die Übergabe der Festung vorzuschlagen, da es in diesem Fall möglich ist, für Sie und die Garnison ehrenvolle Bedingungen beim allerhöchsten Oberkommando zu erbitten. Falls Ew. Exzellenz Verhandlungen zu beginnen wünschen, so wollen Sie unserem entsprechend bevollmächtigten Oberstleutnant Wandam Ihre Bedingungen gütigst mitteilen. Ich benütze diesen Anlaß, um Ew. Exzellenz meine Hochachtung auszusprechen. Das Kommando der Przemysl belagernden Armee: General Radko Dimitriew."

Phot. Kilophot, Wien.
Der österreichisch-ungarische General Stöger-Steiner besichtigt einen Artillerie-Beobachtungsplatz.

Die auf dieses Schreiben sogleich erteilte Antwort des Festungskommandanten, Feldmarschalleutnants Kusmanek, lautet:

„Herr Kommandant! Ich finde es unter meiner Würde, auf Ihr schriftliches Ansinnen eine meritorische Antwort zu erteilen. Der Kommandant der Besatzung Przemysl."

Am folgenden Tage setzte die **Beschießung** der Festung mit schweren Kalibern ein. Die Russen waren artilleristisch sehr gut vorgesehen. Außer ihrer sehr zahlreichen und guten Feldartillerie verfügten sie noch über einen reichen Belagerungspark von 15-, 18-, 21- und 24-cm-Geschützen, ferner über eine Menge von Marinegeschützen. Offenbar im Besitz ausgezeichneter Auskünfte über alle Einzelheiten der Befestigungsanlagen, hatten die Russen ihre Batterien nicht nur fast durchweg mustergültig und mit ihren Kalibern genau den zu bekämpfenden Zielen entsprechend eingebaut, sondern auch Teile der Be-

festigungen beschossen, deren genaue Lage und Bestimmung ihnen sonst unmöglich bekannt sein konnte.

Am 5. Oktober begann der Hauptangriff auf alle Fronten, der sich schließlich gegen die Südostfront der Festung am meisten verstärkte. Ein aufgefundener, angeblich auf direkte Veranlassung des Zaren ergangener russischer Tagesbefehl vom 5. Oktober besagte, Przemysl müsse bis zum 8. Oktober unter allen Umständen genommen werden. Das Herannahen eines österreichisch-ungarischen Entsatzheeres und die für die Belagerungstruppen daraus erwachsende Gefahr, von der Hauptmacht abgeschnitten zu werden, läßt diese Eile erklärlich erscheinen. Ununterbrochen hielten die vortrefflich maskierten russischen Belagerungsgeschütze alle Werke mit größter Genauigkeit unter Feuer, um die Verteidigungsmittel möglichst zu vernichten und das Herankommen der Infanterie auf Sturmentfernung zu ermöglichen. Aber die Befestigungsanlagen hielten dem feindlichen Feuer überraschend gut stand. Am stärksten wurde ein Fort der Nordfront mitgenommen. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ berichtet darüber:

„Es wurden darin etwa 250 Treffer erzielt. Merkwürdigerweise war aber die Wirkung verhältnismäßig gering trotz der schweren Kaliber. Zwei auf offenem Wall stehende leichte Geschütze waren zerstört, die Erde war vielfach durch tiefe Trichterbildungen aufgewühlt, Betonbauten und Panzerkuppeln aber blieben völlig unversehrt, so daß die Kampffähigkeit des Werkes nicht gelitten hatte. Ich sah dort einen sehr merkwürdigen Zufallstreffer. Eine Granate war direkt in eine Scharte eingedrungen und hatte einen Mann getötet. Dies war der einzige Tote in jenem Werke, wo überhaupt sonst nur einige Dutzend Mann verwundet wurden. Die aus Honvedtruppen bestehende Besatzung erzählte, daß die in den Kasematten dienstfrei ruhende Mannschaft nur in der ersten Nacht wegen der ungeheuren Erschütterungen der einschlagenden Bomben nicht schlafen konnte. Später gewöhnten sich die Leute daran und schliefen ruhig, da sie sich von der Widerstandsfähigkeit der Decken überzeugt hatten.“

Vom 6. Oktober an steigerte sich der russische Ansturm bis zu rasender Heftigkeit. Volle 72 Stunden boten die Russen alle Mittel in rücksichtslosester Weise auf, um die Festung zu Fall zu bringen. General Dimitriew hatte aus dem Schicksal von Lüttich, Namur und Maubeuge nichts gelernt, sondern bediente sich der im Balkankrieg von ihm angewandten russischen Taktik wahnsinniger Bajonettangriffe, die gegen nicht niedergekämpfte Werke einem Massenmord gleichkommt. Mit Drahtscheren und Handbomben ausgerüstet stürmte das russische Fußvolk in hellen Scharen aus den rings um die Festung gezogenen Schützengräben gegen die völlig unerschütterten Werke an, von ihren Vorgesetzten mit Peitschen angetrieben. Die gefangenen und verwundeten Russen waren vielfach mit Striemen übersät. Wo die Reihen wankten und zurückwichen, da arbeiteten in ihrem Rücken die russischen Maschinengewehre und beschossen die eigenen Leute. So blieb den armen Teufeln nichts anderes übrig, als vorzugehen. In zehn Gliedern rannten sie oft an, taumelten durcheinander und fielen reihenweise. Drei Tage und Nächte brandeten

so unzählige russische Bataillone heran und zerschellten. Bezeichnenderweise haben die Russen zu diesen Stürmen aus einigen Regimentern die Juden und Polen ausrangiert und zuerst zum Sturmangriff vorgetrieben, sie so als Kugelfang benützend.

Gefährlich wurde die Lage für die Festung nur an der Südostfront, wo die Russen gegen ein einziges von nur hundert Mann verteidigtes Fort, das schwächste dieses Abschnitts, elf Bataillone ansetzten, von denen es etwa 200 Mann gelang, von den Scheinwerfern unentdeckt sich in das Werk einzuschleichen. Ein furchtbarer Nahkampf entspann sich. Weitere russische Scharen drangen nach. Vor der Übermacht mußte sich die Besatzung in die Kasematten zurückziehen und feuerte aus den Schießscharten auf die Russen. Diese drängten nach; in den Gängen spielten sich mit Bajonett, Kolben und Handgranaten entsetzliche Kämpfe ab, da Feuerwaffen in diesem Handgemenge nicht anwendbar waren. Dank dem sofortigen Eingreifen der Maschinengewehre in den Grabenkoffern, welche die Gräben mit Leichen füllten, konnten weitere Feinde nicht eindringen. Andererseits war es aber auch nicht möglich, der bedrängten Fortbesatzung Hilfe zu bringen, da die Russen das Gelände hinter dem Werk mit Schrapnellen überschütteten. 3½ Stunden blieb das Fort gefährdet. Endlich drang eine Honvedabteilung über die Schrapnellzone und feuerte die Kehlböschung hinauf. Sofort hoben 150 Russen die Hände empor, ebensoviele lagen tot oder verwundet umher. Weitere 140 Leichen lagen im Graben. Später kam ein ganzes Honvedregiment, das in dem befreiten Werk zwei Kompagnien als Verstärkung zurückließ.

Die heldenmütige Besatzung, deren Kern aus Honvedtruppen bestand, war während der Belagerung frisch und in bester Laune und wurde vorzüglich verköstigt. Fast Unmenschliches mußte sie leisten, aber sie tat ihre Arbeit mit überlegener Ruhe. Die Leute schossen sorgfältig wie nach Scheiben, so daß sogar das Infanteriefeuer gewaltige Erfolge hatte, von der Wirkung der Geschütze und Maschinengewehre, der Flatterminen und Wolfsgruben gar nicht zu reden. Auch die Bevölkerung, von der etwa die Hälfte, darunter alle politisch Verdächtigen, abtransportiert worden war, verhielt sich musterhaft, selbst als es den Russen vorübergehend gelang, von einem eroberten Hügel aus die Stadt selbst zu beschießen. 32 Granaten fielen in die Stadt, davon acht auf das Garnisonsspital. Die russische Batterie konnte sich aber nicht lange ihres Erfolgs erfreuen, denn zu ihrer Begrüßung wurde ein Schuß aus einem 30,5-cm-Mörser abgegeben, der die ganze russische Batterie vernichtete. Man sah nur noch eine große Staubwolke, und alles war vom Erdboden verschwunden. Überhaupt hatten die österreichisch-ungarischen Mörser wieder erstaunliche Erfolge zu verzeichnen. Einmal wurde von einem Artilleriebeobachtungsplatz gemeldet, daß ein russischer Train auf der Landstraße marschiere. Es wurde ihm ein Mörsergruß zugeschickt, und Pferde, Wagen, Mannschaft, alles wurde zerrissen. Die russischen Gefangenen erzählten, daß die Russen

ein Kreuz machten und beteten, wenn diese Mörser abgefeuert wurden, denn ihre Wirkung sei furchtbar.

Während die Festungsbesatzung dank dem guten Schutze der Deckungen verhältnismäßig geringe Verluste hatte, waren die der Russen geradezu entsetzlich. Ein Mitkämpfer aus Przemysl schreibt darüber:

„Meterhoch lagen die Toten vor den Festungswerken. Nach der Befreiung der Festung haben wir die Beerdigung vorgenommen und auf Befehl des Festungskommandos die Leichen gezählt. Es fehlten einige Hundert von 20000. Zwischen den

Russischer Schützengraben. Phot. Kühlewindt, Königsberg.

Leichen haben wir auch noch Tausende von Schwerverwundeten gefunden, die wir in das Festungsspital beförderten. Es waren dabei einige, die schon sechs bis acht Tage ohne Nahrung dort gelegen hatten, total geschwächt waren und brandige Wunden hatten, so daß, sofern es sich um Arme oder Beine handelte, sofort amputiert werden mußte. In den Brotsäcken der Gefallenen haben wir viele Juwelen gefunden, welche die Leute geraubt hatten. Gefangengenommen haben wir auch etwa 20000. Die Leichtverwundeten nahmen die Russen mit; es sind gewiß rund 30000 gewesen. Alles in allem haben die Russen einen Verlust von etwa 70000 Mann gehabt."

Der Entsatz von Przemysl und die darauf folgenden Kämpfe bis zum Rückzug der Österreicher auf Krakau.

So blutig und ungestüm die Belagerung Przemysls war, so kurz war ihre Dauer. Die Fortschritte der Verbündeten in Polen gegen Warschau und Iwangorod gestatteten den Österreichern, anfangs Oktober 1914 auch in Galizien wieder die Offensive zu ergreifen. Wie in Polen lassen auch in Galizien bei dem Mangel des Landes an Steinen die Landstraßen sehr zu wünschen übrig; aber trotz dieser Schwierigkeit rückte das österreichisch-ungarische Entsatzheer mit überraschender Schnelligkeit gegen Osten vor und warf die zur Deckung der Belagerungsarmee

Hofphotograph Kühlewindt, Königsberg.

Russische Truppen, die aus dem Schützengraben hervorkommen, um sich zu ergeben.

von Przemysl nach Westen vorgeschobenen starken russischen Truppenteile in raschen, blutigen Schlägen an und über den San zurück. Schon am Vormittag des 8. Oktober 1914 machte sich in Przemysl das Herannahen der Entsatzarmee im Westen bemerkbar. Die Heftigkeit der Beschießung ließ nach; man gewann in der Festung den Eindruck, daß die Russen den Rückzug vorbereiteten. Darauf unternahm die Besatzung einen kräftigen Vorstoß, wobei sie zahlreiche Gefangene machte und viele Geschütze erbeutete. Das Zurückgehen der Russen artete an vielen Stellen in wilde Flucht aus. Noch am Nachmittag des 8. Oktober drang die erste Streifwache der anrückenden Entsatzarmee in die Festung ein. Am 11. Oktober war Przemysl frei, und durch den westlichen Sektor zogen die jubelnd begrüßten Befreier ein. Der Verlauf des galizischen Siegeszuges bis Mitte Oktober 1914,

dessen wichtigste Etappe die zweitägige Schlacht bei Lancut und östlich von Dynow war, und dessen Krönung der Entsatz von Przemysl bildete, ein würdiges Gegenstück zur gleichzeitigen Eroberung Antwerpens, ergibt sich im einzelnen aus folgenden amtlichen österreichisch-ungarischen Meldungen*):

29. September. Starke russische Kavallerie wurde unsererseits bei Biecz versprengt.

3. Oktober. Das Kriegspressequartier hat in mehreren Gruppen den Vormarsch angetreten, um Zeuge der Vorgänge an der Front zu sein.

6. Oktober. In Galizien rücken wir planmäßig vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanteriedivision unsererseits geworfen.

7. Oktober. Unsere Offensive erreichte auch am 6. Oktober, da und dort unter kleineren Gefechten, überall ihre Ziele. Laut Meldung eines in kühnem Fluge aus der Festung Przemysl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung von der kampfbegeisterten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene. Alle Angriffe der Russen brachen unter dem furchtbaren Feuer der Festungswerke zusammen.

8. Oktober. In weiterem Vordringen unserer Truppen wurde gestern der Feind an der Chaussee nach Przemysl bei Barycz (westlich von Dynow) geworfen, und auch Rzeszow wurde wieder genommen, wo Geschütze erbeutet wurden. Im Weichsel-Sanwinkel nahmen wir den Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemysl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele tausend Tote und Verwundete.

9. Oktober. Unser Vorrücken zwang die Russen, in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemysl, die in der Nacht vom 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und die Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Gestern Vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer. Die Angreifer begannen Teile ihrer Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unsern vordringenden Kolonnen starker Feind zum Kampfe, der noch andauert. Aus Rozwadow sind die Russen bereits vertrieben.

10. Oktober. Gestern versuchte der Feind noch einen Sturm auf die Südostfront von Przemysl, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten des Angreifers abwies; dann wurden die rückgängigen Bewegungen der Russen vor der Festung allgemein. Die Westfront mußten sie vollständig räumen; unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Der durch

---

*) Vergleiche die Karte des polnisch-galizischen Kriegsschauplatzes Seite 559.

die Schnelligkeit der Operationen in Russisch-Polen und Galizien verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf die Festung durch Hinausschieben von Heeresteilen gegen Westen zu decken, vermochte aber unsern heraneilenden Armeen nirgends standzuhalten. Die fünf bis sechs russischen Infanteriedivisionen, die sich bei Lancut stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den San. Ebenso wurde eine Kosakendivision und eine Infanteriebrigade, die östlich von Dynow eine verstärkte Stellung innehatten, nach kurzem Widerstand zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall auf den Fersen.

11. Oktober. Unser rasches Vorgehen an den San hat Przemysl von der feindlichen Umklammerung befreit. Unsere Truppen rückten in die Festung ein. Wo sich die Russen noch stellten, wurden sie angegriffen und geschlagen. Bei ihrer Flucht gegen die Flußübergänge von Sieniawa und Lezajsk fielen massenhaft Gefangene in unsere Hände.

Feldmarschalleutnant Hermann Kusmanek, der heldenmütige Verteidiger von Przemysl.

12. Oktober. Unsere Offensive hat unter vielfachen, für unsere Truppen durchweg siegreichen Kämpfen den San erreicht. Der Entsatz der Festung Przemysl ist vollzogen. Nördlich und südlich der Festung werden die Reste der feindlichen Einschließungsarmee angegriffen. Jaroslau und Lezajsk sind in unserem Besitze. Von Sieniawa geht starker Feind zurück. Östlich von Chyrow schreitet unser Angriff gleichfalls fort.

13. Oktober. Gestern schlugen unsere gegen Przemysl anrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, die Einschließungstruppen derart zurück, daß der Feind jetzt nur mehr vor der Ostfront der Festung hält. Bei seinem Rückzuge stürzten mehrere Kriegsbrücken nächst Sosnica ein; viele Russen ertranken im San. Der Kampf östlich von Chyrow dauert noch an. Eine Kosakendivision wurde von unserer Kavallerie gegen Drohobycz geworfen.

In den durch sehr ungünstige Witterung und schlechte Wegverhältnisse außerordentlich erschwerten Märschen und Kämpfen der letzten Wochen hat sich die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen neuerdings glänzend bewährt.

Der durch die tapfere Verteidigung Przemysls zu einem der volkstümlichsten Heerführer Österreich-Ungarns gewordene Kommandant der Festung, Feldmarschall-leutnant Hermann Rudolf Kusmanek, hat eine glänzende und rasche, zum großen Teil im Generalstab verbrachte Laufbahn hinter sich. Vor Übernahme des Festungskommandos führte er die 28. Infanterie-Division in Laibach. In Anerkennung der heldenmütigen Verteidigung der Festung verlieh ihm sein Kaiser den Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration. Wenige Tage nach dem Entsatz Przemysls stattete der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, der tapferen Besatzung einen Besuch ab und überbrachte den Dank des greisen Kaisers.

Phot. Eugen Schöfer, Wien.

General d. Inf. Svetozar v. Boroevic.

Dieselbe Auszeichnung wurde dem Führer der dritten Armee, General der Infanterie Svetozar v. Boroevic v. Bojna, verliehen, dem das Verdienst zukommt, durch seine geschickte Führung den Entsatz Przemysls wesentlich beschleunigt zu haben. 1856 in Kroatien geboren, zeichnete er sich schon im bosnischen Okkupationsfeldzug 1878 aus. Vor dem Krieg war er Kommandeur des sechsten Armeekorps in Kaschau.

Ein beträchtlicher Teil Galiziens war der Russenherrschaft wieder entwunden. Obwohl die Russen in Galizien, das sie unter dem Namen Rot-Rußland ihrem Reiche einzuverleiben gedachten, die Rolle der Befreier spielten, ließen sich ihre undisziplinierten Scharen in den von ihnen besetzten Gebieten doch schwere Ausschreitungen zuschulden kommen, wenn sie hier auch nicht in der grauenhaften Weise wüteten wie in Ostpreußen. Aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wurde nach dem Entsatz von Przemysl folgender amtlicher Bericht veröffentlicht, der die schändliche russische Kriegführung in Galizien gebührend an den Pranger stellt:

„Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Bräuchen hohnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften auf der Strecke bieten ein Bild größter Verwüstung. In Dembica wurde ein

Teil der Stadt eingeäschert. Das schöne Schloß Zawada wurde, da sich die einzige mit der Aufsicht betraute Person weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, Matratzen zerfetzt, kostbare Gemälde zerschnitten. Der Boden ist besät mit Bergen von Fetzen, Papieren, Scherben, kurz: ein Bild rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten gingen in allen von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen System vor, das mit einer ehrlichen, geordneten, soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen. Es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelröhre eines Kosaken befördert wurden. Dem Pfarrer in Mrowla wurde seine Beichtuhr, welche die Zahl der abgenommenen Beichten anzeigte, aus der Tasche gezogen. Als der Mann später erkannte, daß sie wertlos war, wurde sie wieder zurückgestellt. Beim Rauben der Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. So erschien bei dem Rzeszower Uhrmacher Nikolaus Musokowski ein russischer Regimentsarzt, der ihn beauftragte, seine goldene Uhr zu reparieren. Die Uhr erkannte Musokowski als sein Fabrikat und wies dies auch dem Regimentsarzt durch Vorlegung des Verkaufsregisters nach, aus dem die Nummer der Uhr und der Verkaufstag zu ersehen war. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen und praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider und Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholische Geistlichkeit wurde unhöflich, oft brutal behandelt. So wurde der hochbetagte Kanonikus von Dembica gezwungen, die Kosaken persönlich zu bedienen und ihnen Löffel und Messer aus der Küche zu bringen. Die Geistlichen wurden vielfach zur Öffnung der Kirchen gewaltsam genötigt. In einem Spital in Rzeszow wurden zwanzig österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das primitivste Gefühl der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde. In vereinzelten Fällen waren Lebensmittel bezahlt worden. Allerdings kam der Verkäufer meistens nicht auf seine Rechnung, da er eine Quittung über den richtigen Empfang der Geldsumme ausstellen mußte, ohne den bestätigten Betrag zu Gesicht zu bekommen. Wurde tatsächlich gezahlt, so war dank des hinaufgeschraubten Rubelkurses, der mit 3 Kronen 30 Heller bestimmt wurde, der Preis auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Verkäufe wurden von den russischen Soldaten durchgeführt. Namentlich geraubte Kühe wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kaufe angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Sache überlegt hätte, und zog mit der Kuh und dem Gelde davon. So wurden mit einer Kuh mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließliche Besitzer blieb aber immer derselbe russische Soldat. Besonders zu erwähnen ist, daß in einzelnen Bezirken Frauen und Mädchen vergewaltigt wurden."

Nach dem Entsatz von Przemysl stieß die weitere österreichisch-ungarische Offensive auf zähesten Widerstand der Russen. Flußabwärts von Przemysl hatten sich diese hinter dem San verschanzt, während sie südöstlich von Przemysl vorzüg-

liche Höhenstellungen einnahmen, die sich von Medyka, östlich von Przemysl, über Magiera, Starasol und Stary-Sambor bis in die Karpathen erstreckten. Auf dieser ganzen Linie, von der Sanmündung bis in die Karpathen, entbrannten erbitterte

Der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph (×), besichtigt mit dem heldenmütigen Verteidiger von Przemysl, Feldmarschall-leutnant Kusmanek (××), die Festung Przemysl.

Kämpfe. Die Österreicher bemühten sich vor allem, den linken russischen Flügel von seinen Stützpunkten in den Karpathen zu verdrängen. Am 14. Oktober erstürmten die österreichisch-ungarischen Truppen die befestigten Höhen von Starasol, und am 16. Oktober nahmen sie nach hartnäckigen Kämpfen auch die russischen

Höhenstellungen bei dem am linken Ufer des Dnjester gelegenen Städtchen Stary-Sambor und hielten sie gegen wütende russische Gegenangriffe. Am folgenden Tag wurde die für das weitere Vordringen besonders wichtige Höhe von Magiera nach mächtiger Artillerievorbereitung von den tapferen Tiroler Landesschützen im Sturm genommen. Verzweifelte Versuche der Russen, die ihnen entrissene Höhe mit Hilfe von Verstärkungen, die aus Lemberg herangezogen wurden, zurückzuerobern, mißlangen. Unterdessen erkämpften sich die rechten österreichisch-ungarischen Flügelkolonnen den Ausgang aus den Karpathentälern, erzwangen den Übergang über den Stryj und die Swica und bedrohten durch ihre weit ausholenden Bewegungen die Sanstellung mit Aufrollung. Die Russen hielten schon Lemberg durch die von Südwesten sich heranarbeitenden Österreicher für bedroht und warfen starke Kräfte dorthin.

Ebenso erfolgreich für die Österreicher, wenn auch nicht weniger erbittert und blutig, verliefen die Kämpfe am San. An mehreren Stellen, so bei Jaroslau und Sieniawa, wurde der Übergang über den Fluß erzwungen. Bei Rudnik, unweit der Einmündung des Tanew in den San, zeichnete sich das ungarische Regiment Nr. 72 durch die Erstürmung der geradezu meisterhaft angelegten russischen Schanzen hervorragend aus. Ein Kriegsberichterstatter schreibt darüber:

„Von Oberst Wossala befehligt, standen drei Bataillone des Regiments gegen ein ganzes russisches Infanterieregiment, dessen Stellung, staffelförmig hinter- und übereinander vor einem Walde aufgebaut, einer Festung glich. Das Vorfeld war kreuz und quer durch Stacheldrahthindernisse geschützt, von unterirdischen Minenfeldern durchzogen und an den Flanken durch Artillerie verteidigt. Am Fuße dieses furchtbaren, abgedachten Geländes setzte das Infanterieregiment Nr. 72, verstärkt durch ein Bataillon des 71. Regiments, zum Angriff an, der auf eigene Faust vom Oberst anbefohlen war. Ein in diesem Krieg bisher ungewöhnlicher Umstand bestimmte Oberst Wossala zu dem großen Wagnis, eine solche Stellung anzugreifen: mußten bisher alle österreichischen Erfolge gegen eine erdrückende russische Überlegenheit, die bei der Artillerie oft drei- und vierfach war, erkämpft werden, so war hier das Kräfteverhältnis annähernd, die Stärke der Artillerie ganz gleich. Der Vorteil der Russen bestand „nur“ in ihrer befestigten Stellung.

Kleine Teile eines Feldartillerieregiments, Preßburger wie die Infanterie, bereiteten den denkwürdigen Angriff, der gleichsam den Stier bei den Hörnern faßte, durch ein starkes Feuer gegen die Flanken des Gegners vor. Die russischen Batterien hatten sich gegen die ungarischen derart zu wehren, daß sie der energisch vorgehenden Infanterie nicht viel Schwierigkeiten machen konnten. Um so mehr besorgten dies die russischen Maschinengewehre, deren Streugarben hageldicht in die stürmenden Truppen fielen und manches Opfer forderten. Noch gefährlicher war die Wirkung der Minen. Überall tat sich unter Krachen die Erde auf, Flammen schossen empor, und mit den durch elektrische Auslösung entzündeten Minen flogen ganze Vulkane von Erde und Steinen in die Luft. Wer gerade an einer solchen Stelle stand, war augenblicklich tot. Die Überlebenden, stets von einem zweiten Ausbruch bedroht, hielten den Tornister über sich, denn gleich darauf prasselte der Regen der Steine nieder, die Hunderte von Metern

emporgeschleudert worden waren. Die Ungarn hielten diesen schauerlichen Verwüstungen stand und drangen unaufhaltsam vorwärts bis in die Wurfweite der Ekrasitbomben, die ihnen die Russen entgegenschleuderten. Aber auch dieses Mittel verfing bei den Ungarn nicht. Sie erstürmten die Befestigungen, bevor der Feind sie noch zu räumen vermochte, und nahmen über 700 Mann, also fast den fünften Teil des ganzen russischen Regiments, gefangen."

Wie hier, so ging auch an anderen Stellen das Vordringen der Österreicher nur Schritt für Schritt vonstatten und mußte teuer bezahlt werden. Ende Oktober nahmen die Kämpfe an der ganzen Front allmählich größtenteils den Charakter des Stellungskrieges an.

Österreichischer Verwundetentransport.

Als Hindenburg und Dankl zu Ende des Monats ihre Armeen aus Polen zurückführten, mußten auch die österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien, nunmehr ohne Deckung im Norden, sich dieser Sachlage anpassen, um nicht in Flanke oder Rücken gefaßt zu werden. Obwohl auf der ganzen Linie siegreich, besann sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung keinen Augenblick, im Interesse des einheitlichen Zusammenwirkens mit dem Verbündeten auch ihrerseits eine Neugruppierung vorzunehmen und ihre Streitkräfte zum zweitenmal in den Raum von Krakau zurückzuziehen. Zu diesem Entschluß gehörte eine um so größere Selbstverleugnung, als damit Przemysl einer zweiten Einschließung anheimfiel und die Karpathen und die Bukowina neuen russischen Einfällen preisgegeben wurden. Wie in Polen ging auch in Galizien die Ablösung vom Feinde glatt vonstatten.

Der Einbruch der Russen in die ungarischen Karpathengebiete und ihre Vertreibung.

Nach der Besetzung von Ostgalizien stand den Russen der Zugang zu den naturgemäß nur schwach besetzten Karpathenpässen frei. Der in einem Bogen von Mähren bis hinunter nach Siebenbürgen um Ungarn sich lagernde Wall der Karpathen stellt einem Vormarsch größerer Truppenmassen starke natürliche Hindernisse entgegen. Ein wirklich ernst zu nehmender Angriff auf die ungarische Tiefebene lag aber offenbar gar nicht in der Absicht der Russen. Zu einem solchen Unternehmen wären umfangreiche Vorbereitungen und größere Streitkräfte nötig gewesen als das eine Korps, das zu dem Einbruch angesetzt wurde. Die Abziehung starker Truppenmassen von der in Galizien stehenden Hauptmacht verbot sich für die Russen insbesondere von dem Augenblick an, da die deutsch-österreichische Offensive in Polen und Westgalizien einsetzte und alle russischen Kräfte stark in Anspruch nahm. Die russische Presse fabelte zwar von der kommenden Überschwemmung der ungarischen Tiefebene und der bevorstehenden Militärdiktatur in Budapest; in Wirklichkeit aber scheint die russische Heeresleitung die Einfälle in die nordöstlichen Komitate Ungarns weniger aus strategischen als aus politischen Beweggründen unternommen zu haben. Sie hoffte wohl, daß in Oberungarn, wo die Magyaren gegenüber anderen Nationalitäten in der Minderheit sind, das Erscheinen der Russen unter der von ihnen begünstigten ruthenischen und rumänischen Bevölkerung nationale Selbständigkeitsbestrebungen veranlassen würde, was leicht im nahen Balkan zu Weiterungen hätte führen können. Die russischen Berechnungen erwiesen sich jedoch als falsch. Die erhofften Aufstände in Ungarn blieben aus; die Bevölkerung erwies sich im ganzen ziemlich kaltblütig, und nur einige Grenzkomitate wurden von ihr geräumt. Selbst von dem ruthenischen Volk zeigte sich nur ein ganz kleiner Teil als unzuverlässig, jene in früheren Spionageprozessen bekannt gewordenen ganz armen und von der Kultur noch nicht beleckten Holzfäller und Schmuggler, denen man noch einreden kann, wenn der Russe komme, dürfe man die polnischen Herren und Juden erschlagen und sich ihre Habe aneignen. Die ruthenischen Soldaten, von denen ein beträchtlicher Teil dem in den galizischen Kämpfen erprobten sechsten Korps angehört, bewährten sich jedoch als durchaus treu und tapfer.

Der Einbruch der Russen über die Karpathen nach Ungarn erfolgte in der zweiten Hälfte des September 1914 fast gleichzeitig an vier Stellen der Karpathen, wo Paßstraßen die Beförderung von Artillerie und Train ermöglichten. Kleinere Abteilungen zogen über Schleichwege und durch Wälder. Die stärkste russische Säule ging von Turka aus über den Uzsokpaß vor. Dieser breite Übergang bei dem im Komitat Ung in den Ostbeskiden gelegenen, etwa tausend Einwohner zählenden Dorf Uzsok begünstigte die Entwicklung und das Vordringen der Russen.

Erst weiter rückwärts im enger werdenden Tal der Ung stellten sich schwache österreichisch-ungarische Verteidigungstruppen unter vortrefflicher Ausnützung des Geländes ernstlich zum Kampfe. Ihre Artillerie war vortrefflich aufgestellt und beherrschte die ganze Tallänge. In viertägigen, für die Russen äußerst verlust-

Phot. Berliner Illustr. Ges.

Österreichisch-ungarische Patrouille in den Karpathen.

reichen Kämpfen vom 26. bis zum 29. September wurden diese vollständig geschlagen, worauf sie fluchtartig zurückgingen. Vorstoß und Flucht erfolgten auf demselben Weg. Der amtliche Bericht vom 9. Oktober besagte:

Der vom Uzsoker Paß geworfene Feind wird über Turka weiter gedrängt.

Ein zweiter Einbruch erfolgte weiter südöstlich bei Vereczkö, von wo die Russen bis Szolyva im Latorczatal gelangten. Ein Gefecht setzte dort am 4. Oktober dem russischen Vorstoß ein Ziel. Flüchtend gingen die geschlagenen Russen zurück, der größere Teil auf der ursprünglichen Einbruchslinie, ein kleinerer Trupp weiter östlich über Volocz und über die ungarische Grenze zurück nach Tucholka, wo es zu weiteren Rückzugsgefechten kam. Am 15. Oktober wurde amtlich gemeldet, die Verfolgung habe Skole erreicht, am 18., Lubience und die Höhen nördlich von Orow seien besetzt, und nach dem Bericht vom 20. Oktober war Stryi genommen.

Die dritte russische Einbruchskolonne, die am 27. September bei Toronya von ungarischen Truppen gestellt wurde, konnte zunächst den Vormarsch bis Ökörmezö erzwingen, wo die Russen in einem Gefecht am 1. Oktober ihre Stellung zunächst zu behaupten vermochten, bis auch diese russische Abteilung nach hartnäckigen Kämpfen geworfen wurde und nach Galizien zurückkehren mußte. Am 14. Oktober meldete der amtliche Bericht, daß Toronya nach viertägigen Kämpfen wieder genommen sei.

Verwickelter gestaltete sich der Einbruch der vierten russischen Kolonne, die trotz des Heldenmuts, mit dem sich die schwachen österreichisch-ungarischen Abwehrtruppen der russischen Übermacht entgegenwarfen, bis Maramaros-Sziget und weiter theißabwärts vordrang. Der „Pester Lloyd" gibt folgende packende Episode aus den Gebirgskämpfen in jener Gegend wieder:

„In einem ungarischen Dorfe nördlich von Maramaros-Sziget lebte ein Landmann, ein Greis von 82 Jahren, noch ein rüstiger, tatkräftiger Mann. Er hegte wunderbare heilige Erinnerungen. Vor 66 Jahren war er Soldat im ungarischen Befreiungskriege. Er war Artillerist gewesen, und sein Kommandant war der Szekler Magier Aron Gabor, der mit der wundertätigen Kraft einer großartigen Energie im Feldzuge 1848/49 über 60 Kanonen goß und seine Artillerie zum Sieg führte. Das war eine Zeit der Wunder.

Neue Wunder geschehen. Der Greis in jenem kleinen Dorfe hatte seinen Führer nicht vergessen. Mit 16 Jahren war er Soldat gewesen, und er blieb ein Honved auch mit 82 Jahren. Als im Sommer die Jungen zu ihren Truppenkörpern einrückten, holte der Greis seinen kaffeebraunen Attila hervor, um mit dem Ernste des Mannes seinem Könige und seinem Vaterlande zu dienen.

Die Wege und Fußsteige in Maramaros sind wirr und gewunden. Er kannte sie und führte Gendarmen und Soldaten den rechten Steig. Er tat seinen Dienst treu und gewissenhaft, er tat seine Pflicht, er diente.

Da, eines Tages, vormittags um 9 Uhr, erscholl plötzlich die Glocke seines Heimatdorfes — die Sturmglocke. Ungarn, gellte sie, kommt, kommt, es naht die Gefahr! Ein Bauer jagte ins Dorf und brachte die Kunde, in den nahen Bergen sei der Feind aufgetaucht, vielleicht nur mehr eine knappe Stunde entfernt, russische Soldaten!

Auf dem Platze vor der kleinen Kirche versammelten sich die daheimgebliebenen Männer, etwa 180 an der Zahl. Und sie hatten ihre Waffen in der schwieligen, harten Rechten, die Waffen des segenspendenden Friedens: die Schaufel, die Sense, die Heu-

Festungen
Eisenbahnen
Flüsse

Maßstab
0 5 10 15 20 40 60 80 Km

Beilage zu „Der Weltkrieg 1914."

Karte der Waldkarpathen und der Bukowina.

Verlag von Levy & Müller, Stuttgart

gabel, die Holzhauerart; und nur wenige hatten ein Jagdgewehr und die nötigen Patronen dazu. Vor ihnen aber stand in seinem alten Attila aus längstvergangenen Zeiten der Honved: Kerekes Marton. Er hielt eine sehr kurze Rede, übernahm das Kommando, teilte seiner Truppe seine Pläne mit, zog den Säbel und führte die tapfere Schar dem Feinde entgegen. Umsichtig, behutsam führte er sie, auf alles klug achtend. Unterwegs bekam er Verstärkung: fünf Gendarmen und zwei Finanzwächter schlossen sich ihnen an. So kamen sie bis an den Bach.

Da tauchten schon die Russen auf, zwei Kompagnien reguläres Militär. Der Kommandant Kerekes ließ die Brücke zerstören. Die zwei feindlichen Kompagnien stürmten heran, der Bach war seicht, sie strebten herüber. Die tapferen Hundertund-

Ein Trupp teilweise leichtverwundeter gefangener Russen.

achtzig hielten die steile Uferböschung besetzt, die fünf Gendarmen und zwei Finanzer feuerten unausgesetzt aus ihren Repetiergewehren, die übrigen halfen mit und überschütteten die Russen mit einem Steinregen; dann sauste die Sense, wuchtig schmetterten die Schaufeln nieder, die Art holte aus zum Schlag, die Heugabel stach zu, und drei Stunden, drei heroische Stunden lang wichen sie nicht und wankten sie nicht. Die Russen konnten nicht über den Bach. Aber viele der Verteidiger fielen in diesem harten Kampf. Dann kam der Landsturm und schlug die Russen zurück.

Auch der Kommandant fiel; eine russische Kugel traf Kerekes Marton in die Brust. Er wurde noch lebend nach Maramaros Sziget gebracht, wo er bald darauf seine treue, tapfere Soldatenseele aushauchte. Als Sechzehnjähriger war er das erstemal in die Schlacht gezogen, als Zweiundachtzigjähriger fand er den Heldentod für seine Scholle, die er so sehr liebte und pflegte, und für die er sein Herzblut dahingab."

Nur wenige Tage waren die Russen Herren von Maramaros-Sziget. In der Nähe von Hoszumezö kam es am 5. und 6. Oktober zu heftigen Kämpfen, in denen sie auseinandergetrieben wurden. Fluchtartig mußten sie über Maramaros-Sziget bis Nagy Bocsko zurückgehen, wo sich ein Teil am 7. Oktober dem nachdrängenden Verfolger nochmals stellte, aber wiederum geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurde, der bei Raho zunächst zum Stehen kam, nach abermaligem Gefecht aber zur Flucht wurde. Die amtlichen Berichte über die Kämpfe bei Maramaros-Sziget besagen:

7. Oktober. Bei Maramaros-Sziget wurde der eingebrochene Gegner geschlagen; die Stadt ist in der vergangenen Nacht wieder in unsern Besitz gelangt.

8. Oktober. In den siegreichen Kämpfen bei Maramaros-Sziget wetteiferten ungarischer und ostgalizischer Landsturm sowie polnische Legionäre an Tapferkeit.

9. Oktober. In den Karpathen steht es gut. Der Rückzug der Russen aus dem Maramaroser Komitat artete in Flucht aus. Bei Bocsko wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus.

10. Oktober. Ungarn dürfte von dem noch in den Komitaten Maramaros-Sziget und Beszterczе-Naszod herumirrenden feindlichen Abteilungen bald gänzlich gesäubert sein.

16. Oktober. In der Maramaros nahmen unsere den Feind verfolgenden Abteilungen Raho in Besitz.

20. Oktober. Körösmezö wurde von unsern Truppen nach Vertreibung des Feindes in Besitz genommen.

Damit waren alle größeren Kolonnen wieder über die ungarische Grenze zurückgewiesen. Mit zersprengten Abteilungen kam es noch zu zahlreichen Einzelgefechten, so besonders im Vissotal, die durchweg zur Auflösung und Gefangennahme der russischen Verbände führten. Den Abschluß des mißglückten russischen Einfalls in Ungarn, welcher die Russen insgesamt mindestens 15000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen kostete, also nahezu die Hälfte der für die Einbrüche angesetzten Mannschaften, meldete der amtliche Bericht vom 21. Oktober mit folgender Feststellung:

In den Karpathen wurde der Jablonicapaß, der letzte noch von einer russischen Abteilung besetzt gehaltene Übergang von uns genommen. Auf ungarischem Boden ist kein Feind mehr.

Folgende im „Pesti Hirlap" veröffentlichten Erlebnisse eines alten Wirtschaftsbeamten in einem ungarischen Schloß vermitteln einen trefflichen Eindruck von der kurzen Russenherrlichkeit in Ungarn:

„Beim Herannahen der Russen zerstob das ganze Dorf; alle Einwohner zerflatterten wie die aufgescheuchten Tauben eines Schlags. Sie türmten Sack und Pack und allen elenden Plunder auf die Leiterwagen und flohen. Die Ruthenen fluteten von den Bergen herab. Nur der Pfarrer, der Richter und unser alter Lehrer blieben zurück. Ich nahm samt Frau Quartier im Schloß, in der Wohnung unserer Exzellenz. Mit uns wohnte noch die Postmeisterin und ihre Mutter. Die Männer schlagen sich alle drunten und droben, in Serbien und in Galizien. Nur wir blieben zurück, die alten Trümmer des Wirtschaftslebens.

Es goß in Strömen, als die Russen anlangten. Man behält solche Tage im Kopf. Erst waren es nur zehn, fünfzehn Berittene, dann folgte die ganze Horde mit Kanonen, Maschinengewehren, der ganzen Bagage, beschmutzt und zerlumpt: ein jämmerlicher Anblick. Kein Teufel kam ihnen begrüßend entgegen. Sie verlangten Quartier, und ihre Offiziere machten es sich sofort im Schlosse bequem. An der Spitze ritt die spindeldürre Zwirnfigur des Obersten, um ihn der Schwarm der übrigen Offiziere. Eine alte Dienerin öffnete das Tor, und sie waren da. Die Frauen drängten mich, daß ich den Leuten etwas sage. Ich ging und erwartete sie bei der Veranda, wo es zur Treppe hinaufgeht. Der Oberst tänzelte mit seinem Gaul zu mir und schrie mich an: ‚Sind Sie der Herr?‘ — ‚Ich bin nur ein Diener,‘ war meine Antwort. Die Offiziere sprangen von den Pferden und folgten mir, nachdem sie sich vorher die schmutzigen Stiefel im Treppenhaus gehörig gesäubert hatten. Der Adjutant des Obersten verständigte mich, mehr bittend als fordernd, daß er von mir ein feines Essen, das heiß sein müsse, für das Korps erwarte. ‚Und Wein, wissen Sie, Wein muß dabei sein von dem sogenannten Tokaier.‘ Gut, gut, dachte ich, den wird's natürlich auch geben. Wenn nur zuerst die Unsrigen herkommen wollten!

Die Offiziere machten sich breit, und die Frauen gingen ans Kochen. Da wurde plötzlich ein Schreien, Johlen und Poltern laut, daß wir glaubten, unser Schloß werde aus den Fugen getrieben. Die verdammten Kerle brachten die verhätschelten Offizierspferde geradeaus in die Hallen, Salons, Billardzimmer und Schlafgemächer meiner Herrschaft. Die Wut hatte mir fast die Sinne geraubt. Ich lief zum Oberst. ‚Es ist ungeheuerlich, die Teppiche, Gobelins und Möbel so vandalisch zu verwüsten.‘ Die Offiziere lachten mir ins Gesicht. ‚Äh nichts! Schauen Sie, daß Sie weiter kommen‘ — und sie soffen unsern guten Wein weiter.

Es kam die Mittagzeit. Sie standen eben über eine Mappe gebückt und berieten, als ich eintrat und an allen Gliedern zitternd meldete: ‚Herr Oberst, es ist angerichtet!‘ Sie kamen wohlgelaunt und freundlich mit. ‚Ist auch das Essen gut? Auch etwas Paprika?‘ Wir gingen über Treppen und Gänge, durch den Garten, quer über den Hühnerhof, nur immer zu, bis ich die Herrschaften vor unserem Stall halten ließ. Ich öffnete die Türe. Vor den Pferdekrippen war alles schön sauber gescheuert, und auf zwei langen Tischen stand alles recht zierlich mit Blumen und Silber serviert. Ausgerechnet für 42 Offiziere. Sie waren verblüfft. Der Oberst wollte mich mit seinen blutunterlaufenen Augen verschlingen, die übrigen fluchten und schrien: ‚Was ist denn das? Was hat das zu bedeuten?‘ — ‚Nichts,‘ war meine naiv verschmitzte Antwort, ‚ich bedaure lebhaft, nicht im Speisesalon aufwarten zu können, da dort die Rosse ihre Notdurft verrichten. Es geht nicht gut an, in jener frischduftenden Nähe das hohe Offizierkorps gastlich zu bewirten. Sie sehen, ich habe hier alles säuberlich geordnet. Es paßt so besser.‘ Der Oberst hörte und hörte, biß sich nervös in die Unterlippe, fuchtelte mit dem Monokel, stampfte mit dem Fuß und schrie dann etwas, das ich,

Beilage zu Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914/15

Verlag von Levy & Müller, Stuttgart

Wegnahme russischer Geschütze durch ungarische Husaren.

Nach einer Originalzeichnung von Alb. Reich.

weil es russisch war, nicht verstand. Ich dachte, daß es mein standrechtliches Todesurteil sei. Es kam aber anders. Die Offiziere zerstoben nach allen Winden. Binnen fünf Minuten waren die Pferde von den Kosaken herabgeholt. Diese brachten das Schloß rasch in Ordnung und trugen allein Teller und Eßzeug in den Speisesaal, wo bald darauf die heiße Hühnersuppe ihren duftenden Dampf verbreitete.

Gegessen aber haben sie nichts von all den guten Sachen, denn kaum setzten sie sich hin, da brüllten unsere Kanonen von den Bergen herab ihr „Gesegnete Mahlzeit", und die teuren Gäste flohen, was sie konnten. Das Essen war aber noch lau, als es mit Löwenhunger von den polnischen Legionären verzehrt wurde."

5

Österreichisch-ungarische Munitionskolonne auf einer Karpathenstraße.

Natürlich ließen es die Russen während ihres kurzen Aufenthalts in den ungarischen Grenzgebieten auch nicht an Raub und Plünderung fehlen, wobei ihnen zum Teil die russenfreundlichen Elemente der ruthenischen und rumänischen Bevölkerung Beihilfe leisteten, welche die Russen auf jede Weise für sich zu gewinnen suchten. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß die russischen Soldaten auch nicht vor der Beraubung ihrer eigenen Offiziere zurückschreckten, wenn sich Gelegenheit bot. So wurde z. B. in den Kämpfen im Vissotal in einem Maisfeld der Kosakenoberstleutnant Kamenow schwer verwundet und fast ganz nackt von den Ungarn aufgefunden. Es wurde festgestellt, daß der Oberstleutnant, als er verwundet vom Pferd stürzte, von seinen eigenen Kosaken für tot gehalten, seiner Barschaft, Ringe,

Uhr und Stiefel beraubt wurde, worauf sie ihn seinem Schicksal überließen. Der Offizier erzählte, daß ihn vor zehn Jahren im russisch-japanischen Krieg unter ähnlichen Umständen schon einmal dasselbe Schicksal betroffen habe.

Wie sehr die Russen in Ungarn auf Aufstände der Nationalitäten rechneten, verrät der Inhalt eines russisch-ungarischen Militärtaschenwörterbuchs, von dem eine Anzahl erbeutet wurde. Es finden sich darin einige charakteristische Fragen und Antworten wie: „Welcher Nation gehörst du an? Hat euer Dorf sich empört? Hat es sich gegen den ungarischen Staat empört? Habt ihr euch schon mit den Ungarn geschlagen? Wer ist euer Anführer?“ — Den Plündernden sollten folgende Fragen nützlich werden: „Wo ist die Steuerkasse? Wo wohnen reiche Herren?

Russische Stabsoffiziere.

Wo ist Schnaps?“ — Vor den ungarischen Soldaten, besonders den „roten Teufeln“, wie die ungarischen Husaren von den Russen getauft wurden, hat der Russe besonders Respekt. Ein Kapitel des Wörterbuchs beginnt mit den Fragen: „Wo sind die Honveds? Welche Farbe hat ihre Uniform? Welche Farbe haben ihre Hosen?“ — Daß die Russen keineswegs darauf gefaßt waren, schon bei Maramaros-Sziget wieder umkehren zu müssen, zeigen Fragen wie: „Welcher Weg führt nach Tokaj? Wo geht der nächste Weg nach Szegedin? Führt kein anderer Weg nach Budapest?“

Die Schläge, welche die tapferen österreichisch-ungarischen Karpathentruppen den Russen beibrachten, waren die gebührende Antwort.

Der erste Einfall der Russen in die Bukowina und ihre Vertreibung.

In der Bukowina, dem östlichen Grenzland gegen Rumänien und Bessarabien hin, waren die Russen schon anfangs September 1914 nach dem Rückzug der Österreicher auf Lemberg eingerückt. Strategische Bedeutung kam dieser Unternehmung ebensowenig zu wie dem Einfall in Ungarn. Rücksichten auf Rumänien waren in erster Linie maßgebend, das Rußland durch diese militärische Demonstration auf seine Seite zu ziehen hoffte. Am Abend des 2. September rückten die Russen in die unverteidigte Hauptstadt des „Buchenlandes“, Czernowitz, ein. Über den Einzug der Russen und die Tage ihrer Herrschaft in der Stadt schreibt ein Czernowitzer Bürger:

„In der Nacht auf den 1. September wurde die eine Eisenbahnbrücke über den Pruth von den österreichischen Soldaten gesprengt, die andere verbrannt; was irgendwie konnte, hatte schon vorher die Stadt verlassen, und am 31. August war auch das Militär abmarschiert. Auch der Landespräsident verließ an dem Tag mittels Auto die Stadt und mit ihm sämtliche Behörden; alle Postämter wurden geschlossen, kein Brief kam weder hinaus noch herein. Die Aufregung in der Stadt war ungeheuer. Am 1. September wurden überall Plakate angeschlagen, man solle sich bei einem etwaigen Einmarsch der Russen ruhig verhalten, es werde niemandem etwas geschehen. Aber nach dem, was man bisher von den Russen gehört hatte, glaubte kein Mensch diesen Versicherungen. Am 2. September nachmittags wurde bekannt, daß der Bürgermeister die Stadt übergeben habe, und am Abend zogen die Russen mit Musik und Gesang ein. Kein Schuß fiel; der Bevölkerung war unter Androhung der Todesstrafe auch die kleinste Belästigung der Truppen verboten worden. Die Russen waren nur wenig über 3000 Mann stark; sie wollten anfangs nicht recht an einen Abzug der Österreicher glauben und waren der Ansicht, die Soldaten hielten sich irgendwo verborgen. Alles wurde durchsucht, aber ohne Ergebnis. Am 3. vormittags erschien eine Kundmachung, wonach die Bevölkerung bis 5 Uhr nachmittags eine Kriegssteuer von 300 000 Rubeln in Gold und Silber zu erlegen habe, sonst werde die Stadt den Soldaten zur Plünderung preisgegeben und der Kommandant könne für das Leben der Bewohner nicht garantieren. Die verlangte Summe wurde pünktlich aufgebracht. Eine zweite Kundmachung befahl, alle Geschäfte von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends offen zu halten; nach 8 Uhr abends durfte bei Todesstrafe niemand auf der Straße sein. Ansammlungen waren zu vermeiden, alle Waffen abzuliefern; auch den Kindern war jedes Waffenspielzeug verboten, denn auch ein Schuß aus einem solchen ziehe unnachsichtlich die Todesstrafe nach sich. Man hat sich in sein Schicksal ergeben, und die Verhältnisse sind im Vergleich zu den Greueltaten, die auf dem Lande draußen alltäglich passieren, noch leidlich. Der Stadtkommandant bemüht sich, alle Ausschreitungen der russischen Soldaten zurückzuhalten. Immer gelingt dies freilich nicht; so wurden schon wiederholt Mädchen ermordet aufgefunden und viele Leute von betrunkenen Kosaken mit Säbelhieben traktiert. Auf die Beschwerde des Bürgermeisters erklärte der General, man solle eben den Soldaten nichts zu trinken geben. Aber sie nehmen sich's selber, und wenn der Wirt nichts hergeben will, wird er erschlagen. In Ostrica wurde bei einem Gutsbesitzer geplündert, alle Ochsen und Pferde wurden geraubt. Als er sich beschwerte, zündeten die Kosaken

in der Nacht aus Rache das ganze Dorf an. In der Zwischenzeit ist viel russisches Militär gekommen, aber größtenteils nur durchgezogen; oder es liegt außerhalb der Stadt, und die Bevölkerung weiß nichts davon, denn niemand darf die Stadt verlassen. Um 8 Uhr ist es überall totenstill, nur der Schritt der russischen Wachen ertönt in den hell erleuchteten Straßen. Die zurückgebliebenen österreichischen verwundeten Soldaten, etwa 200 bis 300 Mann, wurden auf Leiterwägen weggebracht, niemand weiß wohin. Die Offiziere zahlen alles, was sie kaufen; die Mannschaft scheint wenig oder gar kein Geld zu haben. Sie nimmt, redet nicht viel und geht. Im allgemeinen verhalten sich die Russen ruhig. Aber man fürchtet, daß sie aus Rache plündern und sengen werden, wenn sie sich einmal wieder zurückziehen müssen, und hofft nur, daß die Österreicher einmal so plötzlich kommen, daß sie die Russen überrumpeln. Viel Aufregung herrschte über den Verbleib mehrerer russischer Patrouillen, die zur Erkundung hinausgeschickt wurden und nicht mehr zurückkehrten. In der Stadt selbst sind jetzt nicht mehr als 1000 Russen. Die übrigen arbeiten draußen an den Befestigungen und Verschanzungen, mit denen die ganze Stadt umgeben wird."

Die Hoffnung des Czernowitzer Bürgers auf baldige Befreiung der Hauptstadt ging nach siebenwöchiger Geduldsprobe in Erfüllung. Ohne eigentlichen Befehl und Auftrag zog der Oberstleutnant der Gendarmerie Eduard Fischer seine in den einsamen Bergen des Landes zerstreuten Gendarmen zusammen. Landstürmer und Bauern gesellten sich zu ihnen, und so entstand eine kleine, aber verwegene Armee. Während die Bildung der Truppe vor sich ging, begab sich der Kommandant in eigener Person nach Czernowitz und erkundigte sich dort einige Tage lang in aller Gemütlichkeit über die russischen Stellungen. Dann begann die Russenjagd. Am 20. Oktober konnte der amtliche Bericht die Wiedereinnahme der Stadt Sereth melden, am folgenden Tag berichtete er das Vorrücken bis an den großen Sereth, den nördlichen der beiden Quellflüsse des Sereth, der dann die Moldau durchströmt und bei Galatz in die Donau mündet. Die Entfernung bis zur Hauptstadt des Landes wurde in einem Tag vollends überwunden. Schon am 22. Oktober wurde amtlich gemeldet:

In Czernowitz sind unsere Vortruppen eingerückt.

Die weitere Verfolgung des Feindes führte die Scharen Fischers bis in die Gegend von Kolomea.

Die Befreier wurden von der Bevölkerung der Hauptstadt mit ungeheurem Jubel aufgenommen. Die Bewohner eilten den Truppen in freudigster Bewegung entgegen, und im Triumph wurden die Soldaten in die beflaggte Stadt begleitet. Der Abzug der Russen war so rasch erfolgt, daß in der Stadt kein erheblicher Schaden angerichtet wurde. Weniger gut war das offene Land davongekommen. Raub und Plünderung waren da an der Tagesordnung. Zahlreiche Meierhöfe und sonstige Gebäude wurden niedergebrannt. Jeder, der nach der rumänischen Grenze flüchten wollte, mußte hohe Summen an die russischen Offiziere bezahlen. Nach den amtlichen Feststellungen verübten die Russen selbst an den bukowinischen Rumänen und ihrer Habe barbarische Gewaltakte. So verteilten sie das den ru-

mänischen Bauersleuten geraubte Vieh und sonstige Habseligkeiten unter die von ihnen in die rumänischen Ortschaften eingesetzten ruthenischen Bauern aus der Bukowina und aus Rußland, um die Ruthenen für Rußland zu gewinnen. Den griechisch-katholischen Erzbischof Repta versuchten sie durch wiederholte Drohungen zum Erlaß eines in russischem Sinne gehaltenen Hirtenbriefes zu zwingen. Der russische Gouverneur diktierte dem Kirchenfürsten Zimmerarrest und ließ ihn durch

Ein gut versteckter russischer Beobachtungsposten im Walde.

Posten überwachen. Um der erzbischöflichen Residenz eine besondere Schmach zuzufügen, legten die Russen in das dort errichtete Rote Kreuzspital 200 mit ekelhaften Krankheiten behaftete russische Soldaten.

Die Befreiung des Landes war somit eine große Wohltat für die bedrängten Bewohner; eine Beeinflussung der Kriegslage in Galizien war von den Vorgängen in jener abgelegenen Ecke allerdings nicht zu erwarten.

Der englisch-deutsche Handelskrieg.

Englands Eingreifen in den Weltkrieg entsprang dem brennenden Verlangen, den gefährlichen deutschen Wettbewerber am Weltmarkt zu vernichten, da die englische Industrie und der englische Handel sich ihm nicht mehr gewachsen fühlte. Vor etwa 25 Jahren noch war das Verhältnis des britischen Welthandelsanteils zum deutschen wie 20:10, bei dem riesenhaften Aufschwung des deutschen Handels verringerte sich aber der Abstand immer mehr, bis sich schließlich der prozentuale Anteil der beiden Wettbewerber am gesamten Welthandel wie 16:13 zugunsten Englands verhielt. Genau betrachtet war die britische Überlegenheit überhaupt nur eine scheinbare, denn die deutsche Ausfuhr hatte die Höhe der englischen nahezu vollständig erreicht, und nur auf Seite der Einfuhr bestand noch das britische Übergewicht, hervorgerufen durch die große Abhängigkeit des Inselreichs von der Nahrungsmittelzufuhr aus fremden Erdteilen.

Nicht bloß durch Unterbindung der deutschen Einfuhr und Ausfuhr sucht England, ohne seine Flotte zum Kampf einzusetzen, die Welthandelsbeziehungen Deutschlands zu vernichten und dessen Anteil so viel wie möglich dem englischen zuzuschlagen, es verschmäht auch nicht die abgefeimtesten Maßregeln, um deutsche Staatsbürger wirtschaftlich zu schädigen. Wie die englische Handelswelt vom Krieg denkt, und was sie sich von ihm versprach, das beleuchtet grell folgende Auslassung eines englischen Schriftstellers, der im „Daily News“ seinen Landsleuten folgendermaßen den Text las:

„Der kleine englische Handeltreibende, der Wurstmacher und der Musikant, der in diesem grimmigen Krieg nur ein Mittel sieht, den deutschen Konkurrenten an die Wand zu drücken, von ihm mag ich nicht sprechen. Zweifellos leidet der deutsche Handel während des Krieges. Aber solange das Blut in den Schützengräben verspritzt wird, rate ich unsern unternehmungsgierigen Krämern, so viel Takt zu besitzen und uns mit ihren Kassabüchern gefälligst in Ruhe zu lassen. Denn wir wollen doch für eine Idee, nicht für Gewinst Krieg führen.“

Vom gleichen Krämergeist ist aber auch die englische Regierung selbst beseelt. Das zeigt die Mahnung des englischen Handelsministers an die englische Geschäftswelt, die günstige Konjunktur nur ja recht auszunützen. Sie wurde mit der Unterstützung des britischen Handelsamtes wacker befolgt. Vertreter des englischen Handels und der englischen Industrie bereisten das neutrale Ausland, um dort die deutschen Häuser durch Unterbindung bis zu 20 Prozent zu verdrängen. Um die vom Ausland verlangten deutschen Waren nach Kräften nachahmen zu können, wurde im englischen Handelsministerium eine besondere Abteilung errichtet, deren Aufgabe es ist, Muster deutscher Waren zu sammeln. Hand in Hand damit ist die Gründung einer Art Leipziger Messe geplant. Am schamlosesten kommt aber die englische Auffassung vom Krieg in dem Gesetz zum Ausdruck, welches das britische Handelsamt ermächtigt, auf Antrag Patente der feindlichen Mächte aufzuheben, wenn englische Firmen die Ausnützung der deutschen bezw. österreichisch-ungarischen Erfindung übernehmen wollen. Auch spricht das Gesetz den in Großbritannien eingetragenen Fabrik- und Handelsmarken von Angehörigen der feindlichen Länder ihre Rechtsgültigkeit ab. Da England von den zu erwartenden Gegenmaßregeln offenbar weniger geschädigt zu werden glaubt, erkennt es damit selbst die Überlegenheit der deutschen Produktion und des deutschen Erfindergeistes an. Zugleich hat aber England mit dieser staatlichen Sanktionierung des Diebstahls am geistigen Eigentum seinen internationalen moralischen Kredit gewaltig geschädigt, denn die internationale Geschäftswelt wird mit dieser Verletzung von Treu und Glauben durch die englische Regierung künftig zu rechnen wissen. Die englische Freibeuterpolitik wird jedoch den englischen Geschäftsleuten wenig Vorteile bringen, denn von der freien Verfügung über ein Fabrikationsverfahren bis zur Ausbildung der Fabrikationsmethode und bis zur Sicherung eines guten Erzeugnisses und vor allem des Absatzes ist noch ein weiter Weg. Überdies sind die Zeiten zur Aufnahme neuer Fabrikationen auch in England nichts weniger als günstig, zumal dort das Kapital bei der Finanzierung der einheimischen Industrie sehr zurückhaltend ist. So war es z. B. nicht möglich,

Lloyd George, der englische Finanzminister, bei einer seiner Propagandareden, in denen er die Aushungerung Deutschlands verkündigt.

ein Kapital von 60 Millionen Mark aufzubringen für die von der Regierung angeregte Gründung einer Gesellschaft, die sich der Herstellung von Anilinfarben widmen sollte, da die englische Baumwollindustrie die deutschen Farbstoffe schwer entbehrte.

Um Deutschlands Welthandel zu treffen, schreckte England auch nicht vor Maßnahmen zurück, die geeignet waren, neutrale Ausländer zu schädigen. So erließ die englische Regierung ein Verbot für alle englischen Firmen, Geschäfte mit deutschen Firmen und solchen ausländischen Firmen abzuschließen, an denen Deutsche beteiligt sind, wäre es auch nur durch einen einzigen deutschen Teilhaber. Der europäische Handel soll sich eben noch mehr wie bisher der Vermittlung Englands bedienen, und darum werden diejenigen Ausländer, die sich mit Deutschen assoziiert haben, dafür bestraft, daß sie sich nicht lieber englische Teilhaber nahmen.

Ankerplatz an der Themse bei London mit der Towerbrücke im Hintergrund.

Um den Gegner auch auf finanziellem Gebiet zu schädigen, untersagte England jede direkte oder indirekte Leistung an einen Deutschen, ja bedrohte die Übertretung der Vorschrift mit Strafe. Ein englischer Schuldner kann demnach keine Zahlung an einen deutschen Gläubiger machen, selbst wenn dieser in England wohnt. Den englischen Banken wurde ohne Rücksicht auf Schädigung Neutraler verboten, irgendeinen Wechsel oder Scheck einzulösen, der deutsches oder österreichisch-ungarisches Giro trägt.

Ein Faustschlag ins Gesicht des Völkerrechts ist es, wenn England, wenigstens im Bereich der britischen Kolonien im Osten, nicht einmal vor dem feindlichen Privateigentum haltmacht. Eine für die Straits Settlements und Hinterindien im Dezember 1914 ergangene Verordnung sprach die sofortige zwangsweise Liqui-

dierung aller feindlichen Firmen aus und die Vernichtung aller Bücher, Briefe, Belege und Abrechnungen einschließlich der des Liquidators. Wessen gewisse englische Handelskreise fähig wären, wenn sie die Macht dazu hätten, den deutschen Wettbewerb aus der Welt zu schaffen, verrät folgende Betrachtung des englischen Weltblattes „The Engineer“:

„Wir können das Ziel der Unterbindung des deutschen Wettbewerbes auf einem zwar rücksichtslosen, aber sehr einfachen Wege erreichen, nämlich durch planmäßige, gründliche Vernichtung sämtlicher Anlagen der deutschen Industrie und besonders ihrer Eisen- und Stahlwerke. Bei der militärischen Besetzung des Landes müßte man seine industriellen Stätten, sobald die Truppen ihrer habhaft werden, zerstören. Wenn man sich bei uns und in Frankreich mit diesem Gedanken einer planmäßigen Vernichtung erst vertraut machen würde, so würden infolge des Unterganges der deutschen Industrie unseren heimischen Werken gewaltige Mengen Kapitales zuströmen, und sie hätten von dem Verfahren einen unermeßlichen Nutzen. Durch die Behandlung belgischer und französischer Städte und Dörfer haben die Deutschen ja die öffentliche Meinung bereits gegen sich gebracht und so zum Teil der allgemeinen Gutheißung eines solchen Industriekrieges als eines gerechten Vergeltungsmittels vorgearbeitet. (!) Wir selbst wollen uns mit diesem Vorschlag nicht in zu schroffer Weise einverstanden erklären. Er wird, wie wir wissen, von vielen unter uns gebilligt, muß aber vor einer Durchführung reiflich überlegt werden.“

Festgenagelt werden muß auch folgender Ausspruch der „Times“:

„Essen mag zittern angesichts des Schicksals, das ihm bevorsteht, denn kein Stein wird auf dem andern gelassen, wenn die Verbündeten dorthin gelangen.“

Die Durchschneidung der deutschen Kabel, die nicht, wie es das Völkerrecht verlangt, in den deutschen Gewässern, sondern in der neutralen See erfolgte, und die Unterwerfung der zum größten Teil in den Händen von englischen Privatgesellschaften befindlichen transozeanischen Kabel unter englische Zensur erlaubt England nicht nur die Durchführung eines ungeheuerlichen Lügen- und Verleumdungsfeldzugs gegen seine Feinde, sondern wird auch zu geschäftlichen Zwecken ausgenützt. Bezeichnenderweise sind es nicht englische Militärs, sondern Geschäftsleute, welche die Kabelzensur in schroffster Weise ausüben. Selbst harmlose neutrale Telegramme werden ohne Rückzahlung der zum Teil sehr beträchtlichen Gebühren einfach unterdrückt, sobald nur der geringste Verdacht besteht, daß sie mit deutschen Handelsverhältnissen irgendwie in Beziehung stehen könnten. Auch die Briefzensur wird mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit gehandhabt. Kam es doch vor, daß deutsche Postsäcke gegen alles Völkerrecht von neutralen Schiffen heruntergenommen und einfach ins Meer geworfen wurden, obwohl nach den Regeln des Völkerrechts amtliche wie private Briefsendungen unverletzlich sind.

Den größten Erfolg versprach sich England aber von der Unterbindung jeder Einfuhr nach Deutschland. Um seinen Zweck zu erreichen, ging England in der Frage der Konterbande ganz willkürlich vor, indem es sich über die Unter-

scheidung der absoluten und relativen Konterbande skrupellos hinwegsetzte. Als absolute Konterbande gelten bekanntlich nur Waffen, Geschosse und sonstige militärische Gerätschaften; diese Gegenstände unterliegen nach den internationalen Regeln uneingeschränkt der Beschlagnahme, wenn ihre Bestimmung nachweisbar das feindliche Gebiet ist. Ganz anders verhält es sich mit den Gegenständen der relativen Konterbande, wie Lebensmittel, Fourage, Kleidungsstücke, Fahrzeuge, Feuerungsmittel usw., die der Beschlagnahme nur unterliegen, wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der Streitmacht oder für Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Diese Einschränkung besagt klar, daß die Beschlagnahme dieser Gegenstände auf neutralen Schiffen nur bei ihrer Verwendung für die direkten Kriegszwecke des feindlichen Staates selbst, nicht aber bei der privatwirtschaftlichen Verwendung zulässig sein soll, mag es sich dabei um die Lebensmittelversorgung oder um die Verwendung für Wirtschaftsbetriebe handeln. Die englische Regierung setzt sich aber, in schroffem Widerspruch zu der Londoner Seerechtserklärung von 1909, über diese ganz klare Bestimmung ganz einfach hinweg und nimmt das ausnahmslose Recht auch der Beschlagnahme jeder relativen Konterbande in Anspruch. Gleichzeitig erklärt sie in diesen Fällen die Aufbringung der neutralen Schiffe auf der Fahrt nach neutralen Häfen für zulässig, obwohl Gegenstände der relativen Konterbande der Beschlagnahme nur auf einem Schiff unterliegen, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen Gebiet befindet und diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen soll. Den letzten Schritt tat England mit der ebenfalls der Londoner Erklärung widersprechenden Erweiterung der Konterbande durch Einbeziehung von Gegenständen, die durch die Freiliste ausdrücklich davon ausgenommen sind, wie Rohstoffe der Textilindustrie, Kautschuk, Erze, Felle und anderes. Kurzum die Engländer behandeln in der Praxis so ziemlich alles, was durch neutrale Schiffe direkt oder indirekt den feindlichen Staaten zugeführt werden könnte, als Konterbande und verhindern seine Beförderung gewaltsam. Damit ist der Schikanierung des neutralen Handels Tor und Tür geöffnet. Um zu vermeiden, daß Deutschland sich über neutrale Staaten mit Lebensmitteln und Rohstoffen für seine Industrie versorge, geht England schließlich soweit, daß es sich die vollständige Kontrolle des Handels der neutralen Staaten anmaßt und dekretiert, wieviel sie nach ihrem mutmaßlichen eigenen Verbrauch an Schiffsgütern einführen dürfen, für alles aber, was ihm darüber hinauszugehen scheint, das Recht der Beschlagnahme in Anspruch nimmt. Entgegen dem internationalen Recht, wonach neutrale Handelsschiffe nur im Fall der Blockade oder im feindlichen Hoheitsgebiet auf Konterbande durchsucht werden dürfen, maßt sich England dieses Recht in der ganzen Nordsee an, ja verschleppt die Schiffe sogar zur Untersuchung nach englischen Häfen. Die Proteste der neutralen Mächte gegen diese unerhörten Eingriffe in ihr wirtschaftliches Leben lassen England kühl, kommt es ihm doch ganz willkommen, daß die Beeinträchtigung nicht bloß des feindlichen,

sondern auch des neutralen Wettbewerbs die englische Handels- und Industrieherrschaft auf dem Weltmarkt stärkt.

Wenn England geglaubt hatte, durch die Entfesselung des Wirtschaftskrieges Deutschlands Grab zu graben, so wurde es in dieser Hoffnung je länger desto mehr schwer enttäuscht. Die Abschließung vom Meere machte Deutschland zu einem geschlossenen Handelsstaat, der dank der Leistungsfähigkeit seiner Gelehrten und dank dem Anpassungsvermögen sowie dem Organisationstalent seiner Industrie und seines Handels die ungünstigen Kriegsfolgen so glänzend überwindet, daß es den Kampf fortsetzen kann, ohne Spuren von Erschöpfung zu zeigen. Eine Aushungerung Deutschlands ist nicht möglich, denn es vermag im Lande über neun

Kohlen im Hafen von Portsmouth.

Zehntel seines Brotes zu erzeugen. Die Ernährungsfrage wurde durch Beschlagnahmungen, Festsetzung von Höchstpreisen, Regulierung des Verbrauchs, Erhöhung der Erzeugung und andere Maßnahmen gelöst. Die Industrie, die im ersten Kriegsmonat wegen des Einrückens zahlreicher Arbeitskräfte und der stockenden Ausfuhr bedroht schien, erholte sich dank ihrer Anpassungsfähigkeit von Monat zu Monat. Nicht nur die für den Kriegsbedarf arbeitenden Fabriken sind gut beschäftigt, auch die auf den Export angewiesenen Fabriken fanden hiefür vielfach neue Wege. Für die Zeit nach dem Kriege braucht der deutschen Industrie noch weniger bange zu sein, denn was ihr heute der britische Handel in fernen Gebieten an Absatzmöglichkeiten abjagt, ist nicht dauernd und vollständig verloren. Das deutsche Gewerbe hat sich seinen Platz durch die Güte seiner Erzeugnisse, durch die Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit seiner Lieferungen und besonders auch durch seine Anpassungsfähig-

keit an den Geschmack der Abnehmer erkämpft. In diesen Eigenschaften wird der moderne Engländer es dem Deutschen niemals gleichtun. Ganz vereinzelt bricht sich diese Erkenntnis auch in der englischen Presse Bahn. So schrieb die „Times" in einem lichten Moment:

„Es wird jetzt viel von der Gelegenheit gesprochen, die der Krieg bietet, um sich des deutschen Handels und der deutschen Absatzgebiete zu bemächtigen. Hievon ist viel törichtes Geschwätz. Die Handelsbeziehungen, deren wir uns dank unserer Flotte bemächtigen können, werden nicht lange in unseren Händen bleiben, wenn der normale Zustand wieder eintritt. Wie sollen dann die dabei festgelegten Kapitalien wieder herauskommen? Deutschland hat sich seinen Handel ehrlich durch Kenntnisse, Intelligenz, Fleiß und Anpassungsfähigkeit seiner Kaufleute und Ingenieure gesichert. Nur durch die gleichen Eigenschaften können wir die Absatzgebiete uns erobern und dauernd erhalten."

Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

Das auf eine Mine aufgelaufene schwedische Dampfschiff „Svartön" im Trockendock in Amsterdam.

Vermag der englische Wirtschaftskrieg nicht Deutschlands Lebensnerv zu bedrohen, so ging noch weniger die prahlerische Verkündigung des englischen Schatzkanzlers in Erfüllung, daß England infolge des Krieges die glänzendsten Zeiten erleben werde. Mit dem Ausbruch des Krieges schrumpfte eben der gesamte Welthandel an und für sich schon zusammen. Das bedeutet für Englands Volkswirtschaft eine noch viel größere Schädigung und Erschütterung als für die deutsche, denn erstere beruht in viel höherem Grade als die deutsche auf Güteraustausch mit dem Ausland. Die deutsche Volkswirtschaft ist in erster Linie auf dem großen inneren Markt aufgebaut, und nur der vierte bis fünfte Teil des deutschen Güterumsatzes entfällt auf den Außenhandel, während für England das Verhältnis umgekehrt ist. Deutschland kann somit im äußersten Fall auf seinen gesamten Welthandel verzichten, England kann es nicht. An dem starken Rückgang des britischen Außenhandels, den die englischen monatlichen Ausweise anzeigen, ist zu einem großen Teil eben das Ausscheiden des besten Kunden Englands, des deutschen Marktes, schuld, dessen steigende Aufnahmefähigkeit

in den Jahren vor dem Krieg nicht zuletzt die Ursache der gewaltigen, freilich das deutsche Tempo nicht erreichenden Steigerung des englischen Außenhandels war. Der britische Politiker, der diesen für den englischen Handel so wichtigen Markt zu zerstören trachtet, gleicht dem Manne der Fabel, der die Henne schlachtet, die ihm goldene Eier legt. Die englische Industrie, die so sehr auf den Kontinentalexport angewiesen ist, da England selbst nicht ein Viertel von den industriellen Erzeugnissen abnehmen kann, die es erzeugt, litt weiterhin schwer durch den erheblichen Rückgang des Handels mit den verbündeten Ländern, zumal Belgien und Rußland infolge seiner Isolierung ganz ausscheiden. Wegen der Minen- und Kapergefahr ging auch der Handel mit den nordischen Staaten und Holland bedeutend zurück. Nicht besser steht es mit den überseeischen Ländern, denn wie soll dort in großem Umfang Lust zu importieren vorhanden sein, wenn z. B. Brasilien seinen Kaffee und seinen Gummi, Chile seinen Salpeter und Amerika seine Baumwolle nicht losbekommen kann! Schließlich tat der als Gegenmaßregel gegen die englischen völkerrechtswidrigen englischen Maßnahmen von deutscher Seite eröffnete Unterseebootskrieg gegen die englische Handelsschiffahrt dieser beträchtlichen Schaden, nicht bloß durch zahlreiche Versenkungen von englischen Handelsschiffen, sondern fast noch mehr durch seine indirekten Folgewirkungen, wie Einstellung einzelner Dampferlinien, Verlegung der Schiffsrouten, Steigerung der Lohn- und Versicherungssätze.

Wie sehr England durch seine dem einseitigen Handelsneid gegen Deutschland entsprungene Politik sich selbst ins eigene Fleisch schneidet, wird sich erst in der Zukunft voll enthüllen, denn in Ostasien züchtet England in Japan seinen weitaus gefährlichsten Konkurrenten heran, und in den europäisch-englischen Handel dringen die Vereinigten Staaten ein, die bisher trotz heißen Bemühens nicht in den Besitz einer der Ausdehnung ihres Seehandels entsprechenden Handelsflotte kommen konnten.

Was die Ausschaltung der deutschen Industrie für die Welt und insbesondere auch für England selbst bedeutet, darüber schreibt die hochangesehene amerikanische Zeitschrift „Engineering News“:

„Wir geben nur der Wahrheit die Ehre, wenn wir aussprechen, daß es wahrscheinlich kein anderes Volk auf der Welt gibt, dessen plötzliche Absperrung vom Verkehr überall wirtschaftlich so schwer empfunden würde als die Absperrung Deutschlands. Es ziemt sich, das hier besonders auszusprechen, weil Deutschland mehr als irgend ein anderes Volk seine bedeutsame industrielle Stellung nicht seinen reichen natürlichen Hilfsquellen oder seiner günstigen geographischen Lage zu verdanken hat, sondern in erster Linie dem Wissen und Können und dem Scharfsinn, mit dem das Volk die neuzeitlichen technischen Aufgaben bearbeitet hat. Wir Ingenieure und Chemiker wissen seit langem, daß die Deutschen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik führend sind. Die Ereignisse der letzten Monate aber haben dies auch dem großen Publikum vor Augen geführt. Wenige sind sich bis dahin bewußt gewesen, bis zu welcher Ausdehnung die ganze Welt in der Lieferung einer großen Menge von Waren und Er-

zeugnissen abhängig ist von deutschen Männern der Wissenschaft, von deutschen Chemikern, Ingenieuren und Fabrikanten. Amerikanische und englische Industrielle, die sich zunächst zu der Gelegenheit beglückwünschten, für ihren auswärtigen Handel die Märkte zu erobern, die für deutsche Erzeugnisse fürs erste durch den Krieg verschlossen sind, mußten nur zu oft bemerken, daß diese ihre Maßnahmen gerade dadurch gehindert waren, daß sie selbst gewisse Stoffe nicht mehr in ausreichender Menge erhalten konnten, die sie gewohnt waren, aus Deutschland zu beziehen.“

Besonders schwer entbehrt werden in England die Erzeugnisse der deutschen chemischen Industrie, besonders Arzneimittel und die für die Textilindustrie unentbehrlichen Farben, die England fast ganz aus Deutschland bezog.

Die bedenklichste Erscheinung in der englischen Volkswirtschaft ist aber die gewaltige Preissteigerung der Lebensmittel. Ohne ausländische Zufuhren kann England nicht sechs Wochen das Leben fristen. Seine Bevölkerung ist längst zu groß geworden, um von dem Boden der britischen Inseln allein ernährt zu werden, zumal seine ehemaligen Weizenfelder meist in Jagdgründe und Weiden umgewandelt worden sind. Gerade die nächsten Bezugsgebiete, Ostsee, Schwarzes Meer, Donauhäfen, fallen aber weg. Preissteigernd wirkt ferner die Verringerung des verfügbaren Laderaums durch die Ausschaltung der deutschen und österreichisch-ungarischen Schiffe, ferner der Umstand, daß viele britische Handelsschiffe, darunter die größten, für die Kriegsmarine requiriert sind. In derselben Richtung machen sich auch geltend die gewaltige, zum Teil durch die Minen- und Unterseebootsgefahr veranlaßte Steigerung der Fracht- und Versicherungssätze, die zeitweise Verkehrsstockung in den englischen Hafenplätzen infolge Arbeitermangels oder Streiks, die Erhöhung der Arbeitslöhne und andere Umstände. Zum Teil aus denselben Gründen sind auch die für Englands Marine und Industrie wie für seine Verbündeten so wichtigen Kohlen bedeutend im Preise gestiegen. Die Rückwirkung dieser ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Finanzen Englands blieb natürlich nicht aus.

Die Erkenntnis, wie schwer sich England mit der Entfesselung des Wirtschaftskrieges selbst geschadet hat, ringt sich auf dem Inselreich langsam durch. „Aus diesem Krieg wird England als ein anderes, ein ärmeres Land hervorgehen,“ sagte Lord Midleton im britischen Oberhaus, und niemand widersprach ihm. Aber nicht nur an Geld und Geldeswert, auch an Ansehen und Macht wird England vielleicht noch schwerere Einbuße erleiden.

Phot. A. Grohs.

Das „verhungernde" Deutschland.

Der Kreuzerkrieg in den überseeischen Gewässern.

Das Seebeuterecht. Die deutschen Auslandskreuzer.

Ein wichtiger Teil des Handelskrieges zwischen den feindlichen Mächten spielte sich in den überseeischen Gewässern ab und drehte sich um die Wegnahme oder Zerstörung der gegenseitigen Handelsschiffe und ihrer Frachten, wogegen die Besatzung als unverletzlich gilt. Während nämlich neutrale Schiffe der Wegnahme nur wegen Führung von Konterbande oder wegen Blockadebruchs unterliegen, können feindliche Handelsschiffe auf Grund des leider noch bestehenden kulturfeindlichen Seebeuterechts ohne besonderen Anlaß genommen bezw. zerstört werden. Der im Landkriegsrecht gültige Satz, der das Eigentum der feindlichen Staatsangehörigen, von gewissen Notfällen abgesehen, für unverletzlich erklärt, hat im Seekrieg sich noch nicht Geltung errungen. Englands Schuld ist es, daß das Seekriegsrecht ein elender Krüppel blieb. Mit einer beispiellosen Mischung von Dünkel und Brutalität, Selbstsucht und Unverstand widersetzte es sich erbittert den wiederholten Bemühungen von fast allen anderen Staaten, in das Völkerrecht zur See dieselben Fortschritte zu milderen und menschlicheren Bestimmungen und Gebräuchen einzuführen, die im Landkrieg gelten. England kann eben nicht so leicht die Entwicklung seines Handels und seiner Seemacht verleugnen, die allzu eng mit dem Seeräubertum und rücksichtslosester Nichtachtung der Rechte anderer verwachsen sind.

Ausbesserung einer Schiffsschraube im Dock.

Die Ausübung des Seebeuterechts steht nur Kriegsschiffen zu. Die Kaperei, das ist die Ermächtigung von Handelsschiffen*), sich Handelsschiffen der feindlichen Staaten zu bemächtigen, ist seit dem Pariser Vertrag von 1856 verboten und wird als Seeraub betrachtet und behandelt. Die Jagd auf die feindlichen Kauffahrteischiffe liegt in erster Linie den auf den überseeischen Stationen verteilten Kreuzern ob. Es sind das Schiffe, die über eine hohe Geschwindigkeit verfügen, einen großen Kohlenvorrat mit sich führen können und sich für die verschiedenen Zonen eignen. Zu ihnen treten bei Kriegsausbruch die Hilfskreuzer, d. h. Dampfer, die schon in Friedenszeiten dazu bestimmt und eingerichtet sind, im Kriegsfall mit Geschützen bestückt, überhaupt armiert zu werden, sei es in den heimischen Gewässern oder auf hoher See. Sie werden von einem Seeoffizier befehligt und führen die Kriegsflagge, sind also Kriegsschiffe im vollen Sinne des Wortes. Der normale Vorgang bei der Wegnahme eines feindlichen oder neutralen Handelsschiffes ist der, daß die Prise in einen Hafen des Kaperers gebracht wird, wo ein Prisengericht entscheidet, ob die Beschlagnahme zu Recht erfolgt ist. Eine im Interesse der Unparteilichkeit erwünschte Internationalisierung dieser Gerichtshöfe ist bezeichnenderweise an dem Widerstand Englands gescheitert. Im Notfall, d. h. wenn die Einbringung der Prise in einen nationalen Hafen des Kaperers unmöglich oder mit Gefahr für diesen verknüpft ist, erlaubt das Völkerrecht auch ihre Zerstörung auf offener See. Die englische Auffassung des Krieges vom geschäftlichen Standpunkt kommt so recht in den hohen Prisengeldern zum Ausdruck, die Offiziere und Mannschaften aus dem Verkaufserlös der genommenen feindlichen Handelsschiffe erhalten.

Bei der großen Überlegenheit Englands an überseeischen Kreuzern war von vornherein damit zu rechnen, daß die deutschen Handelsschiffe in Kürze vom Weltmeer verschwinden würden. Die wenigen deutschen Auslandskreuzer reichten zu ihrem Schutz nicht zu; sie waren in Gefahr, selbst eine Beute der englischen Übermacht zu werden. Eine Verstärkung durch Schiffe der Heimatflotte verbot sich aber von selbst, um diese nicht auf dem Hauptkriegsschauplatz in der Nordsee zu schwächen. Die einzige Rettung, die den deutschen Handelsschiffen bei Kriegsausbruch blieb, war, sich in neutrale Häfen zu flüchten.

Wie der Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Kronprinzessin Cecilie“ der Gefahr, von den Franzosen gekapert zu werden, entging, schildert folgender spannende Bericht:

„Am 28. Juli 1914 verließ „Kronprinzessin Cecilie“ Neuyork, um mit 1200 Fahrgästen über Plymouth und Cherbourg nach Bremen zu fahren. Der Dampfer hatte für französische und englische Banken 10,6 Millionen Dollar in Gold und 3,4 Millionen Dollar in Silber an Bord.

Am 31. Juli befand sich der Dampfer nur mehr zwei Tagereisen vom Plymouther Hafen entfernt. Die Fahrgäste hatten einen Ball veranstaltet und schwangen lustig

*) Genau genommen ist also die gewöhnliche Ausdrucksweise „kapern“ für die Wegnahme von Handelsschiffen durch feindliche Kriegsschiffe unrichtig.

das Tanzbein. Plötzlich bemerkte einer der Reisenden, daß der Mond auf der Backbordseite, statt wie bisher auf der Steuerbordseite, erschien. Er hatte kaum seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, als auch schon Kapitän Polack die männlichen Fahrgäste in das Rauchzimmer der ersten Klasse bitten ließ. Dort machte er ihnen folgende Eröffnung: ‚Meine Herren, der Dampfer hat drahtlose Depeschen aufgefangen, wonach der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich erklärt ist; wir fahren deshalb nach Amerika zurück. Kohlen haben wir genug, um dorthin zu kommen, und ich hoffe, daß wir von keinem feindlichen Fahrzeug erwischt werden.‘ Ein etwas ungläubiges Gelächter, Beifall, einige Flüche und Proteste folgten dieser Mitteilung. Die Lichter wurden abgeblendet, das ganze Schiff vom Bug bis zum Stern mit Segelleinwand verkleidet, und während der Nacht gaben fleißige Matrosenhände den vier gelben Schornsteinen der „Kronprinzessin Cecilie“ einen tiefschwarzen Anstrich, so daß der Dampfer von weitem wie einer der Ozeanriesen der White Star Linie aussah.

Am 1. August fing die „Kronprinzessin Cecilie“ eine drahtlose Depesche von dem französischen Dampfer „La Savoie“ auf, welche besagte, daß der französische Panzerkreuzer „Friant“ sich in der Nähe von Neufundland aufhalte. ‚Ich war nicht sicher,‘ erzählte später Kapitän Polack, ‚ob der Kreuzer wußte, in welcher Gegend wir uns befanden, aber darüber, daß wir verloren seien, wenn er uns sichtete, konnte mir kein Zweifel aufkommen. Also hieß es, den Bogen um ihn herum noch etwas größer machen, aber ich kann nicht gerade behaupten, daß mir sonderlich behaglich auf der Kommandobrücke gewesen wäre. Das Wetter war hell und klar, bis wir in die gefährliche Gegend kamen, und mir wurde die Sache mit jeder Stunde ungemütlicher. Da senkte sich plötzlich ein dichter Nebel auf das Wasser hernieder, und wenn ich auch nie in meiner langen Laufbahn als Seemann einen Nebel willkommen geheißen habe, dieses Mal war ich von Herzen dankbar dafür. Nun wußte ich fast mit Sicherheit, daß wir außer Gefahr seien, wir hätten denn geradezu mit dem Kreuzer zusammenstoßen müssen. Sonst konnte er uns nicht erwischen.‘

Während des viertägigen Rennens über den Atlantischen Ozean, das erst sein Ende erreichte, als der Dampfer innerhalb der Dreimeilengrenze an der amerikanischen Küste fuhr, wich Kapitän Polack nicht von der Kommandobrücke.

An Bord des Schiffes befand sich eine Gruppe von Finanzleuten, die den Dampfer ankaufen wollten, der dann unter amerikanischer Flagge seinen Weg nach Europa hätte fortsetzen sollen. Der Kapitän erwiderte den Antragstellern trocken, er habe seine Befehle vom Norddeutschen Lloyd, und nach diesen und nichts anderem werde er handeln. Man versuchte drahtlose Depeschen abzusenden, doch der tapfere Kommandant erklärte gelassen, dies dürfe nicht geschehen, da sonst der Aufenthaltsort des Dampfers verraten werden könnte. Welchen amerikanischen Hafen man zu erreichen suchen werde, wurde gefragt. Ein Achselzucken und die Antwort: ‚Den nächsten.‘

Weiter ging die wilde Fahrt. In der Nähe der Neufundlandküste tauchte dichter Nebel auf. Ohne die Geschwindigkeit zu vermindern, raste die „Kronprinzessin Cecilie“ hindurch, nicht einmal das Nebelhorn ließ sie ertönen. Einer Abordnung der Fahrgäste, die gegen die volle Fahrt im Nebel Verwahrung einlegte, erklärte der Kapitän: ‚Ich weiß genau, was ich tue; ich bin bereit, die Verantwortung zu tragen. Im übrigen haben Sie wenig Veranlassung zur Besorgnis, denn wir steuern einen Kurs, der sonst nicht befahren wird.‘

Am 3. August endlich erreichte der Dampfer den nordamerikanischen Hafen von Bar Harbor im Staate Maine und war damit in Sicherheit.“

Im Heiz- und Maschinenraum eines großen deutschen Schlachtschiffes.

Einer der letzten deutschen Dampfer, der noch vor der englischen Kriegserklärung den heimischen Hafen erreichte, war die „Prinzessin". Der „Deutsche Kurier" veröffentlichte folgende Schilderung von der gefahrvollen Heimfahrt des Schiffes:

„Die „Prinzessin" kam von Kapstadt und trug eine Ladung Diamanten aus Deutsch-Südwestafrika an Bord, stellte also einen recht hübschen Wert dar. Die Fahrgäste, die aus dem Kapland, aus Deutsch-Südwest, aus dem Kongo und aus Kamerun kamen, erhielten erst in Teneriffa unbestimmte Nachrichten von einem Kriege zwischen Österreich und Serbien, in den Rußland eingreifen wolle. Am 30. Juli, als der Dampfer in Lissabon einlief, erfuhr man, daß die politische Lage recht ernst wäre. Doch auf der langen Fahrt durch dichte Nebel, die portugiesische Küste entlang und quer durch den Golf von Biskaya bis zur Höhe von Brest, abgeschlossen von aller Welt, beruhigten sich die Gemüter. Da brachte am Abend des 2. August ein Funkentelegramm dem Kapitän die Nachricht vom Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und Deutschland. In der Nähe der französischen Küste schwebte die „Prinzessin" in ernster Gefahr, von dem Verbündeten Rußlands gekapert zu werden. Deshalb fuhr der Kapitän mit höchster Geschwindigkeit auf die englische Küste zu und hielt sich ziemlich dicht unter ihren Lichtern. Schon vorher waren, zur Bestürzung der Fahrgäste, alle Fenster und Luken geschlossen worden, so daß kein Lichtstrahl aus dem Schiff dringen konnte, das während der ganzen Nacht durch Scheinwerfer der englischen Torpedoboote, welche die Küste scharf bewachten, erleuchtet wurde. Fahrplanmäßig hätte Antwerpen angelaufen werden müssen. Viele Belgier und Holländer waren an Bord und viel Ladung für Antwerpen. Trotzdem entschloß sich der Kapitän, ohne Aufenthalt nach Deutschland zu fahren, von dessen Küste er noch eine ganze Tagesfahrt entfernt war. Auch hätte ja irgend ein ausländischer Mitreisender den Aufenthalt in Antwerpen benützen können, um einer französischen Behörde Mitteilung von der Fahrt des Dampfers zu machen. Und die Franzosen hätten sicherlich ein so gutes Schiff mit einer so reichen Ladung gern abgefangen. Der 3. August war der aufregendste Tag der Fahrt. An der Nordküste Hollands tauchten plötzlich zwei Torpedoboote am Horizont auf und nahmen mit Volldampf den Kurs auf die „Prinzessin". Der Kapitän mußte argwöhnen, daß es feindliche Boote wären, und bog scharf nach Steuerbord ab, mit geradem Kurs auf die Sandbänke des holländischen Ufers. Jedermann verstand seinen kühnen Entschluß, eher auf das Ufer aufzufahren, als den Dampfer preiszugeben. Aber im letzten Augenblick zeigten die Torpedoboote die holländische Flagge, und die Fahrgäste atmeten befreit auf. Sofort nahm die „Prinzessin" ihren Kurs wieder auf die hohe See. Man war der Gefahr der französischen Kriegsgefangenschaft entronnen. Kurz nach der förmlichen Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich erreichte die „Prinzessin" dann deutsche Gewässer. Am 4. August ging die Fahrt durch die mit Schiffen bedeckte Bucht von Cuxhaven. Zwischen den grünen Ufern der Elbe begleiteten die begeisterten Willkommengrüße der Anwohner die glückliche Heimkehr der „Prinzessin"."

Natürlich nützte England seine Überlegenheit in Übersee ohne Bedenken auch in völkerrechtswidriger Weise aus, wenn es seinem Interesse entsprach. So nahm es, ebenso wie Frankreich, von den neutralen Schiffen alle heimkehrenden feindlichen Reservisten, aber auch solche Personen, die längst über das dienstpflichtige Alter hinaus waren, herunter und machte sie zu Kriegsgefangenen, obwohl das Völkerrecht das nur bei „geschlossenen Truppenabteilungen" erlaubt oder bei Per-

sonen, die „während der Fahrt die Operationen des Feindes unmittelbar unterstützen". Zu Tausenden machten sich bei Kriegsausbruch die deutschen und österreichisch-ungarischen Reservisten aus aller Herren Länder in heller Begeisterung auf, ließen Hab und Gut, Haus und Hof im Stich, vielfach auf Nimmerwiedersehen, um dem Ruf des Vaterlands zur Fahne zu folgen. Die englischen Aufpasser zur See schreckten sie nicht. Die Befürchtung, daß England sie nicht durchlassen werde, bestätigte sich nur zu bald, aber trotzdem versuchten viele durch den eisernen Ring des Feindes zu schlüpfen. Mit tausend Listen gingen sie vor: als blinde Passagiere,

G. Riebicke, Charlottenburg.

Kohlenübernahme auf hoher See.

als Stewards, Heizer oder Kartoffelschäler, zwischen Rinderhäuten und Warenballen verstaut, oder mit falschen Pässen versehen suchten sie ihr Ziel zu erreichen. Manch einem glückte das Wagnis, Tausende aber gingen ins Netz wie die Fische, und die meisten der Auslandsdeutschen mußten schließlich von ihrem Vorhaben abstehen. Wie es den die Rückkehr nach Deutschland versuchenden Deutschen in der Regel erging, zeigt folgende eindrucksvolle Schilderung der Fahrt des holländischen Dampfers „Potsdam" von Neuyork nach Rotterdam, die ein junger, der Gefangennahme durch die Engländer glücklich entgangener, später im Kampf für sein Heimatland gefallener junger Frankfurter in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte:

„Am 16. August verließ die „Potsdam“ Neuyork. Sie war das erste Schiff seit der Kriegserklärung, das auch Deutsche mitnahm, falls sie erklärten, nicht felddienstfähig oder dienstpflichtig zu sein. Besonders die Hapag und der Norddeutsche Lloyd wollten mit diesem Dampfer eine große Anzahl Deutscher mit ihren Familien nach Haus schicken, da sie in Neuyork nicht beschäftigt werden konnten.

Am Pier drüben in Hoboken wimmelte es von Deutschen. Von allen deutschen Schiffen, besonders von der mächtigen „Vaterland“ aus wurde gerufen und gewinkt, die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ ertönten, und mitten unter den Zuschauern standen gewiß die englischen Berichterstatter und setzten schon ihre Telegramme nach London auf.

Der gewesene englische Marineminister Churchill.

Die ersten Tage der Fahrt verliefen ruhig bei prächtigem Wetter. Allenthalben hörte man Worte wie ‚neutrales Schiff‘, ‚holländischer Boden‘, ‚Kriegskonterbande sind nur bewaffnete Transporte‘ usw. Andere sagten wieder: ‚So dumm sind die Engländer denn doch nicht, daß sie alle diese Deutschen durchlassen. Aber wenn sie uns gefangennehmen, dann haben wir wenigstens unsere Pflicht getan.‘ Andere lächelten ein klein wenig überlegen. Die hatten sich für alle Fälle vorgesehen. Allmählich sickerte durch, daß in der ersten Klasse unter den vielen deutschen Offizieren, die mitfuhren, ein früherer Generalstabsoffizier, ein drei Tage vor der Abreise getrauter Hauptmann, viele Mitglieder von Offiziersfamilien und auch einige solche waren, die sich rehabilitieren wollten. In der zweiten Klasse war es ebenso. Im Zwischendeck, der sogenannten dritten Klasse, herrschte ein buntes Gemisch: Angestellte der deutschen Reedereien, Kapellmeister, Stewards, Köche, Heizer usw. Seite an Seite mit deutschen Offizieren. Alle fuhren auf eigene Kosten. Daneben Gesichter, denen man an den Schmissen den Korpsstudenten auf zehn Meter ansah, einige Reserveoffiziere, darunter typische Leutnantsgesichter. Sie

kamen meist aus sehr entfernten Landesteilen und hatten vielleicht in der Eile nicht genug bares Geld bekommen können. Ein Herr, der die ersten paar Tage nur einige englische Worte sprach, entpuppte sich einigen Vertrauenswürdigen gegenüber als ein deutscher aktiver Leutnant, der sich hatte nach Kanada beurlauben lassen, in der Absicht, sich dort anzusiedeln. Auf die Mobilmachungsnachricht hin hatte er seine Frau, eine Stunde nach der Geburt eines Töchterchens, verlassen und war schnell nach den Vereinigten Staaten gefahren. Die kanadische Regierung hatte einen Haftbefehl gegen ihn erlassen, und so konnte ihn während der langen Wartezeit in Neuyork kein Geld mehr erreichen. Er hatte sich mit Wanzenquartieren begnügen und mit halber Kost durchfristen müssen und hatte auch dann nur mit Hilfe des deutschen Konsulats seinen Platz an Zwischendeck bezahlen können.

Die Bordzeitung brachte Lügentelegramme, wie wir das ja von Amerika im Anfang gewohnt waren. Am ersten Tage hieß es: 45000 Deutsche bei Lüttich gefallen, die deutsche Armee zerfetzt und über den Rhein zurückgefegt, dann wurde offiziell bestätigt, daß v. Emmich sich erschossen habe. Durch diese Telegramme aber ließ sich niemand den Glauben an den Sieg der Deutschen nehmen, und die Tatsache, daß Brüssel in deutsche Hände gefallen sei, wurde an Bord sehr bejubelt, wenn sie auch in der Bordzeitung als Falle und taktischer Erfolg der Alliierten bezeichnet wurde, die damit ihre Front für die große Entscheidungsschlacht frei machen wollten.

Sechs Tage lang war auf der befahrensten Seestraße kein Schiff zu sehen. Die Zuversicht wuchs, und doch hätte sich jeder sagen können: Ist es denn möglich, daß die Engländer uns so einfach durch ihren Kanal durchlassen?

Land! Wir fahren an Scilly Islands vorbei. Vor uns in gleichmäßigen Zwischenräumen schwarze Punkte. Dampfer, darunter ein Riesenkran, damit beschäftigt, ein gesunkenes Unterseeboot zu heben. ‚Englische Kreuzer!‘ rufen bald die Besitzer von Falkenaugen oder guten Gläsern. Viele deutsche Herzen klopfen. Zwei Kreuzer ziehen vorbei. Ein kleiner schwarzer Kreuzer kommt auf uns zu. Flaggensignale gehen hoch und fallen. Wieder Signale, da — halbe Kraft — stoppen! Stille. Der allgewöhnte Maschinenlärm verstummt. Auf 300 Meter von uns liegt der Kreuzer. Möwen fliegen schreiend von Schiff zu Schiff. Der Himmel ist grau und wolkenbehangen, und es dämmert. Atemlose Spannung. Der Kreuzer setzt ein dicht besetztes Boot aus. Der Kapitän kommt an Bord. Er sieht die Papiere durch. Plötzlich verläßt er wieder das Schiff. Die Optimisten atmen auf. Die Papiere waren in Ordnung. Die Maschine arbeitet, da kommt vom Kreuzer der Befehl zum Flaggensignal. Stoppen und dann halbe Kraft vorwärts. Es ist stichdunkel. Dicht seitlich hinter uns sehen wir die drei roten Lampen des Kreuzers. Jetzt blitzen vor uns die Scheinwerfer von englischen Kreuzern auf, sie beleuchten den Fang wohl öfters, sind aber doch hauptsächlich auf der Suche nach Zeppelins und Genossen, denn die Wolken bekommen mindestens ebensoviel Licht wie wir.

Wir drehen dem Lande zu, und die Lichter einer Stadt kommen näher und näher. Endlich sind wir im Hafen von Falmouth und werfen Anker aus. Viel geschlafen wurde die Nacht wohl nicht an Bord. Der beurlaubte Leutnant erzählte nachher, er habe die ganze Nacht gekämpft: ‚Du hast deiner Frau versprochen, du wolltest nicht leichtsinnig sein. Der Steckbrief gegen dich ist sicher nach England rübergekabelt. Wenn du dann den falschen Paß vorzeigst, so machen sie sicher elend kurzen Prozeß mit dir. Ist es denn den Einsatz wert? Nein, und doch. Fällst du da oder auf dem Schlachtfeld, das ist einerlei. Jedenfalls besser als die Gefangenschaft.‘

Am nächsten Morgen wurden wir um 1/25 Uhr geweckt. Vom Deck aus hatte man einen schönen Blick auf den Hafen von Falmouth mit seinen jäh ansteigenden Wänden und dem herrlichen Lande darüber. Einige Schiffsmanöver, und endlich kam die Kommission von englischen Offizieren an Bord. Nach fünf Minuten erschienen die Fahrgäste der zweiten Klasse mit Koffern auf dem Deck. Im Zwischendeck saßen wir beim Essen. Niemand wollte an die Näpfe ran. Nun war alles klar. Wir saßen in der Falle. Männer hieben mit der Faust auf den Tisch. Andere starrten still vor sich hin. Frauen warfen sich hin und schrien fürchterlich. Es war zum toll werden.

Bald kam denn auch das Zwischendeck dran. Alle, die sich in ihr Schicksal ergaben, mußten die Fallreep hinunter auf den Tender. Der Kapitän des Dampfers, ein Belgier, schob persönlich die Leute, die bestritten, in Betracht zu kommen, an die Fallreep. 475 Mann wurden gefangengenommen. Nur die, die falsche Papiere hatten, so auch der Leutnant, kamen durch. Es waren in der ersten Klasse nur zwei, aus der zweiten Klasse nur zehn entronnen. Die übrigen waren aus der dritten Klasse. Ein Herr kam durch, weil er erklärte, er habe mit England nichts zu tun und verlasse seine Kabine nicht. Zugleich soll er auffallend nach einem Gegenstand in der Tasche gefaßt haben. Andere stellten sich sterbensherzkrank und wollten zum Spezialisten nach Deutschland. Zwei blonde Friesenjungen behaupteten, sie seien Schweizer, Papiere hätten sie nicht.

Dann begann die Durchsuchung des Schiffes. Aus Rettungsbooten, Toiletten, Eisschränken, Badewannen fand sich noch eine ganze deutsche Kolonie zusammen. Das Gepäck wurde gleich mit den Gefangenen an Land und nach Camp Dorchester gebracht. Der Gründlichkeit halber ließ der Kapitän sämtliches Gepäck, auch das der Frauen, herunternehmen. Die deutsche Post wurde natürlich auch von Bord geholt.

Nach 36 Stunden endlich ging es wieder weiter. Nach mancher Panik und Aufregung, an vielen Kreuzern, Torpedobooten, Wracks von gesunkenen Schiffen vorüber, gelangten wir, zum Teil unter Führung von englischen Marineoffizieren, nach Rotterdam. Von da ging es nach Arnheim und endlich über die Grenze nach Deutschland."

Wie die deutschen Handelsschiffe, so glaubten die Engländer auch die deutschen Auslandskreuzer in kürzester Zeit erledigen zu können. Daß diese auf verlorenem Posten standen, war von vornherein klar. Es fehlte ihnen vor allem der Rückhalt der eigenen Häfen, wo sie ihre Kohlen und Vorräte hätten ergänzen und Beschädigungen ausbessern können. Trotzdem brachten sie es fertig, sich monatelang auf dem Weltmeer zu halten. Unter dem Befehl wagemutiger Führer machten sie auf abenteuerlichen Fahrten erfolgreich Jagd auf feindliche Handelsschiffe und brachten sogar mehrere gegnerische Kriegsschiffe zur Strecke. Die englische Presse schwankte angesichts der kühnen Husarenstreiche der deutschen Kreuzer zwischen Schreck und Bewunderung. So schrieb der „Daily Telegraph":

„Die Nachricht, daß fünf schnelle deutsche Kreuzer ihre Arbeit, britische Handelsschiffe zum Sinken zu bringen, im Atlantischen Ozean noch fortsetzen, trotzdem sie, von 24 englischen Kreuzern und außerdem von zahlreichen französischen Schiffen verfolgt werden, zeigt den Wert der Schnelligkeit. Viele Jahre lang hat Deutschland schnelle Kreuzer gebaut, und es besitzt jetzt neun, die eine Schnelligkeit von über 27 Knoten haben. Seitdem Ersparnisse in der britischen Marine gemacht werden mußten, um eine

Parlamentsmehrheit zu befriedigen, hat sich die Admiralität so gut wie möglich mit älteren und langsameren Schiffen behelfen müssen. Sie datieren von einer Zeit vor der Erfindung der Schiffsturbine. Der Krieg hat uns daher wohl mit einer starken Überlegenheit von Kreuzern gefunden, aber kaum einer läuft schneller als 25 Knoten, die meisten langsamer. Es gibt keinen englischen Kreuzer im Atlantischen Ozean, dem die deutschen Kreuzer nicht entgehen könnten. Unsere Geschäftsleute müssen nun unter diesem Mangel leiden."

Folgende Stelle aus einer Erklärung der englischen Admiralität über die von den deutschen Kreuzern gekaperten Schiffe verrät, welch gewaltige Anstrengungen nötig waren, um die deutschen Schiffe zu erledigen:

„Man glaubt, daß acht oder neun deutsche Kreuzer sich im Atlantischen, Stillen und Indischen Ozean befinden. Über 70 britische, japanische, französische und russische Kreuzer, ungerechnet die Hilfskreuzer, wirken zusammen zur Aufsuchung der deutschen Kreuzer. Die gewaltige Ausdehnung der Ozeane und die Tausende von Inseln und Inselgruppen gestatten den feindlichen Schiffen, sich fast unbeschränkt zu bewegen. Die Auffindung und Vernichtung der feindlichen Kreuzer ist daher hauptsächlich Sache der Zeit, der Geduld und des Glücks."

Englisches Linienschiff „Jupiter" (15000 t).

Die deutschen Auslandskreuzer brachten es England zum Bewußtsein, daß das Kaperrecht eine zweischneidige Waffe ist, hatten sie doch, ehe sie ins Wellengrab sanken, den Feind um das Vielfache des eigenen Wertes geschädigt.

Als der Krieg ausbrach, schwammen zehn deutsche Kreuzer und einige Hilfskreuzer in den überseeischen Gewässern. Der Kreuzer „Stralsund" kehrte unbehelligt von der mittelamerikanischen Küste in den heimatlichen Hafen zurück. Der kaum noch Gefechtswert besitzende ungeschützte kleine Kreuzer „Geier", der am 25. Juli noch in dem britischen Hafen Singapore lag, entkam nach dem amerikanischen Honolulu, wo er abrüstete. Die beiden Panzerkreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" hatten ihren Stützpunkt Tsingtau verlassen und waren auf der

Fahrt nach dem Stillen Ozean, wo auch „Leipzig“ und „Nürnberg“ eintrafen und Jagd auf die feindlichen Handelsschiffe machten. Die „Emden“ beunruhigte den Indischen Ozean, „Königsberg“ die afrikanischen Gewässer; „Karlsruhe“ und „Dresden“ waren der Schreck des Atlantischen Ozeans.

Die „Emden“ und ihre Taten.

Keiner der deutschen Auslandskreuzer ist zu solcher Volkstümlichkeit bei Freund und Feind gelangt als der kleine Kreuzer „Emden“ mit seiner heldenmütigen Mannschaft und seinem tatkräftigen, nie um ein Mittel verlegenen Kommandanten, Fregattenkapitän Karl v. Müller. Seine verwegenen, vom Schimmer der Romantik umwobenen Taten werden in alle Zukunft ein leuchtendes Vorbild deutscher Tüchtigkeit, Entschlossenheit und deutschen Wagemutes bilden.

Die erste Prise der „Emden“ war der „Rjsean“, ein Dampfer der russischen Freiwilligenflotte, der am 21. August gekapert und nach Tsingtau gebracht wurde. Dann verschwand der Kreuzer plötzlich spurlos aus den chinesisch-japanischen Gewässern, um sich der erdrückenden japanischen Übermacht zu entziehen. Er dampfte nach dem Indischen Ozean, um dort seinem Befehl gemäß Kreuzerkrieg zu führen, mit welchem Erfolg, zeigt folgende amtliche englische Meldung vom 20. September 1914:

„Der deutsche Kreuzer „Emden“ von der Chinastation, der sechs Wochen lang ganz aus dem Gesichtskreis verschwunden war, erschien am 10. September plötzlich im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste mit den Bemannungen nach Kalkutta.“

Das Auffangen aller drahtlosen Nachrichten, die die Abfahrten der Dampfer aus Kalkutta meldeten, ermöglichte der „Emden“ die Feststellung der Lage sämtlicher Schiffe in der Bai und erleichterte so deren Kaperung. Auch an Bord der aufgebrachten Schiffe gefundene Zeitungen dienten zur Orientierung über die feindlichen Handelsschiffe. Den dort enthaltenen Schiffsnachrichten entnahm der Kreuzer die Abgangszeiten der Dampfer und kaperte sie dann an einem bestimmten Punkt, den die Schiffe passieren mußten. Der Humor und die vollendete Ritterlichkeit, die den deutschen Kapitän bei seinem Zerstörungswerk nie verließen, machten ihn der ganzen Welt sympathisch. So erkundigte er sich einmal durch Funkentelegraphie bei dem Kommandanten eines englischen Dampfers nach einem deutschen Kreuzer, der im Golfe von Bengalen sein Unwesen treibe. Der Kapitän des britischen Handelsdampfers meinte ganz unschuldig, im Golfe von Bengalen gebe es keine deutschen Kreuzer. Wenige Minuten später tauchte die „Emden“ am Horizont auf, und der nicht wenig überraschte englische Kapitän erhielt folgende Botschaft: „Wenn es aber dort doch einen deutschen Kreuzer gibt, und ich selbst es bin?“

Die Seeschlacht bei Coronel. Nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky.

Einen andern englischen Kapitän begrüßte v. Müller mit den Worten: „Sie haben sich ja um einen Tag verspätet; eigentlich hätten Sie schon gestern durchkommen müssen, aber ich habe Sie vergebens erwartet.“ Die Kapitäne der aufgebrachten Schiffe fluchten meist das Blaue vom Himmel herunter, namentlich einer, dem von den englischen Behörden versichert worden war, die „Emden“ sei mindestens tausend Meilen entfernt, während er eine Stunde darauf gekapert wurde. Die Beute bei diesem ersten Streifzug wäre wahrscheinlich noch größer geworden, wenn nicht der italienische Dampfer „Laruano“, der angehalten, untersucht, aber wieder freigelassen wurde, auf seinem Rückweg mehrere andere Schiffe gewarnt hätte, die zurückfuhren und so der Kaperung entgingen. Der Schaden, der der englisch-indischen Handelsschiffahrt erwuchs, war aber auch so groß genug, soll doch eines der vernichteten Schiffe für 20 Millionen Mark Tee an Bord gehabt haben.

Fregattenkapitän Karl v. Müller, Kommandant von S. M. S. „Emden“.

Nach dieser Streife im Norden des Golfs von Bengalen erschien die „Emden“ überraschend vor Madras, der größten Stadt an der indischen Ostküste, nachdem sie zuvor noch ganz nahe an Land einen Dampfer versenkt hatte. Es war in der Nacht des 22. September. Der Mond schien nicht, dichte Wolken bedeckten den Himmel. Plötzlich zeigte sich, etwa fünf Kilometer vom Hafen entfernt, ein Licht auf hoher See. Scheinwerfer spielten, und gleich darauf erfolgte eine Reihe von Schüssen: der deutsche Kreuzer sandte seine Vernichtungsgeschosse in die Stadt. Hier hatte tags zuvor die englische Regierung verkündigt, die „Emden“ sei durch 16 Verfolger endgültig vernichtet. Verschiedene Granaten trafen die Tanks der Oil Company und setzten das darin befindliche Petroleum in Brand. Eineinhalb Millionen Gallonen Öl gingen in Flammen auf. Verschiedene Personen wurden getötet; der Direktor der Gesellschaft entging wie durch ein Wunder dem Tode. Auch das Telegraphenamt und das Seemannsklubhaus wurden getroffen. Als die Hafenartillerie einige Schüsse auf die „Emden“ abgab, löschte diese die Lichter und verschwand in der Dunkelheit. Noch am Morgen standen Gruppen von Einheimischen am Hafen, um nach dem deutschen Kreuzer Ausschau zu halten, aber er zeigte sich nicht mehr.

Am nächsten Tage besuchte die „Emden" die französische Kolonie Pondichéry, worauf sie wieder verschwand, bald aber neue Listen von gekaperten Schiffen bekannt wurden. Sie zeigte sich immer nur kurze Zeit, indem sie bald da, bald dort auftauchte. Von der Straße von Singapore zwischen der Halbinsel Malakka und Sumatra bis nach Kalkutta hin und wieder hinab bis Ceylon, selbst in der Arabischen See war kein Schiff vor ihr sicher. Die indischen Zeitungen vom September und Oktober brachten spaltenlange Artikel über die Taten der „Emden", gemischt aus Bewunderung und einer unheimlichen Furcht vor dem Fliegenden Holländer des 20. Jahrhunderts. Ein Korrespondent der „Times of India" verstieg sich sogar zur Behauptung, es müssen zwei Schiffe gleichen Namens in den indischen Gewässern kreuzen, denn es sei unmöglich, daß eine einzige „Emden" heute hier und morgen dort ihr Zerstörungswerk ausübe.

Französische Truppentransportdampfer.

In der „Times of Ceylon" berichtete der Kapitän des englischen Dampfers „Tymeric" die Geschichte der Kaperung seines Schiffes durch die „Emden" folgendermaßen:

„Wir verließen Colombo am 25. September und fuhren munter vorwärts, bis wir um 11.25 Uhr nachts ein Kriegsschiff trafen, das ohne Lichter fuhr. Das Kriegsschiff, das, wie sich später herausstellte, die „Emden" war, gab uns mit einer Laterne das Signal zum Stoppen. Ein Boot, von einem Leutnant befehligt, wurde heruntergelassen und kam auf uns zu. Der Offizier sagte zu mir: Wir sind ein deutsches

Kriegsschiff, und ich wünsche Ihre Schiffspapiere zu sehen.‘ Dann wurde uns zehn Minuten Zeit zum Verlassen des Schiffes gegeben und uns mitgeteilt, daß wir Gefangene seien. Nachdem die Deutschen das Schiff nach Lebensmitteln durchsucht und das letzte Boot unser Schiff verlassen, hörten wir eine dumpfe Explosion. Sie hatten das Schiff gesprengt, und es verschwand in den Fluten. Der erste Maschinist wie auch ich wurden an Bord der „Emden“ gut behandelt. Nur wurde uns abends kein Licht gestattet. Doch brachten uns die Offiziere Karten, um bei Tageslicht zu spielen. Ein junger Schiffsleutnant besonders war sehr freundlich und gab uns Bücher zum Lesen. Der Kreuzer war voller Leben, soweit man sehen konnte, und mit den Lebensmitteln, die sie sich von den aufgebrachten Schiffen geholt, schienen sie sparsam umzugehen.“

Die „Emden“ hätte auch mehrere Passagierdampfer kapern können, tat es aber nicht mit Rücksicht auf die Frauen und Kinder an Bord. Über die menschenfreundliche Art und Weise, in der der Kapitän und die Offiziere des Kreuzers die Mannschaften und Fahrgäste der abgefangenen und versenkten Dampfer behandelte, schrieb die „Madras Mail“:

„Die Opfer sprachen in den lobendsten Ausdrücken von der Höflichkeit und Güte der deutschen Offiziere und ebenso von ihrer Menschlichkeit, denn ehe sie ein Schiff versenkten, gingen sie an Bord und erschossen erst die darauf befindlichen Tiere.“

Von einem sympathisch berührenden Vorkommnis, das am besten das Verhältnis zwischen dem deutschen Kapitän und den gefangenen britischen Schiffsbesatzungen beleuchtet, weiß die „Tägliche Rundschau“ folgendermaßen zu erzählen:

„Ein schwedischer Entdeckungsreisender, der kürzlich von einer Forschungsreise nach Ostasien zurückgekehrt ist, berichtet, daß ein norwegischer Seekapitän ihm erzählt habe, wie er von dem Kreuzer benutzt wurde. Der Kommandant Kapitän v. Müller kam selbst an Bord des norwegischen Schiffes und wollte Proviant kaufen; den bekam er. v. Müller, der während der ganzen Zeit angenehm und fein in seinem Auftreten war, fragte nun, ob der Norweger einige gefangene Engländer von einem Fahrzeug, das die „Emden“ versenkt hatte, mit sich nehmen wolle. Da diese Nichtkombattanten waren, antwortete der norwegische Kapitän: ‚Ja, wenn sie den gewöhnlichen Fahrpreis zahlen.‘ v. Müller bezahlte, und nun kam eine ganze Schar Engländer an Bord. Sie waren alle in gemütlicher Stimmung. ‚Das deutsche Bier schmeckt ihnen,‘ meinte v. Müller lachend. Und als die „Emden“ davondampfte, stellten sich alle die früheren Kriegsgefangenen an die Reelings und brachten ihr ein dreifaches Hoch aus.“

Der „Pioneer“ freilich, das angesehene Blatt der Offiziers- und Beamtenkreise Indiens, machte die Entdeckung, Kapitän v. Müllers Unternehmungslust, seine Freude an Abenteuern, seine Menschlichkeit, „die jedermann durch ihren Gegensatz zu den gewöhnlichen charakteristischen Eigenschaften des deutschen Offiziers in Erstaunen setze,“ sowie seine außerordentliche Kenntnis der britischen Schiffahrtsverhältnisse erklären sich dadurch, daß seine Mutter und seine Frau beide Engländerinnen seien, und gab der Hoffnung Ausdruck, die heranwachsende Generation derer v. Müller werde eines Tages in den Reihen derjenigen Marine gefunden werden, zu der sie ihrer Nationalität nach hinneigen sollte.

Nach Feststellungen der Londoner Zeitungen soll der kühne Kreuzer 56 Dampfer versenkt haben, darunter 39 englische, 10 französische und 7 japanische. Gewaltig stiegen die Versicherungsbeträge. Der Handelsverkehr zur See zwischen Vorder- und Hinterindien war zeitweise vollständig unterbunden. Vor allem stockte die Reisversorgung, die für viele Teile des indischen Kaiserreichs geradezu eine Lebensfrage bedeutet. Kalkutta litt schwer unter dem Rückgang der Ausfuhr. Die Rückwirkung der Tätigkeit der „Emden“ auf die indische Volkswirtschaft drohte schließlich auch die Stimmung der Eingeborenen zu beeinflussen. Die Engländer sahen anfänglich die Taten der „Emden“ vom sportsmännischen Standpunkt aus an und versagten ihr die Bewunderung nicht. So schrieb der „Daily Telegraph“:

„Die Leistungen der „Emden“ erfüllen uns mit Bewunderung. Wir dürfen den Kapitän v. Müller zu seinem Unternehmungsgeist beglückwünschen, weil er nicht nur mit Menschlichkeit, sondern auch mit Rücksicht gegen die britischen Mannschaften verfährt. Dieser Seeoffizier muß als Dewet des Meeres bezeichnet werden. Seine Politik ist ganz eigenartig. In keinem Seekrieg der alten und der neuen Zeit verfolgte ein feindliches Schiff die Taktik des berühmten Guerillaführers zu Lande, nämlich von der Beute zu leben und Gefangene freizulassen. Gerade die Erfolge der „Emden“ machen es schwer, sie zur Strecke zu bringen. In diesem Fall wird es nichts nützen, verdächtige Kohlenschiffe zu verfolgen. Die „Emden“ kann die Kohlen umsonst bekommen. Sie nimmt natürlich, soviel sie führen kann. Wir beherrschen das Meer, aber nicht jede Quadratmeile des Meeres.“

Allmählich wuchs aber das Unbehagen über die großen Erfolge der „Emden“. Eine Reutermeldung besagte:

„Die Tätigkeit der „Emden“ erweckt, obwohl sie äußerst hinderlich ist, bei dem englischen Volk eine gewisse Bewunderung, insbesondere da der Kommandant, dessen Tapferkeit und Unerschrockenheit unbezweifelbar ist, bei jeder Gelegenheit Menschlichkeit und Ritterlichkeit bewiesen hat. Jedoch herrscht in der ganzen britischen Marine allgemein dos Gefühl, daß die Zeit nahe ist, wirksame Maßnahmen für die Wegnahme des Schiffes zu treffen.“

Noch deutlicher machte die „Times“ ihrem Unmut Luft, indem sie schrieb:

„Das britische Publikum war bisher geneigt, die Kreuzfahrten der „Emden“ als Unterhaltung und mit einem gewissen Wohlwollen zu betrachten, besonders, weil die deutschen Offiziere sich als sehr gute Sportsleute bewiesen. Die Zeit ist aber gekommen, die Admiralität zu fragen, wann sie beabsichtigt, der kecken Laufbahn des Kreuzers ein Ende zu bereiten. Sein Auftreten an der Küste von Koromandel hat Birma abgeschnitten und den Handel Kalkuttas gelähmt. Es kostete England über eine Million Pfund Sterling. Das Wiedererscheinen des Kreuzers bedeutet den direkten Verlust einer zweiten Million, so daß wir in wenigen Wochen nahezu den Preis für einen Dreadnought verloren haben. Die „Emden“ ist ferner verantwortlich für die gegenwärtige hohe Versicherungsrate für die Fahrten nach dem Orient, und sie kann uns unter Umständen den indischen Postdienst unterbrechen. Wir wünschen nicht, die gegenwärtige Fehde mitzumachen und hochgestellte Seeleute anzugreifen, aber wir müssen die wachsende Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der Admiralität verzeichnen. Es besteht allgemein

das Empfinden, daß die Admiralität den Anforderungen auf der hohen See nicht genügend Aufmerksamkeit schenkt. Die Nation ist mißgestimmt, zu sehen, daß so viele deutsche Kreuzer noch ungestört die Meere durchfahren."

Bei der durch keinerlei Hafenaufenthalt unterbrochenen Dauer der Streiffahrten verminderte sich allmählich die Schnelligkeit der „Emden" bedenklich, da die Unterwasserteile des Rumpfes sich bei der langen Fahrt in den warmen Gewässern nach und nach mit einem dicken Belag von Algen und Muscheln bedeckten. Um den Schiffskörper abzukratzen und Kohlen einzunehmen, lief darum Kapitän v. Müller eines Tages die Chagos-Inseln, eine Gruppe von Koralleninseln im Indischen Ozean südlich der Lakkadiven- und Malediven-Inseln, an. Auf der von etwa 40 Europäern und 500 Eingeborenen bewohnten Hauptinsel Diego Garcia — trotz des spanischen Namens eine britische Besitzung — wußte man noch nichts vom Kriegsausbruch. Dem höchsten Beamten,

Geschützexerzieren an Bord eines englischen Kreuzers.

einem ältlichen Herrn, antwortete der deutsche Kapitän auf seine Frage, was ihn hergeführt habe, er halte Manöver mit der britischen Flotte ab. Die verständliche Begierde der Bewohner des weltverlorenen Eilandes nach politischen Neuigkeiten konnte v. Müller begreiflicherweise nicht stillen; schließlich fiel ihm aber ein, daß der Papst gestorben sei. Das war wenigstens etwas, was für Diego Garcia mitteilenswert erschien. Der Beamte fand den deutschen Kapitän von hinreißender Liebenswürdigkeit, schickte ihm dieser doch sogar zwei Mechaniker, um die Maschine seines Motorbootes auszubessern. Der Kapitän empfing mehrmals Besuche an Bord; Einladungen, an Land zu kommen, lehnte er aber wegen Mangels an Zeit

Ein englisches Torpedoboot. Phot. Berl. Ill.-Ges.

höflich ab und sandte dafür seine Karte mit den besten Grüßen nebst einigen Flaschen Wein und einer Kiste Zigarren.

Die Reinigung des Schiffes ging nicht mit der gewünschten Schnelligkeit vonstatten, und so kam Kapitän v. Müller auf den Gedanken, die Inselbewohner zur Hilfeleistung heranzuziehen. Diese halfen sehr gern. Während die britischen Schiffe die Meere nach der „Emden“ durchsuchten, arbeiteten die britischen Bewohner von Diego Garcia im Schweiße ihres Angesichts, um dem deutschen Kreuzer eine höhere Geschwindigkeit zu verschaffen, und während die englischen Kapitäne von der „Emden“ dachten: „Weit weg kann sie nicht sein, da sie sehr bewachsen sein muß,“ dachten die Leute von Diego Garcia: „Wir wollen sie recht sauber kratzen, damit sie schlank weiterfahren kann.“ Ihr Eifer wurde nicht nur durch den klingenden

Lohn, sondern auch durch ein besonderes Angebot des Kapitäns angespornt. Er ermunterte sie nämlich, recht viele Briefe zu schreiben, die er aus Gefälligkeit mitnehmen wolle. Die Garcianer, die nur halbjährige Postverbindung haben, setzten sich also nach des Tages Arbeit hin und schrieben zahlreiche Briefe, die zweifellos von dem großen Ereignis des Besuchs der „Emden" erzählten. Als das Schiff sauber und der letzte Brief in dem Postsack verschwunden war, fuhr die „Emden" mit wehender Flagge und einem Abschiedsgruß ihrer Kanonen ab.

Bald machte der Kreuzer wieder von sich reden. Er hatte inzwischen seinen drei Schornsteinen einen falschen vierten aus Holz und Karton zugefügt und glich nun aufs Haar einem englischen Kreuzer. So verkleidet erschien er in der Frühe des 28. Oktober plötzlich auf der Reede von Pulo Pinang, einem britischen Hafen an der Westküste der Malakkahalbinsel. Hier lag an einem der beiden Eingänge der russische Kreuzer „Schemtschug" vor Anker, dessen Ausguck die „Emden" für ein Schiff der Verbündeten hielt. Erst als der deutsche Kreuzer auf 200 Meter heran war, bemerkte die russische Wache, daß sich ein Schornstein bewegte, und schlug Alarm, aber zu spät. Schon stieg die deutsche Kriegsflagge am Mast der „Emden" empor, und gleichzeitig eröffnete sie das Feuer. Der überraschte russische Kreuzer antwortete nur schwach. Ein Torpedo traf ihn nahe am Bug, ein zweiter brachte ihn zum Sinken. 85 Mann der Besatzung kamen um, 250 Mann, darunter 112 Verwundete, wurden gerettet. Der „Schemtschug", ein zur russischen Ostseeflotte gehöriger geschützter Kreuzer aus dem Jahre 1903 von 3180 Tonnen, mit acht 12-cm- und sechs 4,7-cm-Geschützen bestückt und mit sechs Maschinengewehren und zwei Torpedorohren ausgestattet, war eines der wenigen russischen Schiffe, das seinerzeit der Vernichtung in der Seeschlacht bei Tsuschima entging. Er flüchtete damals in einen Hafen auf den Philippinen, wo er entwaffnet wurde.

Nach der Erledigung des russischen Kreuzers fuhr die „Emden" zum andern Hafeneingang und stieß dort auf den französischen Torpedojäger „Mousquet", der, ehe er es sich versah, das Schicksal des befreundeten russischen Schiffes teilte. Ein Teil der 60 Mann starken Besatzung wurde von der „Emden" gerettet und später durch einen gekaperten Kauffahrer auf Sumatra gelandet.

Für ihre einzigartigen Leistungen verlieh der Kaiser dem Kommandanten der „Emden" das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, allen andern Beamten und Deckoffizieren sowie 50 Unteroffizieren und Mannschaften der Besatzung das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Fregattenkapitän Karl v. Müller, ein Neffe des bekannten nationalliberalen Führers Rudolf v. Bennigsen, gehört der kaiserlichen Marine seit 1891 an. Schon vor Ausbruch des Kriegs hatte er längere Zeit die „Emden" kommandiert und war für ihre erfolgreiche Führung ausgezeichnet worden. 1913 brachte er mit seinen Geschützen das Feuer einiger chinesischer Forts bei Nangking, die von Rebellen besetzt waren, zum Schweigen.

Das Ende der „Emden“ bei den Kokosinseln.

Nach dreimonatiger ruhmreicher Kriegstätigkeit wurde die „Emden“, der Schreck der englischen Schiffahrt im Indischen Ozean, der Stolz und die Freude von ganz Deutschland, von ihrem Schicksal ereilt. Vier seefahrende Völker machten Jagd auf den kühnen Kreuzer, rudelweise wurden feindliche Kriegsschiffe auf seine Spur gehetzt. Heldenhaft wie seine Kriegstaten war auch der Untergang des schönen Schiffes bei den Kokosinseln, etwa 1500 Kilometer südlich von Sumatra. Eine amtliche englische Meldung vom 10. November 1914 besagte darüber:

„Gegen die „Emden“ wurde durch schnelle Kreuzer eine kombinierte Operation durchgeführt, wobei die englischen Kreuzer durch französische, russische und japanische Kriegsschiffe sowie die australischen Kreuzer „Melbourne“ und „Sydney“ unterstützt wurden. Gestern ging ein Gerücht ein, die „Emden“ sei bei den Kokosinseln angekommen und habe auf der Insel Keeling eine bewaffnete Abteilung ausgeschifft, um die drahtlose Station zu vernichten und das Telegraphenkabel abzuschneiden. Da wurde die „Emden“ durch die „Sydney“ überrascht und zum Kampfe genötigt. In dem heftigen Gefecht, das nun folgte, hatte „Sydney“ 3 Tote und 13 Verwundete. Die „Emden“ wurde auf den Strand getrieben und ist verbrannt. Den Geretteten wurde alle mögliche Hilfe zuteil.“

Aus dem telegraphischen Bericht des Kommandanten der „Emden“, der Darstellung des Befehlshabers der „Sydney“ und sonstigen Augenzeugenberichten ergibt sich folgendes Bild von dem letzten Kampf der „Emden“. Am 9. November, morgens 6 Uhr, näherte sich die „Emden“ in voller Fahrt der Hafeneinfahrt der Insel Keeling, die mit anderen zusammen den Korallenarchipel der Kokosinseln bildet. Wenn diese auch noch nie vorher ein so kriegerisches Schauspiel erlebt hatten, so hat ihre Geschichte doch schon öfter von sich reden gemacht. Es gab nämlich Könige der Kokosinseln. Vor 86 Jahren suchte sich ein englischer Marineoffizier namens Roß diese wunderbaren, mit einem dichten grünen Kranz von

S. M. kleiner Kreuzer „Emden".

Kokospalmen bedeckten Inselchen zur Gründung eines idealen Staates aus, zu dessen König er sich ernannte. 1886 wurden die Inseln für einen Teil der Straits Settlements, der hinterindischen englischen Kolonie, erklärt, aber des ersten Königs Nachfolger erhielten das Recht, die Oberherrschaft auszuüben. Seit der Anlage einer Kabelstation und einer Station für Funkentelegraphie kam etwas Leben in diese paradiesische Eintönigkeit. Die Beamten sind lustige Kerle, die ihre Bärte haben lang wachsen lassen, damit sie sich nicht zu rasieren brauchen, und die Haare ganz kurz geschoren tragen, um die Bürste entbehren zu können. Der Krieg, von dem sie durch ihre Kabel das Nötigste erfuhren, schien unendlich fern zu sein. Aus ihrer idyllischen Ruhe wurden sie erst aufgerüttelt, als die Gesellschaft Gewehre schickte, damit sie bei einem Überfall auf die Station bewaffnet wären, und der Befehl kam, es müßten Wachen ausgestellt werden, um nach deutschen Kreuzern auszuspähen. So erregte die „Emden“ bei ihrem Auftauchen vor den Inseln sofort den Argwohn der Beamten, und als beim Näherkommen der vierte Schornstein als künstlich aufgesetzt erkannt wurde, hegten diese keine Zweifel mehr, daß es sich um die „Emden“ handle. Sofort wurde die Nachricht durch die Kabel nach allen Seiten verbreitet, und durch Funkenspruch wurden Notsignale hinausgesandt.

Die Funkenstation war noch mitten in der Arbeit, als eine Barkasse und zwei Schaluppen von der „Emden“ landeten. Die Landungsabteilung bestand aus drei Offizieren und 47 Mann und führte außer Gewehren auch zwei Maschinengewehre mit sich. Die kleine Truppe eilte sofort zu der Telegraphenstation, entfernte die Telegraphisten, zerstörte die Instrumente und verteilte Posten in dem ganzen Gebäude. Das Stationspersonal wurde, nachdem ihm alle Messer und Schußwaffen abgenommen waren, unter Bewachung gestellt. Der Funkenturm und das Stationsmagazin wurden in die Luft gesprengt; alles Privateigentum aber blieb sorgfältig geschont. Während auch die Kabelstation außer Betrieb gesetzt wurde, fischte eine Abteilung nach den Kabeln, um sie zu durchschneiden. Nach kurzer Zeit waren zwei Kabel erledigt. Es war inzwischen 9 Uhr geworden, und man war mit dem dritten Kabel beschäftigt, als die „Emden“ die Dampfpfeife ertönen ließ und Flaggensignale abgab als Zeichen für die Landungsabteilung, zurückzukehren. In aller Eile bootete sich diese ein, erreichte aber die „Emden“ nicht mehr, denn diese hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt und den Hafen verlassen.

Die Ursache ließ sich vom Land aus bald erkennen. Im Osten war eine dicke, schwarze Rauchwolke sichtbar, aus der sich beim Näherkommen ein Kriegsschiff löste. Es war der australische Kreuzer „Sydney“, der den drahtlosen Hilferuf aufgefangen hatte und unter Volldampf heranfuhr. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann sofort. Um 9.50 Uhr eröffnete die „Emden“ das Feuer. Ihre Kanonen leisteten zuerst prachtvolle Arbeit. Zehnmal wurde nach dem Bericht des englischen Kommandanten die „Sydney“ getroffen, ohne daß freilich der Panzer

des fast doppelt so großen Kreuzers erheblichen Schaden litt. Gleich zu Beginn des Feuers war der Entfernungsschätzer des australischen Kreuzers gefallen, so daß sein Feuer anfangs unsicher war. Seine Granaten flogen über den deutschen Kreuzer hinweg oder schlugen vor ihm ins Wasser. Der englische Kapitän hielt sich in möglichst großem Abstand, um den Vorteil seiner weitertragenden Geschütze auszunützen. So gewann das Feuer der schweren englischen Geschütze allmählich die Überlegenheit und verursachte unter den deutschen Geschützbedienungen schwere Verluste. Die „Emden“ verlor zuerst einen Schornstein, dann wurde der vordere Mast weggeschossen. Im Hinterschiff brach ein schwerer Brand aus; schließlich fiel

Die Landungsmannschaft der „Emden“ auf den Kokosinseln.

der zweite und dritte Schornstein um. Zuletzt ging die Munition der „Emden“ zu Ende, und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Trotzdem die Ruderanlage der „Emden“ durch das feindliche Feuer beschädigt war, versuchte sie auf Torpedoschußweite an ihren Gegner heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Geschwindigkeit infolge der zerstörten Schornsteine stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde daher in voller Fahrt an der Nordseite der Kokosinseln auf ein Riff gesetzt. Die „Sydney“ gab noch zwei Salven auf die „Emden“ ab und nahm dann die Verfolgung eines Handelsschiffes auf, das sich während des Gefechts genähert hatte. Es war das erbeutete britische Kohlenboot „Buresk,“ das mit einigen Chinesen und Deutschen bemannt war. Als es kein Entrinnen mehr gab, bohrte die Mannschaft ein Leck in das Schiff, so daß es bald darauf sank. Am

Nachmittag kehrte der australische Kreuzer wieder zur „Emden“ zurück, die noch die Flagge am Topp hatte. Als er auf seine Aufforderung zur Übergabe keine Antwort erhielt, eröffnete er um 1/25 Uhr nochmals das Feuer auf das Wrack der „Emden“. Um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapitulierte v. Müller mit dem Rest der Besatzung.

Am folgenden Tage wurde ein englischer Offizier an Bord der „Emden“ geschickt. Von der Unterredung, die er mit dem deutschen Kommandanten hatte, erzählt er:

Nach The Illustrated War News.

Eine 15-cm-Kanone in Tätigkeit auf einem englischen Kreuzer.

„Sobald ich Gelegenheit hatte, ging ich zu dem deutschen Kommandanten hin und sagte: ‚Die „Emden“ hat ausgezeichnet gekämpft.‘ Er stutzte bei diesen Worten und sagte kurz: ‚Nein‘; aber gleich darauf kam er zu mir hin und sagte: ‚Es ist sehr freundlich von Ihnen, das zu sagen, aber sie hatten ja gleich anfangs das Glück, meine Befehlsleitung zu zerschießen.‘ Später ging ich eine Runde durch das Schiff, aber ich habe keine große Lust zu beschreiben, was ich sah. Mit Ausnahme der Vorderschanze, die fast unberührt geblieben war, sah das ganze Schiff wie ein Schlachthaus aus. Es war ganz haarsträubend. Der deutsche Arzt bat, der „Sydney“ zu signalisieren, sie möchte etwas Morphium an Bord schicken. Es machte offenbar einen starken Eindruck auf die deutschen Offiziere, als ich ihnen mitteilte, unser Kommandant wolle dafür sorgen, daß nicht Hurra gerufen würde und kein Fest sein sollte, wenn wir mit ihnen in Colombo einlaufen würden. Selbstverständlich wollten wir nichts davon wissen, wenn wir mit toten und sterbenden Feinden hereinkämen. Kapitän v. Müller ist ein ganz famoser Mann.“

Die Bergung der Toten und die Übernahme der Verwundeten und Gefangenen auf die „Sydney“ war wegen der starken Brandung eine sehr schwierige Aufgabe. 6 Offiziere und 4 Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere und 93 Mann der „Emden“ fanden in dem heldenhaften Kampfe den Tod. 8 Offiziere und 111 Mannschaften wurden verwundet. Unter den Überlebenden befand sich außer dem Kapitän v. Müller auch der Leutnant zur See Franz Joseph, Prinz von Hohenzollern. Die britische Admiralität gab die Anordnung, den Gefangenen alle kriegerischen Ehren zu erweisen und dem Kapitän sowie den Offizieren die Säbel zu belassen. Wenn je ein Untergang ruhmvoller war als ein Sieg, so ist es das Ende dieses deutschen Schiffes, das von seiner eigenen Mannschaft vernichtet werden mußte. Auch der Gegner hielt auf die Nachricht vom heldenhaften Ende der „Emden“ mit seiner Anerkennung nicht zurück. Die „Daily Mail“ schrieb:

„Die englische Nation hat heute nur einen Schmerz, und der ist, daß ein großer Teil der Mannschaft der „Emden“ umgekommen ist. Der Kapitän der „Emden“ ist ein mutiger Mann, voll Findigkeit und Ritterlichkeit. Er hat die Gefangenen sehr gut behandelt und seine Rolle in bewundernswerter Weise gespielt. Die „Emden“ wird immer mit der Geschichte der Marine fortleben.“

Und in der „Daily Chronicle“ war zu lesen:

„Wir können alle den Hut abnehmen vor einem Mann wie Kapitän v. Müller und nur hoffen, daß er nicht zu den Toten gehört. Überall in London ist man der Ansicht, wenn Kapitän v. Müller einmal nach London kommen sollte, würde ihm, dem großen ritterlichen Sportsmann, ein begeisterter Empfang sicher sein.“

Die „Emden“ war ein kleiner geschützter Kreuzer aus dem Jahr 1908, besaß eine Wasserverdrängung von 3650 Tonnen und hatte eine Geschwindigkeit von 24 Seemeilen. Die Armierung bestand aus zwölf 10,5-cm-Geschützen und zwei Torpedolancierrohren. Die Besatzung betrug unter gewöhnlichen Umständen 361 Mann. Der australische Kreuzer „Sydney“ dagegen ist ein neues Schiff aus dem Jahr 1912 von 5700 Tonnen Wasserverdrängung, 400 Mann Besatzung und 26 Knoten Geschwindigkeit und war der „Emden“ mit neun 15,2-cm-Geschützen auch artilleristisch weit überlegen.

Auf ein Beileidstelegramm der Stadt Emden an den Kaiser erwiderte dieser: „Herzlichen Dank für Ihr Beileidstelegramm anläßlich des betrübenden und doch so heldenhaften Endes meines Kreuzers „Emden“. Das brave Schiff hat noch im letzten Kampfe gegen den überlegenen Feind Lorbeeren für die deutsche Kriegsflagge erworben. Eine neue, stärkere „Emden“ wird erstehen, an deren Bug das Eiserne Kreuz angebracht werden soll als Erinnerung an den Ruhm der alten „Emden“.“

Die Schicksale der Landungsmannschaft der „Emden“.

Der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen der „Emden“ und der „Sydney“, dem die deutsche Landungsmannschaft und die englischen Beamten in atemraubender Spannung folgten, war von Land aus nicht mehr zu beobachten, da sich die Kreuzer im Laufe des Gefechts in der Ferne verloren. Kapitänleutnant v. Mücke, der Führer der deutschen Abteilung, hißte nun aufs neue die deutsche Flagge auf der Insel, erklärte Kriegsrecht, ließ ausschwärmen und die Maschinengewehre am Strand aufstellen, um einer etwaigen Landung englischer Mannschaften zu begegnen. Bei längerem Verweilen auf der Insel wäre der Gefangennahme durch die Engländer aber doch nicht zu entgehen gewesen, und so reifte in dem deutschen Führer der Plan, auf eigene Faust in kleinerem Maßstab das Werk der „Emden“ fortzusetzen. Im Hafen hatte er einen alten Dreimaster, den Schoner „Ayesha“, einen morschen Kasten von 97 Registertonnen, entdeckt. Er wurde verproviantiert und mit den beiden Maschinengewehren und einem auf dem Schiff vorgefundenen und wieder instand gesetzten alten Mörser bewaffnet. Nach einer kurzen Ansprache hißte v. Mücke mit drei Hurras die deutsche Kriegsflagge auf der „Ayesha“. Dann wurden die Segel gesetzt, und als es dunkelte, stach das Schiff in See, einem ungewissen Schicksal entgegen. Einer der englischen Stationsbeamten schildert die Abfahrt der Emdenleute folgendermaßen:

„Es war durchaus klar, daß die deutsche Landungsmannschaft entschlossen war, den Kampf aufzunehmen. Ihre grimmigen Gesichter, so verschieden von dem, was wir vor einer halben Stunde gesehen hatten, ließen keinen Zweifel aufkommen. Die deutschen Pläne waren folgende: Wenn die „Emden“ allein zurückkäme, würden sie an Bord gehen. Wenn nur die „Sidney“ wiederkehrte, würden sie den Kampf aufnehmen, da sie über die Landungsmannschaft dieses Schiffes einen Vorteil zu haben wähnten. In diesem letzteren Falle gaben sie uns Erlaubnis, unsere Boote zu nehmen und auf eine der benachbarten Inseln zu fahren. Käme keiner der beiden Kreuzer zurück, dann würden sie von der „Ayesha“ Besitz ergreifen, einem Schoner von 97 Tonnen und Eigentum von J. S. Clunies-Roß, welcher in der Lagune vor Anker lag. Diese letzte Möglichkeit ins Auge fassend, trafen sie die nötigen Vorbereitungen und begannen damit, uns um zwei Monate Proviant zu bitten. Diesem folgte ihre Mitteilung, ‚daß sie in großer Verlegenheit seien um Kleidung, und wie angenehm es ihnen wäre, wenn wir ihnen mit etwas Altem aushelfen könnten.‘ Ich erwähne dieses besonders als Beweis für die höfliche Behandlung, die wir von Anfang bis zu Ende erfahren haben. Der Offizier ging sogar so weit, zu sagen, daß die überlassenen Vorräte bei erster Gelegenheit von einem neutralen Hafen aus uns ersetzt werden würden. Sei dem, wie ihm wolle, wir erkannten die Berechtigung ihres Ersuchens an, und bald darauf bot unsere Insel dasselbe geschäftige Bild dar, als wenn alle Vierteljahr der Singapore-Kabeldampfer mit unseren Ergänzungsvorräten eintrifft, nur mit zwei bemerkenswerten Unterschieden: Karren, beladen mit Vorräten aller Art, Schinken, Mehl, Reis, Biskuits, Milch usw., manchmal in ganzen noch ungeöffneten Kisten, wurden heruntertransportiert zur Landungsbrücke, aber nicht, wie gewohnt, von Malayen, sondern gezogen von

fremdartigen, ungeschlachten Ausländern. Alle unsere besten Sachen wurden genommen, unsere Vorräte für drei Monate, aber wir schauten vergnügt zu und legten sogar dann und wann selbst mit Hand an. Um 3½ Uhr schien alles in Ordnung zu sein, alles Unnötige wurde zurückgelassen, und ein Ausblick vom Dache aus ließ keinerlei Anzeichen von einem Schiffe erkennen, wiewohl schwach am Horizont, wohl 15 Meilen entfernt, etwas Rauch zu sehen war, der aber nicht näher kam.

Nun wurden Vorbereitungen getroffen, um die Segel auf der „Ayesha" zu setzen und die Vorräte an Bord zu bringen. Nachdem dieses geschehen war, borgten sich die Deutschen alle vorhandenen Blechgefäße, um Wasser an Bord zu schaffen, und ein Angriff wurde auf das kondensierte Trinkwasser gemacht, welcher für uns fatal hätte werden können. Glücklicherweise hatte er aber keine Folgen, weil der Offizier schon vorher Befehl gegeben hatte, daß unser Filterapparat und die Eismaschine geschont werden sollten. Das Wort „borgen" ist mit Absicht gebraucht, denn die Deutschen waren kameradschaftlich bis zum Schlusse und gaben liebenswürdigerweise alle die Gefäße zurück, zweifellos auf Kosten ihrer Zeit, welche jetzt anfing, kostbar zu werden. Die Mehrzahl der Leute war bereits an Bord, und bei Rückkehr des Restes, mit denen wir noch ein Hurra ausgetauscht hatten, trat die ganze Mannschaft zur Tätigkeit an, kappte die Ankertaue los, machte beide Pinassen fest, und mit der Dampfbarkasse vorauf wurde die Reise angetreten, ein Offizier in den Rahen, durch das tückische und untiefe Wasser steuernd. Dampfbarkasse, Schoner und zwei Pinassen setzten sich in Bewegung, die deutsche Kriegsflagge stolz im Winde flatternd. Wir beobachteten sie mit gemischten Gefühlen. Nur ein Augenzeuge kann den unbezwingbaren Mut und die Stimmung dieser Leute würdigen, die angesichts einer ungewissen Zukunft — ihr Schiff wahrscheinlich verloren, ihre Kameraden tot, sie selbst gezwungen, auf einem kleinen Schoner, der bereits als seeuntauglich erklärt war, in den weiten Indischen Ozean sich hinauszuwagen — im besten Falle die vage Hoffnung hatten, einen Afrikahafen zu erreichen, wenn es ihnen wirklich gelingen sollte, der Kaperung durch feindliche Schiffe zu entgehen, und alles dieses nur dann, wenn der alte Schoner den Launen der Elemente widerstände!"

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Kapitänleutnant v. Mücke, der kühne Führer des Restes der „Emden"-Besatzung.

Als die „Sydney" am nächsten Tage wieder vor der Insel erschien und eine Abteilung an Land schickte, waren die deutschen Seeleute schon längst in Sicherheit. Eine entbehrungsreiche und gefahrvolle Fahrt begann für diese. Schokolade und Reis waren die hauptsächlichsten Nahrungsmittel; Brot konnte aus Mangel

an Brennstoff nicht gebacken werden. Nach achtzehntägigen Kreuz- und Querfahrten — das Segelschiff besaß keine nautischen Instrumente — lief die „Ayesha" am 28. November mit der Kriegsflagge am Mast in den neutralen holländischen Hafen Padang auf Sumatra ein. Durch sein energisches Auftreten gegenüber den Hafenbehörden erwirkte v. Mücke für seinen Segler die Anerkennung als deutsches Kriegsschiff und erhielt die verlangten Ausrüstungsgegenstände zur Herstellung der Seefähigkeit, ferner Proviant, Wasser, Kleider und anderes. Darüber hinaus wetteiferten die Besatzungen der in dem Schutzhafen liegenden deutschen Handelsschiffe miteinander, ihre Landsleute mit allerlei Annehmlichkeiten zu versehen. Hier erfuhren die Emdenleute, die seit langen Wochen keine Verbindung mehr mit der Heimat gehabt und nur die lügenhaften drahtlosen Telegramme der Engländer über deutsche Niederlagen aufgefangen hatten, zum erstenmal auch die Nachrichten von den deutschen Siegen. Nach 24stündigem Aufenthalt ging die „Ayesha", umjubelt von den Leuten der deutschen Kauffahrer, die am liebsten selbst mitgefahren wären, wieder in See.

Neu gestärkt im Glauben an den endgültigen deutschen Sieg, strebte Kapitänleutnant v. Mücke höher hinaus. Die Planken der kleinen „Ayesha" genügten seinem Ehrgeiz und seiner Unternehmungslust nicht mehr. Er ging auf Beute aus, und wirklich gelang es, den ziemlich modernen englischen Kohlendampfer „Oxford" zu kapern. Der größere Teil der deutschen Mannschaft siedelte auf den Dampfer über, der jetzt als „Emden II" die Jagd auf die englischen und französischen Handelsschiffe im Indischen Ozean mit Erfolg fortsetzte. Lange konnten indes diese Unternehmungen nicht fortgeführt werden, da es an richtigem Kriegswerkzeug und Munition gebrach und auch die Nahrungsbedürfnisse erst durch Kaperung gewonnen werden mußten. Unbemerkt von den feindlichen Kriegsschiffen gelangten die deutschen Seeleute durch die scharf bewachte Straße von Bab-el-Mandeb ins Rote Meer und landeten Ende Januar 1915 an der Südwestküste von Arabien in der Nähe von Hodeida in Sicht eines französischen Panzerkreuzers, von den türkischen Bundesgenossen mit Begeisterung begrüßt. In dem sieben Tage von Hodeida entfernten Hochland Sana wurde dann zur Erholung ungefähr zwei Monate Aufenthalt genommen und hierauf auf zwei kleinen, von der türkischen Regierung gestellten Jagdschiffen längs der Küste Arabiens die Fahrt fortgesetzt. Am 27. März 1915 erreichte man den arabischen Hafen Lidd südlich von Dschidda, nachdem es gelungen war, den 300 Meilen langen Seeweg von Hodeida nach Lidd unbemerkt von den englisch-französischen Bewachungsstreitkräften zurückzulegen.

Auf dem nun folgenden Landmarsch, der mit einer türkischen Begleitmannschaft angetreten wurde, griffen Nomaden die Truppe an, durch englische Bestechung gegen die Tapferen aufgehetzt. Aber der Stern der „Emden" ging auch hier nicht unter. In hartem dreitägigen Kampfe vom 1. bis 3. April, der

leider auf Seiten der Deutschen Verluste forderte, wurden die Räuberbanden zurückgeschlagen. Der Weg zur Hedschasbahn war nun frei. Die Wackeren erreichten das schützende Dschidda, wo die Verwundeten Pflege, die Gesunden begeisterte Aufnahme fanden. Dieselbe Herzlichkeit fanden die kühnen deutschen Seeleute auch auf der Weiterreise nach Damaskus, wo sie am 9. Mai anlangten und mit militärischen Ehren empfangen wurden. Von da ging es weiter nach Konstantinopel, wo die Odyssee der überlebenden Emdenleute ein vorläufiges Ende nahm.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

S. M. großer Kreuzer „Scharnhorst", das Flaggschiff des Vizeadmirals Graf v. Spee.

Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg", „Dresden" und „Leipzig" im Stillen Ozean.

Der Führer des ostasiatischen Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee, befand sich bei Ausbruch des Kriegs mit den beiden großen Kreuzern „Scharnhorst", Kommandant Kapitän zur See F. Schultz, und „Gneisenau", Kommandant Kapitän zur See Märker, auf der Fahrt zu den deutschen Kolonien in der Südsee. Seine übrigen Schiffe waren über die Meere zerstreut. Vor Ponape, einer der deutschen Karolineninseln, wurden die beiden Schiffe mobil gemacht, ebenso der schnell herangezogene kleine Kreuzer „Nürnberg" unter dem Kommando des

Kapitäns zur See K. v. Schönberg. Über die Tätigkeit der beiden Panzerkreuzer — „Nürnberg“ trennte sich von ihnen mit Sonderaufträgen — schreibt ein Angehöriger der Besatzung der „Scharnhorst“ in einem Briefe, der so recht einen Einblick gewährt in das entsagungsreiche Bordleben:

„Wir sind seit dem 26. Juni unterwegs und vom 12. Juli an dauernd gefahren. Die Tage in Ponape muß man auch als Fahrtage rechnen; wir gingen nämlich Seewache durch. Dort haben wir unsere Schiffe mobilisiert, und zwar S. M. S. „Scharnhorst“, S. M. S. „Gneisenau“ und S. M. S. „Nürnberg“, die sofort von Amerika zurückgerufen worden war. Am 6. August verließen wir Ponape, auch „Titania“, unser Hilfskreuzer. Keiner wußte, wohin es ging, oder wann und wo wir den Feind treffen würden. Nachmittags hielt unser Admiral, Vizeadmiral Graf v. Spee, eine kernige Ansprache an unsere Besatzung, die mit einem dreifachen kräftigen Hurra auf Kaiser und Reich endete. Die Stimmung an Bord war tadellos. Unsern Kurs nahmen wir nach Nordosten und liefen am 11. August eine Insel an, wo sich im Laufe dieses und des nächsten Tages unsere Kohlen- und Proviantdampfer einfanden. Alles klappte so, wie wir es vorausgesehen hatten. Wir waren froh, endlich wieder frische Kartoffeln an Bord zu bekommen, denn unsere waren schon lange alle geworden. Wir hatten nur noch Dörrkartoffeln, auch mußten wir uns mit unserem Proviant einrichten, denn wir konnten ja noch gar nicht voraussehen, wann wir neuen Vorrat erhalten würden. Nachdem wir uns genügend mit Kohlen und Proviant versehen hatten, fuhren wir am 13. August weiter. Am 19. August erreichten wir die Marschallinseln. Nach dreitägiger Kohlenübernahme ging es wieder in See. Wegen der Kriegslage mußten wir immer bei einbrechender Dunkelheit mit dem Kohlen einhalten und dauernd unter Dampf klarliegen. Unsere Ausbesserungen mußten wir während der Pikettwache erledigen. Dann kamen wieder die Klarschiffübungen dazu. Da kannst du dir wohl denken, daß das alles uns zuerst etwas mitnahm. Auch konnte uns ja nicht so eine Verpflegung zukommen wie sonst. Meistens gab es Kabelgarn (präserviertes Fleisch) und Dörrkartoffeln, Sonntags allerdings etwas Besseres. Wir haben an Bord alle zuerst abgenommen, denn die Anforderungen, die jetzt an uns gestellt werden, sind doch weit größer als in Friedenszeiten. Ich habe 16 Pfund ab-

Phot. Renard, Kiel.

S. M. kleiner Kreuzer „Nürnberg“.

genommen. Beim letzten Wägen hatte ich aber schon wieder vier Pfund zugenommen. Das macht alles die Gewohnheit. Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir den Krieg gewinnen und gesund und frisch nach Hause zurückkehren. Es geht ja um unser deutsches Vaterland!

Am 22. August verließ uns die „Nürnberg“ mit einem Sonderbefehl. — Am 27. August liefen wir die Insel ..... an. Nach der Kohlen- und Proviantübernahme ging es am 29. August weiter. Wir trafen dann am 6. September wieder mit der „Nürnberg“ zusammen. Diese brachte uns englische und amerikanische Zeitungen aus Honolulu. Nun bekamen wir einigermaßen Übersicht über den Stand zu Hause. Alles war in fröhlichster Laune.

Meist fahren wir mit der „Gneisenau“ zusammen, damit wir möglichst viele Handelsschiffe kapern können. Die feindliche Übermacht ist groß. Japans Flotte steht voran, dann kommt das Verbündetengeschwader und die englische Australflotte. Wenn wir den englischen Berichten glauben wollten, dann sähe es nicht rosig aus. Unsere Flotte wäre schon nicht mehr, sie sei vollständig geschlagen, 19 Schiffe seien gesunken, und auch wir, „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, sollen schwer beschädigt aus einem Gefecht mit englischen Kreuzern hervorgegangen sein usw. Dabei fahren wir noch unversehrt umher.

Am 7. September liefen wir die ..... inseln an. Hier erfuhren wir, daß feindliche Streitkräfte in Apia, der Hauptstadt von Samoa, wären. Sofort fuhren wir mit „Gneisenau“ nach dem Kohlen dorthin ab. Am 10. September passierten wir die Linie, den Äquator. Dies war ein kleiner Freudentag, denn die Taufe wurde mit allen Feierlichkeiten vollzogen. Als wir nun im Morgengrauen des 14. September zu einem Angriff auf Apia fuhren, wurden wir bitter enttäuscht. Der Feind hatte bereits am 29. August Apia verlassen und es mit achthundert Mann besetzt. Es waren neun Kriegsschiffe und zwei Transportdampfer gewesen, wie ich von zwei Deutschen erfuhr, die an Bord kamen. Wir waren sehr ärgerlich, denn wir hatten doch noch nichts ausgerichtet.

Mit östlichem Kurs fuhren wir von Apia weiter und liefen nur für einen Augenblick am 17. September die Insel ..... an, um einen Dampfer zu treffen. Am 21. September ergänzten wir unsern Kohlenvorrat etwas bei den französischen Gesellschaftsinseln und holten einiges Frischfleisch, das es am kommenden Sonntag gab; es war eine wirkliche Delikatesse für uns, denn unsere Kantine war schon einige Tage ausgefallen. Am 22. September erschienen wir vor Papeete, der Hauptstadt von Tahiti, der größten der französischen Gesellschaftsinseln. Hier wollten wir uns mit Kohlen und Proviant versorgen und vorerst ein Boot ans Land senden. Aber es sollte uns ein Strich durch die Rechnung gemacht werden. Es lag ein französisches Kanonenboot davor. Dieses setzte plötzlich die Toppflagge, worauf wir unter Feuer der drei sich dort an Land befindlichen Forts genommen wurden. Wir ließen sie jedoch nicht lange auf Antwort warten und eröffneten das Feuer. Ganz langsam wurde geschossen, denn jeder Schuß sollte sitzen; die von Land schossen zu kurz. Es dauerte auch nicht lange, so hatten wir die Forts zum Schweigen gebracht. Das französische Kanonenboot erhielt zwei Treffer in der Wasserlinie und sank. Ferner wurde die dort befindliche Werft vollständig zerstört; das Kohlenlager wurde in Brand geschossen. Da für uns ja nichts weiter zu holen war, fuhren wir davon. Im übrigen leben wir jetzt wieder gar nicht schlecht. Wir haben uns auch schon allmählich an alles gewöhnt.“

Die Überrumpelung des französischen Kanonenboots — es war die „Zélée“ — war die Folge einer gelungenen Kriegslist, die lebhaft an das Auftreten der „Emden“ auf Diego Garcia erinnert. Die beiden Kreuzer hatten nämlich, ehe sie nach Tahiti fuhren, der französischen Insel Bora-Bora einen Besuch abgestattet. Der Gendarmeriebrigadier, der einzige Vertreter der französischen Autorität auf der Insel, glaubte es mit französischen Schiffen zu tun zu haben, da die ihn empfangenden deutschen Offiziere fließend französisch sprachen, und bemühte sich eifrig um die Verproviantierung der beiden Kreuzer. Als sein erwachender Argwohn durch Eingeborene bestätigt wurde, die ihm mitteilten, man könne an den Schiffen durch den Farbenüberstrich die Namen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ lesen, war es zu spät. Das Geheimnis, daß im Hafen von Papeete die „Zélée“ liege und mit ihren Geschützen ein kleines Fort armiert worden sei, war bereits preisgegeben.

Der kleine Kreuzer „Nürnberg“ ging seine eigenen Wege, hielt aber die Verbindung mit den beiden großen Kreuzern aufrecht und stieß immer wieder zu ihnen. Über den kurzen Aufenthalt der „Nürnberg“ in dem amerikanischen Hafen Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichinseln, schrieb der „Pacific Commercial Advertiser“ am 2. September 1914:

„Die Verdecke klar zum Gefecht und ohne Lichter ist gestern abend um 9 Uhr 20 Minuten der deutsche kleine Kreuzer „Nürnberg“, Kapitän Karl v. Schönberg, in See gegangen, nachdem er erst am frühen Morgen des gestrigen Tages hier angekommen war, um in aller Eile Kohlen und Proviant einzunehmen. Draußen sollen nach hierhergelangten Berichten der englische Kreuzer „Australia“ und der Torpedobootszerstörer „Warego“ liegen, die auf ihn seit Tagen vergeblich Jagd gemacht haben. Als das schnelle, kleine Kriegsfahrzeug in den Kanal einfuhr, riefen ihm mehr als hundert Mitglieder der hiesigen deutschen Kolonie Abschiedsgrüße zu und sangen „Die Wacht am Rhein“, während die Besatzung des amerikanischen Kreuzers „South Dakota“ ihm ein dreimaliges donnerndes Hurra nachschickte, welches von den deutschen Mannschaften in gleicher Weise erwidert wurde. Nach wenigen Minuten war der deutsche Kreuzer im Dunkel der Nacht verschwunden. Die „Nürnberg“ hätte noch bis heute 7 Uhr Zeit gehabt mit ihrer Abfahrt; doch dürften die Berichte über das Nahen der britischen Kriegsschiffe Kapitän v. Schönberg veranlaßt haben, die Nacht zur Abfahrt zu benutzen. Der hiesige deutsche Konsul war der letzte, der sich von dem Schiffskommandanten verabschiedete, dessen letzte Worte waren: ‚Die „Nürnberg“ mag unser Sarg werden, aber wir werden uns niemals ergeben!‘ Den gleichen Geist konnte man auch unter den Mannschaften des deutschen Kreuzers wahrnehmen; sie schienen sich nicht im mindesten vor der Anwesenheit britischer Kriegsschiffe zu fürchten, sahen vielmehr aus, als ob sie ein Zusammentreffen willkommen heißen würden. Sechzehn deutsche Reservisten gingen hier an Bord der „Nürnberg“, um für ihr Vaterland zu kämpfen.“

Wenige Tage später, am 7. September, gelang es der „Nürnberg“, auf der englischen Fanninginsel das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, zu zerstören und die dazu gehörigen Gebäude in die Luft zu sprengen. Der Vorgang

spielte sich in rasender Schnelligkeit ab, da die „Australia“, das Flaggschiff der australischen Marine, dem Kreuzer auf der Spur war. Berichte der britischen Kabelbeamten heben hervor, wie rücksichtsvoll die deutschen Seeleute vorgingen. So heißt es in einem Briefe:

„Es schien uns nur Sekunden zu dauern, bis wir völlig abgeschnitten waren. Uns allen war recht unbehaglich zumute, aber die Deutschen waren sehr freundlich und entsetzlich höflich. ‚Möchten Sie nicht so gut sein und mir eine Axt geben,‘ lautete z. B. eine Aufforderung, als sie die Flaggenstange niederholten, und beim Zertrümmern der etwa 40 000 Mark kostenden Vergrößerungsgläser sagte ein Matrose entschuldigend: ‚Es tut mir leid, meine Herren, aber das ist der Krieg.‘ Wir plauderten mit ihnen, und sie steckten sich Zigaretten an, die wir ihnen anboten.“

Am 12. Oktober 1914 stieß der kleine Kreuzer „Dresden“, Kommandant Kapitän zur See Lüdecke, zu den drei anderen Kreuzern. Bei Kriegsausbruch war die „Dresden“ gerade auf dem Heimweg begriffen, nachdem sie durch die „Karlsruhe“ abgelöst worden war. Sofort nahm sie den Kreuzerkrieg auf. Am 11. August wäre es ihr fast gelungen, den bekannten englischen Riesendampfer „Mauretania“ der Cunard-Linie zu kapern. Mit knapper Not entkam dieser nach Halifax, dem Hauptseehafen und der Hauptstadt der kanadischen Provinz Neuschottland. Auf der Fahrt vom Atlantischen zum Stillen Ozean fiel dem Kreuzer manches feindliche Handelsschiff zum Opfer.

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Fregattenkapitän Lüdecke,
Kommandant von S. M. kl. Kreuzer „Dresden“

Ebenso gesellte sich im Oktober der kleine Kreuzer „Leipzig“ unter Kapitän zur See Haun zu dem Geschwader. Er war im Juli an die Westküste Mexikos entsandt worden, um dort die „Nürnberg“ abzulösen, und hatte an der pazifischen Küste Amerikas recht erfolgreich Jagd auf Handelsschiffe gemacht. In den chilenischen Gewässern bohrte er z. B. das englische Ölschiff „Elsinor“ in Grund, und ebenso erging es dem englischen Dampfer „Bankfield“, der eine Ladung Zucker im Werte von fast 2½ Millionen Mark führte. Anfangs Oktober wurde über Amerika ein besonders kühnes und schneidiges Unternehmen der „Leipzig“ bekannt. Sie griff nämlich im nördlichen Teil des Stillen Ozeans trotz dreifacher feindlicher Übermacht den kanadischen Kreuzer „Rainbow“ und den französischen Panzerkreuzer „Montcalm“ an und beschädigte die feindlichen Schiffe.

Die Seeschlacht bei Coronel.

Am Sonntag, den 1. November 1914, befand sich das vereinigte deutsche Kreuzergeschwader, bestehend aus den fünf Schiffen „Scharnhorst", „Gneisenau", „Dresden", „Nürnberg" und „Leipzig", in der Nähe der chilenischen Küste. Nachdem das Geschwader vormittags einen Segler, der sich aber als Chilene entpuppte, gejagt hatte, wurde kurz vor Mittag die „Nürnberg" auf einen andern Segler losgeschickt, der wirklich ein Engländer war und von ihr mitgenommen wurde, so daß sie außer Sicht kam. Nachmittags verfolgte „Dresden" einen Dampfer und entfernte sich dabei von den übrigen Kreuzern.

S. M. großer Kreuzer „Gneisenau". Phot. Berl. Ill.-Ges.

Um 4 Uhr fuhren „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Leipzig" mit Kurs auf den Hafen Coronel an der chilenischen Küste. Man wußte, daß englische Kriegsschiffe in der Nähe waren. Ungeduldig ersehnten die deutschen Seeleute das erste Gefecht. Der allgemeine Wunsch sollte rasch in Erfüllung gehen. An Bord der „Leipzig" vergnügte man sich eben mit Kaffeetrinken, als der Befehl kam: „‚Leipzig' auf einen in Sicht kommenden Dampfer halten!" Schon im nächsten Augenblick hieß es: „Klar Schiff zum Gefecht!" Der Dampfer war als englischer Kreuzer erkannt worden. Kurz nach 5 Uhr hieß es nacheinander: „Zwei — drei — vier Kreuzer in Sicht!" Es waren die englischen Panzerkreuzer „Good Hope" und

„Monmouth“, der kleine Kreuzer „Glasgow“ und der Hilfskreuzer „Otranto“ unter dem Befehl des Konteradmirals Cradock. Kurz vor Sonnenuntergang bei heftigem Sturm begann die Schlacht in der Nähe der Insel Santa Maria bei Coronel, die nach knapp einer Stunde mit dem Untergang der beiden stärksten englischen Schiffe, „Monmouth“ und „Good Hope“, endete, während „Otranto“ und „Glasgow“ beschädigt entkamen. Den Verlauf der Seeschlacht legte Vizeadmiral v. Spee in folgendem amtlichen Bericht nieder:

„Der mir unterstellte Verband, bestehend aus den großen Kreuzern „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und den kleinen Kreuzern „Nürnberg“, „Leipzig“ und „Dresden“, lief am 1. November mit 14 sm Fahrt, etwa 20 sm von der chilenischen Küste entfernt, nach Süden, um vor Coronel einen englischen kleinen Kreuzer abzufangen, der nach zuverlässiger Nachricht am Abend vorher dort zu Anker gegangen war. Unterwegs wurden mehrfach kleine Kreuzer seitlich detachiert, um begegnende Dampfer und Segelschiffe festzustellen.

Um 4 Uhr 15 Min. nachmittags war mit solchem Auftrag S. M. S. „Nürnberg“ in Nordost aus Sicht gekommen, S. M. S. „Dresden“ etwa 12 sm zurückgeblieben; mit dem Gros stand ich etwa 40 sm nördlich der Bucht von Arauco.

Um 4 Uhr 17 Min. wurden in West zum Süden zuerst zwei, dann um 4 Uhr 25 Min. ein drittes Schiff in etwa 15 sm Abstand gesichtet, von denen zwei bald als Kriegsschiffe, vermutlich „Monmouth“ und „Glasgow“, erkannt wurden, während das dritte wohl der Hilfskreuzer „Otranto“ war. Sie schienen ebenfalls auf südlichem Kurse zu liegen. Der Verband lief mit äußerster Kraft hinterher, sie etwa 4 Strich an Steuerbord haltend; der Wind wehte in Stärke 6 aus Süden, Seegang und Dünung waren dementsprechend stark, so daß ich Wert darauf legen mußte, nicht in die Leeposition gedrängt zu werden. Auch diente der gewählte Kurs dazu, dem Gegner den Weg nach der neutralen Küste abzuschneiden. Etwa um 4 Uhr 35 Min. wurde festgestellt, daß die feindlichen Schiffe mehr nach Westen abhielten, und ich folgte allmählich bis auf Westsüdwestkurs, wobei „Scharnhorst“ mit Umdrehungen für 22 Seemeilen langsam aufkam, während „Gneisenau“ und „Leipzig“ sackten. Der lebhafte feindliche Funkenverkehr wurde soviel wie möglich gestört.

Um 5 Uhr 20 Min. wurde das Hinzukommen eines weiteren Kriegsschiffes gemeldet, das sich um 5 Uhr 30 Min. an die Spitze setzte und als „Good Hope“, Flaggschiff des Konteradmirals Cradock, erkannt wurde. Die feindliche Linie ordnete sich nun, setzte Toppflaggen und suchte langsam Annäherung auf südlichem Kurse. Von 5 Uhr 35 Min. ab hielt ich allmählich auf Südwestkurs, später auf südlichem Kurs ab und minderte Fahrt, um die eigenen Schiffe herankommen zu lassen.

Um 6 Uhr 7 Min. standen beide Linien, „Dresden“ noch etwa 1 Seemeile zurück, bis auf „Nürnberg“, die weit ab war, auf annähernd parallelem Südkurs einander im Abstand von 135 hm gegenüber. 6 Uhr 20 Minuten, auf 124 hm Abstand, machte ich eine 1'=Strichwendung auf den Gegner zu und ließ 6 Uhr 34 Min. nachmittags auf 104 hm Abstand Feuer eröffnen. Wind und Seegang waren von vorn, die Schiffe arbeiteten stark, namentlich die kleinen Kreuzer beider Seiten. Beobachtung und Entfernungsmessung litten hier sehr unter den Seen, die über Back und den Kommandostand stürzten, und die hochlaufende Dünung verdeckte den auf dem Mitteldeck stehenden 10,5-cm-Geschützen das Ziel so, daß sie das Heck ihres Gegners überhaupt nicht und

den Bug nur zeitweilig zu sehen bekamen. Dagegen war die Artillerie der beiden Panzerkreuzer durchaus gebrauchsfähig und schoß gut; auf „Good Hope" konnte schon um 6 Uhr 39 Min. der erste Treffer beobachtet werden. Gleich darauf ließ ich zur Kiellinie zurückwenden. Die Engländer eröffneten erst zu dieser Zeit das Feuer; ich nehme an, daß die grobe See ihnen mehr Schwierigkeiten machte als uns. Ihre beiden Panzerkreuzer blieben im wesentlichen, auch als es bei abnehmenden Entfernungen anfing, dunkel zu werden, von unserem Feuer eingedeckt, während sie selbst, soweit bisher festgestellt, „Scharnhorst" nur zweimal und „Gneisenau" nur viermal getroffen haben. Um 6 Uhr 53 Min. nachmittags, auf etwa 60 hm Entfernung, wendete ich 1 Strich vom Gegner ab. Dessen Artillerie feuerte um diese Zeit langsamer, während wir zahlreiche Treffer beobachten konnten. Unter anderem wurde gesehen, daß auf „Monmouth" die Turmdecke des vorderen Doppelturms abgehoben wurde, und daß im Turm ein starker Brand entstanden war. „Scharnhorst" glaubt etwa 35 Treffer auf „Good Hope" sich anrechnen zu dürfen. Da sich die Entfernung trotz unseres Abwendens noch bis auf 49 hm verringerte, so war anzunehmen, daß der Gegner am Artillerieerfolg verzweifelte und auf Torpedoschuß manövrierte. Die Stellung des gegen 6 Uhr aufgegangenen Mondes hätte ihn hierbei begünstigt. Ich zog deshalb etwa um 7 Uhr 45 Min. den Verband durch Abschwenken des Spitzenschiffes allmählich weiter ab. Es war inzwischen dunkel geworden, die Entfernungsmessung auf „Scharnhorst" benutzte zunächst noch den Schein der auf „Good Hope" ausgebrochenen Brände als Meßpunkte, allmählich wurden aber Messungen, Abkommen und Beobachtungen so ungenau, daß das Feuer um 7 Uhr 26 Min. eingestellt wurde. Um 7 Uhr 23 Min. nachmittags war bei „Good Hope" eine starke Explosionssäule zwischen den Schornsteinen beobachtet worden; von da ab feuerte das Schiff, wie mir schien, nicht mehr. „Monmouth" scheint schon etwa um 7 Uhr 20 Min. das Feuer eingestellt zu haben.

Die kleinen Kreuzer, einschließlich „Nürnberg", die inzwischen herangekommen sein mußten, erhielten um 7 Uhr 30 Min. nachmittags den funkentelegraphischen Befehl, den Feind zu verfolgen und mit Torpedos anzugreifen. Die Sichtigkeit wurde um diese Zeit durch Regenböen beeinträchtigt. Es gelang den kleinen Kreuzern nicht, „Good Hope" zu finden; dagegen hat „Nürnberg" „Monmouth" getroffen, der stark gekrängt zuerst vor, dann neben ihr herlief, und hat ihn um 8 Uhr 58 Min. durch Beschießung auf nächste Entfernung zum Kentern gebracht, ohne daß er das Feuer erwidert hätte. Seine Flagge wehte aber noch. An Rettungsarbeiten war bei dem hohen Seegang nicht zu denken, zumal „Nürnberg" unmittelbar hinterher Rauchwolken eines zweiten Feindes zu sichten glaubte und dorthin einen neuen Vorstoß ansetzen mußte. „Otranto" ist schon bei Beginn des Kampfes, nach dem ersten Treffer, abgedreht und später anscheinend mit hoher Fahrt fortgelaufen. „Glasgow" hat am längsten ihr, freilich wirkungsloses, Feuer fortsetzen können, sie ist dann in der Dunkelheit ebenfalls entkommen. „Leipzig" und „Dresden" glaubten immerhin mehrere Treffersalven auf ihr beobachtet zu haben.

Die kleinen Kreuzer haben in dem Kampf weder Verluste noch Beschädigungen erlitten. „Gneisenau" hat zwei Leichtverwundete. Die Besatzungen der Schiffe gingen mit Begeisterung in den Kampf; ein jeder hat seine Pflicht getan und Anteil am Erfolge."

Eine weitere weniger fachmännisch gehaltene Darstellung, die den amtlichen Bericht in manchen Einzelzügen ergänzt, gab Graf v. Spee in einem im „Hannoverschen Courier" veröffentlichten Briefe vom 2. November 1914:

„Gestern war Allerheiligen und für uns ein Glückstag. Ich war mit dem Geschwader auf dem Wege, südlich längs der Küste zu fahren, als ich Wind davon bekam, daß ein englischer Kreuzer in Coronel, einem kleinen Kohlenhafen bei Conception, eingelaufen sei. Da nach den allgemeinen internationalen Regeln ein Schiff einer Kriegspartei innerhalb 24 Stunden wieder auslaufen muß, dachte ich es abzufangen. Ich hatte die Plätze so verteilt, daß „Nürnberg" vor den Hafen laufen sollte, um nachzusehen, ob der Kreuzer noch drinnen, während die anderen Schiffe außen herumgestellt werden sollten. Um Kohlen zu sparen, hatten die Schiffe nur für 14 sm Dampf, waren aber sonst klar.

Meine Schiffe waren also um 4 Uhr 25 Minuten etwas auseinandergezogen, nur „Gneisenau" ganz in der Nähe, als mir gemeldet wurde, daß in Westsüdwest etwa zwei Schiffe gesichtet wurden. Ich hielt darauf zu, befahl den andern Kreuzern, zu mir zu kommen, denn es war mir bald klar, daß es Gegner seien, und zwar der Panzerkreuzer „Monmouth" und der kleine Kreuzer „Glasgow". Bald kamen hinter den gesichteten Schiffen der Hilfskreuzer „Otranto" und nach einer Weile der Panzerkreuzer „Good Hope" in Sicht. Der Gegner versuchte einige Manöver, durch die er meines Erachtens näher an die Küste gekommen wäre, und dazu luv, was mir sehr schädlich gewesen wäre. Ich hatte sogleich „Scharnhorst" und „Gneisenau" befohlen, alle Kessel in Betrieb zu nehmen, und in einer Viertelstunde lief ich mit 20 sm gegen schwere See und Dünung auf, kam glücklich so weit, daß ich dem Gegner parallel zu liegen kam, war aber allein und mußte auf das Herankommen der anderen warten. Der Gegner war so liebenswürdig, mich dabei nicht zu stören, die Entfernung betrug da noch etwa 9 sm. Als meine Schiffe um 6 Uhr 10 Min. bis auf die „Nürnberg", die noch nicht zu sehen war, zusammen waren, begann ich die Entfernung zu verringern, und als sie etwa 5 sm betrug, d. h. 9,25 km, ließ ich das Feuer eröffnen. Die Schlacht hatte begonnen, und im wesentlichen mit wenigen Änderungen des Kurses war die Linie ganz ruhig. Die Sonne im Westen, hatte ich so ausmanövriert, daß sie mich nicht stören konnte, der Mond im Osten war noch nicht voll, versprach aber in der Nacht gut zu leuchten. Regenböen

Auf dem Meeresgrund verankerte Seeminen

standen an verschiedenen Stellen. Meine Schiffe feuerten schnell und hatten auf die großen Schiffe guten Erfolg. „Scharnhorst“ feuerte gegen „Good Hope“, das Flaggschiff des Admirals Cradock, „Gneisenau“ gegen „Monmouth“, „Leipzig“ gegen „Glasgow“, „Dresden“ gegen „Otranto“. Letzteres Schiff verließ nach einiger Zeit die Linie und ist entkommen, wie ich denke.

Auf „Good Hope“ und „Monmouth“ brachen viele Brände aus, auf ersterem fand eine ungeheure Explosion statt, die sich gegen den dunklen Abendhimmel wie ein Brillantfeuerwerk darstellte. Weißglühend mit grün leuchtenden Sternen leuchtete es dabei über Schornsteinhöhe hinauf. Ich glaubte, das Schiff müßte dabei untergehen, doch schwamm es weiter, und der Kampf ging ununterbrochen fort. Die Dunkelheit brach herein. Die Entfernung hatte ich zuerst verringert bis auf 4500 Meter, dann drehte

S. M. kleiner Kreuzer „Leipzig“. Phot. Berl. Ill.-Ges.

ich so weit, daß sie langsam wieder zunahm. Es wurde weiter gefeuert nach den durch die Brände erkennbaren Schiffen, und als die Geschützführer nicht mehr zielen konnten, abgebrochen. Das Schießen des Gegners hatte aufgehört.

Ich befahl den kleinen Kreuzern, die Verfolgung aufzunehmen; da der Gegner aber, wie es schien, nun die Brände gelöscht hatte, war nichts zu sehen, und das Herumfahren um die gegnerische Linie, um sie in günstige Beleuchtung zu bekommen, führte nicht mehr zum Zusammentreffen. Der Artilleriekampf hatte 52 Minuten gedauert. Um etwa 8 Uhr 40 Minuten auf Nordwestkurs beobachtete ich voraus auf sehr große Entfernung, geschätzt etwa 10 Seemeilen, Artilleriefeuer. Ich hielt darauf zu, um zu helfen, falls nötig. Es war die „Nürnberg“, die vorher nicht mehr den Anschluß hatte finden können und nun auf die glühende „Monmouth“ gestoßen war, die starke Schlag=

seite nach Steuerbord zeigte. „Nürnberg“ ging dicht heran und gab ihr den letzten Rest durch Geschützfeuer. „Monmouth“ kenterte und ging unter. Leider verbot die schwere See die Rettungsarbeit neben dem Umstande, daß „Nürnberg“ glaubte, „Good Hope“ in der Nähe zu sehen, was wohl eine Täuschung war. Sie wird die großen Kreuzer auf große Entfernung im Mondlicht dafür angesehen haben.

Ich weiß nicht, was aus „Good Hope“ geworden ist. Es ist möglich, daß auch sie untergegangen ist, kampfunfähig war sie wohl. „Glasgow“ war kaum zu sehen, sie soll auch einige Treffer bekommen haben, ist meines Erachtens aber entkommen. So haben wir auf der ganzen Seite gesiegt, und ich danke Gott dafür. Wir sind in geradezu wunderbarer Weise geschützt worden. Wir haben keinen Verlust zu beklagen. Einige leichte Verwundungen kamen auf „Gneisenau“ vor. Die kleinen Kreuzer wurden überhaupt nicht getroffen. Die Treffer, die „Scharnhorst„ und „Gneisenau“ erhielten, haben so gut wie keinen Schaden angerichtet. Eine 15=cm=Granate fand sich in einem Hellgatt der „Scharnhorst“ vor, sie hatte die Bordwand durchschlagen, dann allerlei Unfug und Zerstörung unten verursacht, war glücklicherweise nicht krepiert und lag nun als Gruß da. Ein Schornstein war getroffen, aber nicht so, daß er seinem Zweck nicht mehr dienen konnte. Ähnliche Kleinigkeiten sind auf „Gneisenau“ auch passiert. Ich weiß nicht, welche vielleicht unglücklichen Umstände beim Gegner vorgelegen haben, die ihm jeden Erfolg nahmen. Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer. Ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten. Besonders freut es mich, daß auch „Nürnberg“, die ohne Schuld von der Schlacht ferngeblieben, doch noch schließlich zum Erfolge beitragen konnte. Wenn „Good Hope“ entkommen wäre, muß sie meines Erachtens wegen ihrer Beschädigung einen chilenischen Hafen anlaufen; um das festzustellen, will ich morgen mit „Gneisenau“ und „Nürnberg“ Valparaiso anlaufen und sehen, ob „Good Hope“ nicht von den Chilenen abgerüstet werden kann. Damit bin ich zwei starke Gegner los. „Good Hope“ ist ja größer als „Scharnhornst“, hat aber nicht so gute Artillerie. Sie hat zwar schwere Geschütze, aber nur zwei davon. „Monmouth“ ist dagegen der „Scharnhorst“ unterlegen, da sie nur 15=cm=Geschütze hat.

Die Engländer haben noch einige Schiffe hier, darunter wie es scheint ein Linienschiff der „Queen“=Klasse mit 30,5=cm=Geschützen. Gegen letztere können wir kaum etwas ausrichten. Hätten sie ihre Streitkräfte zusammengehabt, so würden wir wohl den kürzeren gezogen haben. Du kannst Dir kaum vorstellen, welche Freude überall bei uns herrscht. So haben wir doch wenigstens etwas zum Ruhm unserer Waffen beitragen können, wenn es auch für das Ganze und bei der ungeheuren Zahl der englischen Schiffe wenig bedeuten mag.“

Einer der beiden Söhne des deutschen Admirals, Leutnant zur See Graf Otto v. Spee, befand sich während der Schlacht an Bord der „Nürnberg“ und schrieb über die Vernichtung der „Monmouth“:

„Gegen 7¾ Uhr beobachteten wir die letzten Schüsse. Dann sahen wir nichts mehr. Nach 8 Uhr tauchte aus der Dunkelheit an Steuerbord ein Kreuzer auf, der ähnlich wie „Leipzig“ oder „Emden“ aussah und mit uns in etwa zwei Seemeilen Abstand auf parallelem Kurse lief. Wir drehten auf ihn zu und fanden die schwer beschädigte „Monmouth“ vor. Sie hatte etwa 10 Grad Schlagseite nach B. B. Auch schien mittschiffs große Dampfgefahr zu sein. Als wir näher kamen, legte sie sich noch mehr über, so daß sie die Geschütze auf der uns zugekehrten Seite nicht mehr brauchen konnte. Auf kurze Entfernung eröffneten wir das Feuer. Mir war es schrecklich, auf

den armen Kerl schießen zu müssen, der sich nicht mehr wehren konnte. Aber die Flagge wehte noch, und auch eine Feuerpause von mehreren Minuten, die wir machten, benutzte er nicht, um sie niederzuholen. So fuhren wir einen Anlauf und brachten ihn durch Artilleriefeuer zum Kentern. Das Schiff versank mit wehenden Flaggen, und keinen Mann konnten wir retten, einmal wegen der hohen See, die das Aussetzen eines Bootes unmöglich machte, dann aber auch, weil neue Rauchwolken gemeldet wurden, die, wie wir hofften, neue Feinde waren, und auf die wir zuhielten. Freilich waren es dann schließlich nur unsere Panzerkreuzer, die auch den fliehenden Feind suchten. Wir bildeten eine Aufklärungslinie, doch fanden wir leider keinen mehr. „Good Hope“ war vorn und achtern brennend aus Sicht gekommen und war auch derjenige gewesen, auf dem wir die Explosion beobachtet hatten; sie hatte mittschiffs stattgefunden. „Glasgow“ hatte einige Treffer erhalten von „Leipzig“ und „Dresden“, war aber offenbar nur leicht beschädigt.“

Der Untergang des zweiten englischen Panzerkreuzers, der „Good Hope“, blieb ohne Zeugen. Während der Nacht wurden verschiedene drahtlose Anfragen der „Glasgow“ an die „Good Hope“ aufgefangen, ohne daß diese geantwortet hätte. Sie tauchte nicht wieder auf. So unterliegt es keinem Zweifel, daß die Vermutung richtig ist, die folgende Eintragung im Loggbuch der „Glasgow“ aussprach: „7 Uhr 30 Min. abends: Furchtbare Explosion auf „Good Hope“. Flammen bis 200 Fuß Höhe. Vollständige Vernichtung muß gefolgt sein.“ Mit der „Good Hope“ fanden 900 Mann den Tod in den Wellen.

Das Schicksal der „Glasgow“ ist nicht völlig geklärt. Ein schwedischer Matrose, der zur Besatzung eines von der „Glasgow“ gekaperten deutschen Seglers gehörte und als Gefangener die Schlacht an Bord des englischen Kreuzers mitmachte, erzählt, als gleich zu Beginn des Kampfes das Pulvermagazin des englischen Kreuzers in die Luft geflogen sei, habe man die Türe ihrer Kabine aufgeschlossen und ihnen freigestellt, entweder das Schicksal des Schiffes zu teilen oder über Bord zu springen. Sie wählten das letztere, und fünf von ihnen wurden von deutschen Kreuzern gerettet. Der Zustand der „Glasgow“ muß also sehr kritisch gewesen sein, wenn die gefangenen deutschen und schwedischen Seeleute es vorzogen, sich den Fluten anzuvertrauen. So klingt die Nachricht südamerikanischer Blätter nicht unwahrscheinlich, ein anderer Kreuzer sei in „Glasgow“ umgetauft worden, um deren Verlust zu verbergen. Damit steht allerdings im Widerspruch folgender lebendige Bericht eines Offiziers der „Glasgow“, der um so interessanter zu lesen ist, als er den Verlauf der Seeschlacht vom gegnerischen Standpunkt aus wiedergibt:

„Ich glaubte nicht, daß die Deutschen uns vor dem folgenden Tag angreifen würden, aber wir kamen stets näher aneinander. Ungefähr 20 Minuten vor 7 Uhr eröffnete der vorderste deutsche Kreuzer das Feuer aus seinen 21-cm-Kanonen. Die Granaten pfiffen über uns hin oder sie schlugen vor uns ein, nur in einem Abstand von ungefähr 450 m. Das Schießen der Deutschen machte den Eindruck, daß es ausgezeichnet sei. Rasch schwenkte die „Otranto“, die nicht für ein Gefecht gegen Kriegsschiffe eingerichtet war, nach Südwesten ab. Wir kamen dicht an die deutschen Schiffe heran, und um 7 Uhr begannen auch wir zu schießen. Der Feind antwortete in raschen

Salven und richtete vor allem auf die „Monmouth“, die vor uns herdampfte, ein vernichtendes Feuer. Der Ablauf des Gefechtes war bald nicht mehr zweifelhaft. Granaten sausten um uns her, und einige explodierten unmittelbar über uns, wobei die Splitter nach allen Richtungen flogen. Ungefähr 10 Minuten später geriet die arme „Monmouth“ aus der Gefechtslinie und fiel ein paar hundert Meter nach Westen ab, da sie bös getroffen war. Sie schwankte und schlingerte, ihr Vorderturm mit einer 15-cm-Bepanzerung stand in Brand. Sie kam wieder nach der Schlachtlinie zurück und scherte dann nach dem Osten aus, während sie mit einer 15-cm-Kanone feuerte.

Kurz darauf beobachtete man, daß auch die „Good Hope“ an ihrem Vorderturm in Flammen stand. Sie schien sich nach Osten zu halten und zu sinken. Während dieser Zeit unterhielten wir ein ununterbrochenes Feuer auf den Feind aus unsern 15- und 10-cm-Kanonen. Aber infolge der stürmischen See, des Schlingerns unserer Schiffe und der zunehmenden Dunkelheit war es unmöglich zu sehen, wohin unsere Granaten flogen. Wir konnten nur Feuer auf die aufblitzenden Geschütze geben, und das natürlich nur, wenn die hochgehende See es zuließ, dieses Aufflammen zu sehen. Gegen 7½ Uhr, als ich gerade in der Nähe der hinteren 15-cm-Kanone stand, fühlte ich, wie eine Granate uns unter Deck traf. Das Geschoß schien an der anderen Seite wieder herauskommen zu wollen, aber dies war nicht der Fall. Wir warteten auf die Explosion. Ich glaubte, daß das Schiff nun vollständig auseinandergesprengt würde, aber glücklicherweise geschah nichts von dem.

Vizeadmiral Graf v. Spee, der Sieger der Seeschlacht bei Coronel.

Ich war Zweiter im Kommando der Steuerbordbatterie und als solcher auf der Seite, die nicht im Gefecht war; so konnte ich mein Nachtglas gebrauchen und das Gefecht beobachten. Die „Good Hope“ schwenkte mehr und mehr in östlicher Richtung ab. Das Vorderschiff stand in hellen Flammen. Plötzlich erfolgte eine furchtbare Explosion. Holzstücke, Flammen und Funken flogen 200 Fuß in die Höhe. Die Explosion, die am hinteren Schornstein der „Good Hope“ stattfand, konnte von uns deutlich gehört

werden. Einige unserer Leute dachten, daß es das Flaggschiff des Feindes sei, das in die Luft flog, so dicht war die „Good Hope“ an den Feind herangekommen. Einige Zeit später sah ich nichts mehr von ihr, und sie hat auch keinen Schuß mehr abgegeben.

Die „Monmouth“ begann jetzt langsamer zu fahren, und wir mußten auch unseren Dampf abstellen, um nicht in den Kugelregen zu kommen, der für die „Monmouth“ bestimmt war. Die deutschen Schiffe entfernten sich jetzt und begannen das Feuer auf uns zu richten. Wir antworteten, solange wir konnten. Der Abstand betrug 4500 m. Jeder war merkwürdig ruhig, genau als sei es bloß ein Manöver. Wiederum traf eine Granate unsern zweiten Schornstein und dabei wurden drei oder mehr Leute verwundet. Unser Entkommen ist ein reines Wunder, ich kann es immer noch nicht begreifen, und jedem wird es gehen wie mir. Wir wurden im ganzen von 5 Granaten an der Wasserlinie getroffen, aber kein einzigesmal an einer gefährlichen Stelle. In drei Fällen schützte uns unser Kohlenvorrat, der an den Seiten aufgestaut war. Die „Monmouth“, die nicht mehr schoß, dampfte nordwestwärts. Durch Signale teilte sie uns mit, daß sie viel Wasser mache. Wir folgten dichter hinter ihr, bis wir das deutsche Geschwader sich nähern sahen. Es regnete und war neblig, auch war es dunkel geworden. Da legten wir große Geschwindigkeit vor und deckten eine Zeitlang die „Monmouth“ durch unsern Rauch. Dann mußten wir sie verlassen. Ungefähr eine halbe Stunde später sahen wir das Blitzen von Schüssen und die Strahlen eines Scheinwerfers; das dauerte einige Sekunden, dann verschwand alles.

Schließlich gingen wir nach der Magelhaensstraße, um unser altes Schlachtschiff, den „Canopus“, der von Süden herankam, zu warnen. Wir konnten von unserer drahtlosen Telegraphie keinen Gebrauch machen, weil der Feind uns mit seinen Apparaten übertönte. Es wäre nutzlos und unnötig gewesen, wenn wir unser Schiff und die 370 Lebenden, die darauf waren, einem weiteren Gefecht ausgesetzt hätten, da 1600 Opfer bereits der Untergang der beiden anderen Schiffe gekostet hatte. Glücklicherweise waren unsere Maschinen und Kessel unversehrt, so daß wir in der Lage waren, durch die hochgehende See mit einer Geschwindigkeit von 24 Knoten zu fahren und wegzukommen.“

Aus verschiedenen Auslassungen der englischen Presse muß man folgern, daß der Führer des englischen Geschwaders, Admiral Cradock, in der Seeschlacht den Tod fand. Er scheint sich nicht auf dem Admiralschiff, der „Canopus“, sondern auf einem anderen Schiffe befunden zu haben. Die „Canopus“ kam nämlich, offenbar irregeleitet von der alleinfahrenden „Nürnberg“, nicht mehr zum Eingreifen in dem Kampf.

Dem siegreichen Chef des deutschen Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee, verlieh der Kaiser das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, einer großen Anzahl von Offizieren und Mannschaften des Geschwaders das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Vizeadmiral Graf Maximilian v. Spee, geboren am 22. Juni 1861, entstammt einem rheinischen Geschlecht. Er gehört der Marine seit 1878 an und hat ihr auch seine beiden Söhne zugeführt, die bei Coronel unter dem Kommando ihres Vaters mitfochten und dann nachher mit ihm bei den Falklandsinseln den Seemannstod fanden. Fast immer war er dabei, wenn über afrikanischem oder asiatischem Land zum erstenmal der schwarze Adler im weißen Flaggentuch seinen scharfen Schnabel hob und es galt, das deutsche Ansehen draußen hochzuhalten.

S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe" versenkt einen englischen Frachtdampfer im Atlantischen Ozean durch Öffnen der Bodenventile. Nach einer Originalzeichnung von Paul Direng.

1884/85 war er als Leutnant zur See an Bord der „Möve" kommandiert, die im Dienst der damals einsetzenden deutschen Kolonialpolitik an den verschiedensten Küsten Westafrikas die deutsche Flagge hißte. 1897 wurde er Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Besitzergreifung des Kiautschougebiets gebildeten zweiten Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. Auch später war er anläßlich der Chinawirren als erster Offizier des Linienschiffs „Brandenburg" in Ostasien tätig. Mit seiner Liebe für die jungen Kolonien und seinem Verständnis für den deutschen Überseehandel war er wie kaum einer geeignet zur Führung des Kreuzer-

Das deutsche Kreuzergeschwader in Valparaiso. R. Sennecke, Berlin.

geschwaders, das er im September 1912 übernahm, und dessen Chef er anfangs 1913 als Vizeadmiral wurde. Im Herbst 1914 sollte er in die Heimat zurückkehren, weil die Zeit seines Kommandos abgelaufen war, — da kam der Krieg.

Neben der überlegenen taktischen Führung ist der Erfolg von Coronel vor allem der artilleristischen Überlegenheit der deutschen Kreuzer und der hervorragenden artilleristischen Ausbildung ihrer Besatzungen zu verdanken. An und für sich war die deutsche Überlegenheit nicht sehr bedeutend, denn das deutsche Breitseitengewicht verhielt sich zum britischen wie vier zu drei, wohl aber waren auf deutscher Seite zahlreichere schwere Geschütze, die den Ausschlag gaben. Den je acht 21-cm-Geschütze der 1906 in Dienst gestellten Schwesterschiffe „Scharnhorst"

und „Gneisenau“ hatten die Engländer nur zwei 23,4=cm=Geschütze auf der „Good Hope“ gegenüberzustellen. Auf weitere Entfernungen sind aber diese größten und zugleich am weitesten tragenden Geschütze fast allein wirksam. An mittlerer Artillerie allerdings waren die Engländer weit überlegen, aber sie kamen offenbar gar nicht dazu, diese wirksam zur Geltung zu bringen. Die zwei großen deutschen Kreuzer haben nämlich nur je sechs 15=cm=Kanonen, die zwei großen englischen hatten zusammen dreißig. An Tonnengehalt kamen sich die gegnerischen Schiffe nahezu vollständig gleich, wenn man auf deutscher Seite die „Nürnberg“ mit 3470

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der in der Seeschlacht bei Coronel vernichtete englische Panzerkreuzer „Good Hope“.

Tonnen und auf englischer die „Otranto“ außer Betracht läßt. „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ haben je 11600 Tonnen Wasserverdrängung, „Dresden“ 3650 Tonnen und „Leipzig“ 3250 Tonnen. Das stärkste Schiff auf englischer Seite war die „Good Hope“ mit 14300 Tonnen, dann folgte „Monmouth“ mit 9950 Tonnen und „Glasgow“ mit 4900 Tonnen.

Die erste Seeschlacht, in der sich fast gleichwertige und gleich starke Gegner gegenüberstanden, endete mit einer furchtbaren Niederlage der englischen Flotte und zerstörte endgültig die Legende ihrer Unbesiegbarkeit.

Die Seeschlacht bei den Falklandsinseln.

„Die Flotte ist untergegangen
Mit Mann und Maus und Offizier —
Und mit Hurra!"
Otto Anthes.

Nach einem kurzen Aufenthalt in dem chilenischen Hafen Valparaiso setzte das deutsche Geschwader seinen Weg fort, indem es seinen Kurs um Kap Horn herum nahm und in den südlichen Atlantischen Ozean eindrang. Vielleicht hoffte Graf v. Spee, sich mit seinen Schiffen unter dem Schutz der Winternebel in den Heimathafen durchschlagen zu können. Jedenfalls fand der Gedanke, im neutralen Hafen abzurüsten und so Schiffe und Mannschaft zu erhalten, nicht Raum im Herzen der deutschen Seeleute, wiewohl sie wußten, daß von allen Seiten eine gewaltige Übermacht gegen sie sich zusammenzog. Nach einer Meldung der Londoner „News" waren es zuletzt 43 Schiffe der Verbündeten, die Jagd auf das deutsche Geschwader machten. Die englischen, französischen, russischen und japanischen Schiffe im Atlantischen und Stillen Ozean wurden nicht für stark genug erachtet, um die fünf deutschen Kreuzer zu erledigen. Es bedurfte dazu noch der Entsendung einer eigenen Flotte aus der Heimat unter der Führung des Chefs des englischen Admiralstabs, Vizeadmirals Sturdee, ein Zeichen, wie hoch England die deutschen Schiffe einschätzte. Dabei befanden sich unter den Verfolgern modernste Dreadnoughtkreuzer, die den deutschen Schiffen sowohl in bezug auf Schnelligkeit, als auch Panzerung und namentlich Armierung weit überlegen waren, und von denen jeder einzelne dem gesamten deutschen Geschwader gewachsen war. Am 10. und 11. Dezember 1914 gab der deutsche Admiralstab bekannt, daß fast das gesamte Geschwader von seinem unausbleiblichen Geschick ereilt worden war.

10. Dezember. Laut amtlicher Reutermeldung aus London ist unser Kreuzergeschwader am 8. Dezember, 7½ Uhr morgens, in der Nähe der Falklandsinseln von einem englischen Geschwader unter dem Kommando des Vizeadmirals Sturdee gesichtet und angegriffen worden. Nach der gleichen Meldung sind in dem Gefecht S. M. Schiffe „Scharnhorst", „Gneisenau" und „Leipzig" gesunken. Zwei Kohlendampfer sind in Feindeshand gefallen. S. M. Schiffe „Dresden"

und „Nürnberg" gelang es zu entkommen. Sie werden angeblich verfolgt. Unsere Verluste scheinen schwer zu sein. Eine Anzahl Überlebender der gesunkenen Schiffe wurde gerettet. Über die Stärke des Gegners, dessen Verluste gering sein sollen, enthalten die englischen Meldungen nichts.

Der Chef des Admiralstabs der Marine (gez.): Pohl.

11. Dezember. Nach weiterer amtlicher Reutermeldung aus London ist es den verfolgenden englischen Kreuzern gelungen, auch S. M. Schiff „Nürnberg" zum Sinken zu bringen.

Der Stellvertreter des Chefs des Admiralstabs: Behncke.

Der Schauplatz des heldenhaften Untergangs des deutschen Kreuzergeschwaders sind die im Atlantischen Ozean, fast an der südlichsten Spitze des amerikanischen Kontinents gelegenen englischen Falklandsinseln. Hier stieß Graf v. Spee am Morgen des 8. November auf ein englisches Geschwader, das am Tage zuvor Port Stanley, den Haupthafen an der Nordostküste von Ostfalkland, zum Kohlen angelaufen hatte. Die Aufklärung der vorausgeschickten „Gneisenau" und eines kleinen Kreuzers ergab, daß die Zahl der feindlichen Schiffe größer war, als man angenommen hatte. Trotzdem entschloß sich Graf v. Spee, den Kampf aufzunehmen. Gegen sechs feindliche Kreuzer war zunächst das Gefecht im Gang, da tauchten überraschend zwei weitere mächtige englische Schlachtkreuzer auf, die sich im Hafen hinter dem Landrücken vollständig verborgen gehalten hatten. So sahen sich nun die fünf deutschen Kreuzer plötzlich folgenden feindlichen Schiffen gegenüber: den beiden Schlachtkreuzern „Invincible" und „Inflexible" (je 20000 Tonnen), dem Linienschiff „Canopus" (13150 Tonnen), den Panzerkreuzern „Carnarvon" (11000 Tonnen), „Cornwall" und „Kent" (je 10000 Tonnen), den geschützten Kreuzern „Bristol" und „Glasgow" (je 4900 Tonnen), bezw. einem anderen mit dem Namen dieses möglicherweise bei Coronel untergegangenen Schiffes versehenen Kreuzer.

Angesichts dieser erdrückenden Übermacht trachtete der deutsche Geschwaderkommandant, den Kampf abzubrechen. Der Feind folgte jedoch dank der größeren Schnelligkeit seiner Schiffe, so daß Vizeadmiral Graf v. Spee sich entschloß, den Kampf mit „Scharnhorst" und „Gneisenau" allein aufzunehmen und diese beiden Schiffe zu opfern, um die kleinen Kreuzer zu retten. Diese erhielten demnach Befehl, sich zurückzuziehen. Die erste geschlossene Salve einer Breitseite des „Scharnhorst" traf als Volltreffer den Schlachtkreuzer „Invincible", fegte dessen Aufbau hinweg und zerstörte einen Panzerturm des Schiffes völlig. Überhaupt zeigte sich die „Scharnhorst" als Inhaberin der goldenen Schießmedaille ihres Rufes würdig, aber die Geschosse ihrer 21-cm-Geschütze erwiesen sich gegenüber der stärkeren englischen Panzerung als zu schwach, während die schweren englischen 30,5-cm-Kanonen vernichtende Wirkung ausübten. Ein Geschütz nach dem andern mußte auf der „Scharnhorst" schweigen. Aber kein Angebot zur Übergabe erfolgte. Die Engländer boten

an, das Feuer einzustellen und die Mannschaft zu retten. Graf v. Spee erwiderte, er gebe mit den noch gebrauchsfähigen Geschützen die letzten Schüsse ab. Drei Stunden lang wehrte sich die „Scharnhorst“ heldenmütig gegen die Übermacht, dann sank sie mit wehenden Flaggen um 4 Uhr 17 Minuten nachmittags in die Tiefe. Die gesamte Mannschaft stand im Augenblick des Untergangs auf Deck und brachte brausende Hurrarufe auf Kaiser und Vaterland aus. Zuletzt verschwand die Admiralsflagge. Kein Mann wurde dem kalten Wellengrab entrissen. Auch Vizeadmiral v. Spee ging mit seinem Schiff unter. So wurde wahr, was der wackere Mann zwei Jahre zuvor gesprochen hatte, als er die Auslandsreise antrat und Verwandte ihn fragten, wie er sich die Sache denke, wenn Krieg ausbrechen würde. Er antwortete: „Dann hoffe ich, mich mit vielen Engländern auf dem Meeresgrund wiederzufinden.“ Der Besten einer ging mit ihm dahin. Hochaufgeschossen, aufrecht, breitschultrig und derbknochig war er von Gestalt, seine blauen Augen blickten heiter, und dunkelblondes Haar umgab seine breite Stirn. Geradheit war auch der Grundzug seines Charakters. Sein sicheres, natürliches Auftreten verrieten den geborenen Führer. Ein hohe Anforderungen stellender, aber gerechter Vorgesetzter besaß er das vollste Vertrauen seiner Untergebenen. Seine Gemahlin gibt ihm an Charaktergröße nichts nach. Mit deutschem Frauenstolz schrieb die Gräfin an eine Freundin: „Ist es nicht schön, daß der eigene Vater meine lieben Kinder erst zum Sieg und dann in den Tod führen durfte!“

Nach The Illustrated War News.

Vizeadmiral Sir Frederic C. D. Sturdee,
der Kommandant des britischen Geschwaders in der Seeschlacht bei den Falklandsinseln.

Nach dem Untergang der „Scharnhorst“ konzentrierte sich das Feuer der Engländer auf die „Gneisenau“. Aus dem amtlichen Bericht des Admirals Sturdee über den Verlauf der Seeschlacht spricht die Anerkennung über den Heldenmut, mit dem der deutsche Kreuzer bis zum Verbrauch seiner Munition kämpfte, ehe er seinem Schwesterschiff in die Tiefe folgte. Der betreffende Abschnitt lautet:

„Gneisenau“ lief auf der Außenseite seines Flaggschiffes und machte einen energischen Versuch, unsere beiden Schlachtkreuzer zu beschießen. Um 5 Uhr 8 Minuten wurde der erste Schornstein weggeschossen und legte sich gegen den zweiten. Um 5 Uhr 15 Minuten bekam „Invincible“ einen Schuß von „Gneisenau“. Dieses war der letzte entschiedene Versuch des deutschen Kreuzers. Um 5 Uhr 30 Minuten lag er stark auf Steuerbord über,

Rauch und Dampf von sich gebend. Ich gab den Befehl, das Feuer einzustellen, aber „Gneisenau“ begann noch einmal, aus einer Kanone zu schießen. Um 5 Uhr 40 Minuten gingen wir mit drei Schiffen näher heran. „Gneisenau“ hatte noch ihre Flaggen am Mast. Um 6 Uhr legte sie sich sehr stark über. Wir konnten die Mannschaften auf Deck sehen, bevor sie untergingen. „Gneisenau“ hatte alle Munition verschossen. Als das Schiff sank, retteten wir ungefähr 200 Unverwundete aus dem Wasser. „Invincible“ rettete 108 Mann. Von ihnen starben durch das kalte Wasser 14 Mann, als sie an Bord kamen. Sie wurden auf See am folgenden Tage mit allen militärischen Ehren bestattet.“

Der englische Schlachtkreuzer „Invincible“, der in der Schlacht bei den Falklandsinseln schwer beschädigt wurde.

Leider hatte Admiral v. Spees Aufopferung nicht die erhoffte Wirkung. Die geflüchteten kleinen Kreuzer wurden von den schnelleren englischen Schiffen verfolgt und eingeholt. „Leipzig“ mußte den aussichtslosen Kampf gegen vier Verfolger aufnehmen. Vergebens versuchten „Dresden“ und „Nürnberg“ den Angriff auf sich abzulenken. Erstaunlich lange wehrte sich die „Leipzig“ gegen die Übermacht. Um 3 Uhr fiel der erste Schuß gegen sie, um 7 Uhr 17 Minuten brach Feuer im Vorschiff aus. Die Mannschaft stellte sich auf dem Vorderdeck auf und weigerte sich, die Aufforderung zur Übergabe anzunehmen. Das Schiff legte sich schließlich nach Backbord über und verschwand um 9 Uhr in den Wellen. Als der Kreuzer schon untergegangen war und einen Augenblick kieloben trieb, schwamm ein Matrose an das Schiff heran, kletterte hinauf, eine deutsche Fahne schwingend, und ging dann mit ihr unter. Nur ganz wenige Offiziere und Mannschaften wurden von den Engländern gerettet.

Auch die „Nürnberg“ lehnte die Übergabe ab und sank um 7 Uhr 27 Minuten. Der englische Bericht hebt von ihr hervor, daß ein Teil der Mannschaft beim Untergang die deutsche Flagge schwenkte. Nur zwölf Leute wurden aufgefischt, von denen sieben am Leben blieben.

Mit den zwei Panzerkreuzern und den zwei kleinen Kreuzern fanden der Chef des Geschwaders, vier Schiffskommandanten und gegen 2000 brave Seeleute den Heldentod. Die Haltung der deutschen Schiffsbesatzungen fand auch die volle Anerkennung der Engländer. Bei einem dem Admiral Sturdee in Montevideo, der Hauptstadt von Uruguay, von der englischen und französischen Kolonie gebotenen Empfang sagte er:

„Wir konnten keines der deutschen Schiffe gefangennehmen, weil sie sich weigerten, sich zu ergeben, und mit Hunderten von Männern untergingen. Die deutschen Schiffe schlugen sich tapfer. Einige von ihnen gingen mit wehenden Flaggen und mit der Mannschaft in Paradestellung auf Deck unter."

Nur der kleine Kreuzer „Dresden" entging wie durch ein Wunder der Vernichtung. Er gelangte durch die Magelhaens-Straße und nahm kurzen Aufenthalt in Punta Arenas, wo der Kommandant dem dortigen deutschen Konsul Bericht erstattete.

In England suchte man den Eindruck zu erwecken, als ob die Seeschlacht ein spielend leicht errungener Erfolg gewesen sei, bei dem die englischen Schiffe außer dem Verlust einiger Menschenleben nur ganz unbedeutende Beschädigungen erlitten hätten. Dem widersprachen aber bald Augenzeugenschilderungen, Meldungen südamerikanischer Blätter und sonstige zuverlässige Nachrichten. So wurden z. B. auf der „Invincible" nicht weniger als 35 Schußlöcher festgestellt. Sie dampfte langsam nach Gibraltar, führte dort eine Notreparatur aus und machte möglichst schnell einem anderen Schiffe Platz. Sie selbst ging zur gründlichen Ausbesserung nach Malta.

Vergleicht man die Ergebnisse der beiden Seeschlachten bei Coronel und bei den Falklandsinseln, so wird ohne weiteres klar, daß sich daraus eine erdrückende Überlegenheit der Leistungen der deutschen Schiffsartillerie ergibt. Wozu die Deutschen bei Coronel einem nicht wesentlich schwächeren Feind gegenüber keine volle Stunde nötig hatten, dazu brauchten die Briten bei einer 5½-fachen Überlegenheit 3, 5, 6½ und 7 Stunden. England hat also keinen Anlaß, sich mit diesem Sieg zu brüsten. In Deutschland empfand man die Schlacht bei den Falklandsinseln mit Recht nicht als eine niederdrückende Niederlage, sondern als einen moralischen Sieg. Wohl war die Trauer um den Verlust der schönen Schiffe und der wertvollen Menschenleben groß, aber größer noch war der Stolz, daß Deutschland solche Helden besitzt.

Phot. A. Wertheim, Berlin.

Kapitän zur See Felix Schultz †,
Kommandant von S. M. Panzerkreuzer
„Scharnhorst".

Ferd. Urbahns, Hofphot., Kiel.

Kapitän zur See Märker †,
Kommandant von S. M. Panzerkreuzer
„Gneisenau".

Ferd. Urbahns, Hofphot., Kiel.

Kapitän zur See Haun †,
Kommandant von S. M. kleinem Kreuzer
„Leipzig".

Ferd. Urbahns, Hofphot., Kiel.

Kapitän zur See Karl v. Schönberg †,
Kommandant von S. M. kleinem Kreuzer
„Nürnberg".

Der Untergang der „Dresden".

Nach der Seeschlacht bei den Falklandsinseln setzte der allein entkommene kleine Kreuzer „Dresden" ganz auf sich selbst gestellt noch einige Monate seine Heldenfahrt fort und fügte dem Feinde weiteren Schaden zu. Die englischen Kreuzer „Kent", „Glasgow" und der Hilfskreuzer „Orama" waren unausgesetzt auf der Suche nach dem deutschen Kreuzer, der sich mit größter Geschicklichkeit an der Westküste und der Spitze Südamerikas in der Nähe weltvergessener Inseln zu verbergen wußte. So hielt sich die „Dresden" nach südamerikanischen Meldungen sechs Wochen lang in der Bucht der Insel Desolation am Westausgang der Magelhaensstraße auf und machte von hier aus diesen wichtigen Schiffahrtsweg unsicher.

Am 14. März 1915 wurde die „Dresden" von ihrem Schicksal ereilt, das sich früher oder später einmal erfüllen mußte. Mit beschädigten Maschinen und ohne Kohlen lag sie in der Cumberlandbucht der chilenischen Insel Juan Fernandez in nur 400 Meter Abstand vom Land verankert, als sie von den drei englischen Verfolgern entdeckt und ohne Rücksicht auf den neutralen Schauplatz angegriffen wurde. Auf 3000 bis 3500 Meter Entfernung eröffnete der Feind das Feuer. Der Hafenkapitän, der unterwegs war, um die üblichen Höflichkeitsbesuche auf der „Glasgow" zu machen, war gezwungen, an Land zurückzukehren. Die „Dresden" erwiderte notgedrungen das Feuer, konnte aber natürlich gegen die feindliche Übermacht nicht aufkommen, zumal sie nur einen kleinen Teil ihrer Geschütze benützen konnte. Schließlich wurde die Parlamentärflagge gehißt und ein Offizier auf die „Glasgow" geschickt mit einem Protest gegen die Eröffnung der Feindseligkeiten in neutralen Gewässern. Der englische Kommandant beantwortete diesen Protest mit der Erklärung, daß er Befehl habe, die „Dresden" zu vernichten, wann und wo immer er sie treffe, alles übrige kümmere ihn nicht und müsse durch die Diplomatie geregelt werden. Da Fregattenkapitän Lüdecke einsah, daß ein weiterer Widerstand seines bewegungsunfähigen Schiffes gegen die Übermacht aussichtslos war, sprengte er es in die Luft. Die Verluste der „Dresden" waren zum Glück gering. Kommandant und Besatzung gerieten nicht in englische Gefangenschaft, sondern wurden in Chile interniert. Folgender Admiralstabsbericht vom 24. März 1915 gibt die dienstliche Meldung des deutschen Kommandanten vom Untergang seines Schiffes wieder:

Der Kommandant von S. M. Schiff „Dresden", der mit der Besatzung des Schiffes an Bord eines chilenischen Kreuzers in Valparaiso eingetroffen ist, berichtet dienstlich folgendes: „Am 14. März vormittags lag S. M. Schiff „Dresden" zu Anker in der Cumberlandbucht der Insel Juan Fernandez. Hier wurde das Schiff von den englischen Kreuzern „Kent" und „Glasgow" und von dem Hilfskreuzer „Orama" angegriffen. Der Angriff erfolgte aus einer Richtung, in der S. M. Schiff „Dresden" nur ihre Heckgeschütze verwenden konnte. „Dresden" erwiderte das Feuer, bis alle verwendbaren Geschütze und drei Munitionskammern unbrauchbar geworden waren. Um zu verhindern, daß das Schiff in Feindeshand

fiel, wurden Vorbereitungen zum Versenken getroffen und gleichzeitig ein Unterhändler auf die „Glasgow“ gesandt, der darauf hinwies, daß man sich in neutralen Gewässern befinde. Da „Glasgow“ trotz dieses Hinweises den Angriff fortsetzen wollte, wurde S. M. Schiff „Dresden“ gesprengt und versank 11 Uhr 15 Minuten mit wehender Flagge, während die Besatzung drei Hurras auf den Kaiser ausbrachte.“

Hiermit ist die von englischer Seite gebrachte Darstellung, daß S. M. Schiff „Dresden“ unter Hissen der weißen Flagge kapituliert habe, nicht zutreffend.

Der Stellvertreter des Chefs des Admiralstabs der Marine: Behncke.

Wie vorsichtig englische Meldungen aufzunehmen sind, deren Nachprüfung nicht möglich ist, lehrt das Beispiel der englischen Darstellung vom Untergang der „Dresden“, über den glücklicherweise auch die obige deutsche Meldung vorliegt. Die britische Admiralität verschwieg nämlich, daß der deutsche Kreuzer durch Selbstvernichtung sein Ende fand, und behauptete überdies, er habe zum Zeichen seiner Übergabe die Flagge niedergeholt.

Die rücksichtslose und brutale Neutralitätsverletzung des englischen Geschwaderchefs, die, wie sein dienstlicher Befehl zeigt, die volle Billigung der englischen Regierung hatte, beleuchtet treffend die englischen Kriegsgebräuche und die von den englischen Ministern betonte Eigenschaft Großbritanniens als Schützers der Schwachen, vor allem der Neutralen.

Der kleine Kreuzer „Königsberg“ in den ostafrikanischen Gewässern.

Die „Königsberg“, ein kleiner geschützter Kreuzer aus dem Jahre 1905 von 3400 Tonnen Wasserverdrängung, einer Armierung von zehn 10,5-cm-Geschützen und zwei Torpedorohren und einer Besatzung von 322 Mann, lag am 4. August 1914 im deutsch-ostafrikanischen Hafen von Daressalam, wo wegen des Kriegsausbruchs große Spannung herrschte, die sich noch steigerte, als im Laufe des Tages zwei englische Kreuzer vor dem Hafen Anker warfen. Am selben Tage traf beim deutschen Gouverneur die Nachricht von der englischen Kriegserklärung ein, worauf die „Königsberg“ um Mitternacht still und mit geblendeten Lichtern den Hafen verließ. Drei Stunden später erhielten auch die englischen Kreuzer Mitteilung vom Kriegsausbruch zwischen England und Deutschland. Sie brachen daraufhin schleunigst auf, um den deutschen Kreuzer zu suchen.

Die „Königsberg“ hatte sich, von dem deutschen Handelsdampfer „Ziethen“ als Begleitschiff gefolgt, nordwärts in die Meeresteile beim Somaliland begeben, wegen der Nähe der englischen Flottenstation am Golf von Aden ein recht gewagtes Unternehmen, aber verlockend wegen der lebhaften Schiffahrt. Zwei Wochen nach dem Verschwinden aus Daressalam ließ der kecke Kreuzer wieder von sich

hören, indem er den großen englischen Dampfer „City of Winchester“, der mit 250 Reisenden und einer wertvollen Ladung auf der Fahrt von Indien nach Suez begriffen war, versenkte. Die Fahrgäste wurden an Bord des „Ziethen“ genommen. Später schloß sich noch der Dampfer „Somali“ von der Deutschen Ostafrikalinie als weiteres Begleitschiff an. Der unternehmende Führer der „Königsberg“, Fregattenkapitän Looff, bereitete ähnlich der „Emden“ den britischen Kauffahrern im Indischen Ozean manche böse Stunde und brachte zahlreiche feindliche Handelsschiffe zur Strecke. Die Engländer berechneten den von dem deutschen Kreuzer angerichteten Gesamtschaden auf etwa 275 000 Pfd. Sterling.

Schwarze französische Kolonialtruppen werden in Nordafrika eingeschifft.

Inzwischen entwickelten auch die verfolgenden englischen Kreuzer eine lebhafte Tätigkeit, namentlich war der kleine englische Kreuzer „Pegasus“ sehr rührig. Er erwarb sich billigen Ruhm, indem er entgegen allem Völkerrecht die offene Handelsstadt Daressalam beschoß und diesem aufblühenden Handelsplatz großen Schaden zufügte. Die im Hafen liegende „Möwe“, ein altes, nicht mehr kampffähiges Kanonenboot ohne taktischen Wert, das als Vermessungsfahrzeug diente und bei Beginn des Krieges als für die Kriegführung wertlos abgerüstet worden war, wurde von dem englischen Kreuzer versenkt.

Nach dieser Heldentat begab sich „Pegasus“ nach Sansibar, wo er am 19. September von der „Königsberg“ aufgestöbert und in Grund geschossen wurde.

Der Kommandant des „Pegasus“, ein Sohn des Admirals John Inglis, war auf keinen Überfall gefaßt. Die Schiffskessel waren zur Reinigung geleert, und die Maschinen standen zwecks Ausbesserung still. Da dampfte morgens um 5 Uhr überraschend die „Königsberg“ mit hoher Geschwindigkeit heran, unterwegs ein britisches Frachtboot mit drei Schüssen erledigend. Auf etwa 8000 Meter eröffnete sie ein wohlgezieltes Feuer auf den nicht kampfbereiten „Pegasus“ und setzte dieses bis auf etwa 6000 Meter fort. Die unter der Feuerwirkung stehende Seite des „Pegasus“ wurde in 15 Minuten zum Schweigen gebracht. Nach einer Kampfpause von fünf Minuten eröffnete der deutsche Kreuzer von neuem das

Ein Wasserflugzeug wird zu seinem Mutterschiff zurückgebracht.

Feuer, das nochmals eine Viertelstunde währte. Zweimal wurde die britische Flagge heruntergeschossen, aber von britischen Matrosen mit der Hand hochgehalten. Schließlich legte sich der „Pegasus“, der mehrere Treffer in der Wasserlinie erhalten hatte, stark auf die Seite. Von der 234 Mann zählenden Besatzung fanden 25 den Tod, 30 wurden verwundet. Beinahe alle Verluste der Engländer traten bei den Geschützen und auf dem oberen Deck ein. Der „Pegasus“ hatte 2200 Tonnen Wasserverdrängung, führte acht 10-cm-Geschütze und stammte aus dem Jahre 1897, war also der „Königsberg“ unterlegen. Diese erlitt keine Beschädigungen.

Nachdem so der ungefähre Aufenthaltsort der „Königsberg“ bekannt geworden war, zog die britische Admiralität eine Anzahl schneller Kreuzer in den ostafrika-

Beilage zu Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914

Verlag von Levy & Müller, Stuttgart

Leichte Matrosenartillerie geht in Stellung zur Deckung eines Brückenbaues durch deutsche Pioniere.

Nach einer Originalzeichnung von E. Raydt.

nischen Gewässern zusammen, die bestimmte Gebiete systematisch nach der „Königsberg“ absuchten. Indessen erst nach Wochen kamen die Verfolger durch Zufall dem gesuchten Kreuzer auf die Spur. Als nämlich der englische Dampfer „Newbridge“ am 30. Oktober südlich von Daressalam an der ostafrikanischen Küste entlang fuhr, sah er aus der Mündung des Rufijiflusses den „Somali“ kommen. Der englische Kapitän teilte seine Beobachtung dem ihm begegnenden englischen Kreuzer „Chatam“ mit, der sofort zum Rufiji dampfte, wo er an der Mündung den „Somali“ erblickte, während weiter drinnen im Fluß, ungefähr sechs Seemeilen von der Mündung entfernt, unter Palmen verborgen die Umrisse der „Königsberg“ zu erkennen waren. Die herbeigeeilten englischen Kreuzer eröffneten das Feuer auf die beiden Schiffe, bei dem der „Somali“ unterging, während sich die „Königsberg“ noch ein Stück weiter in den Fluß begab. Wegen größeren Tiefgangs und wegen des versenkten deutschen Dampfers konnte „Chatam“ der „Königsberg“ nicht beikommen. Die Engländer beschlossen daher, den deutschen Kreuzer zu blockieren. Zu diesem Zwecke wurde der Dampfer „Newbridge“, der 1500 Tonnen Kohlen an Bord hatte, herangeholt und in der Fahrrinne versenkt. Zur größeren Sicherheit versenkten die Engländer auch noch den englischen Kabeldampfer „Duplex“ in der Flußmündung. Bei diesem Geschäft brachte eine Landungsmannschaft der „Königsberg“, die sich mit Maschinengewehren auf einem kleinen Holm verschanzt hatte, den Engländern beträchtliche Verluste bei. Am 11. Nov. 1914 meldete der deutsche Admiralstab:

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß S. M. Schiff „Königsberg“ im Rufijiflusse (Deutsch-Ostafrika) sechs Seemeilen oberhalb der Mündung von dem englischen Kreuzer „Chatam“ durch Versenken eines Kohlendampfers blockiert worden ist. Ein Teil der Besatzung soll sich in einem befestigten Lager an Land verschanzt haben. Eine Beschießung durch „Chatam“ scheint ohne Wirkung gewesen zu sein.

Der Stellvertreter des Chefs des Admiralstabs: Behncke.

Die „Königsberg“ war nun zwar unschädlich gemacht, aber nicht vernichtet. Sie band im Gegenteil beträchtliche feindliche Streitkräfte. Da die Geschütze der versammelten englischen Kreuzer nicht bis zur „Königsberg“ reichten, die sich noch weiter zurückgezogen und mit Palmzweigen maskiert hatte, ließen die Engländer durch ein herbeigeschafftes Flugzeug die Lage des deutschen Kreuzers feststellen, worauf ein inzwischen erschienenes größeres englisches Kriegsschiff die „Königsberg“ beschoß. Auch Torpedoboote lauerten auf eine günstige Gelegenheit, um den gefährlichen Feind ganz aus der Welt zu schaffen. Erst nach mehr als acht Monaten gelang es den Engländern unter dem Aufgebot recht erheblicher Kräfte, den Kreuzer zu vernichten. Am 13. Juli 1915 teilte die britische Admiralität mit, daß die Monitore „Severn“ und „Mersey“ den deutschen Kreuzer „Königsberg“ in der Mündung des Rufiji am 4. und 11. Juli beschossen und gänzlich zerstört haben.

Aus englischer Quelle sind über das Ende der „Königsberg“ noch folgende Einzelheiten bekannt geworden. Darnach machte die Lage des deutschen Kreuzers den Angriff höchst mühsam. Nur Fahrzeuge mit geringem Tiefgang konnten dicht genug herankommen. Nachdem ein Flieger genau den Platz festgestellt hatte, wo das Schiff lag, dampften die Monitore am 4. Juli flußaufwärts und eröffneten das Feuer. Die „Königsberg“ antwortete sofort mit gutgezielten schnellen Salven aus fünf Kanonen. Die „Mersey“ wurde zweimal getroffen. Eine Granate tötete vier Mann. Da die „Königsberg“ ganz im Gesträuch lag, hatten die Flieger die größte Mühe festzustellen, von wo aus geschossen wurde. Im Anfang des Gefechts wurde das deutsche Schiff fünfmal getroffen. Nach den sechsten Schuß meldeten die Flieger, daß die Masten noch stünden. Dann traf eine Salve die „Königsberg“, so daß die Flammen zu den Masten aufschlugen. Dennoch feuerten die Deutschen mit einer Kanone mit Unterbrechungen weiter. Schließlich schwieg das Geschütz entweder wegen Munitionsmangel, oder weil es beschädigt war. Die „Königsberg“ war zwar nicht gänzlich vernichtet, aber doch außerstande, zu kämpfen. Am 11. Juli wurde die „Königsberg“ in einem zweiten Angriff ganz vernichtet. Die Kreuzer „Weymouth“ und „Pioneer“ halfen den Monitoren durch Beschießen der an der Küste aufgestellten deutschen Geschütze. Die „Weymouth“ hatte zwei Verwundete.

In Ehren ist das deutsche Schiff zusammengeschossen worden, das ergibt sich auch aus dieser englischen Schilderung, die nicht durchweg sehr überzeugend wirkt und noch verschiedene Fragen offen läßt. Es ist anzunehmen, daß die tapfere Besatzung den Briten entkommen ist und der deutschen Sache auf dem Lande weiterhin erfolgreich dient.

Die Streiffahrten der „Karlsruhe“.

Der „Emden“ tat es der kleine Kreuzer „Karlsruhe“, ein Schiff von 4900 Tonnen Wasserverdrängung, bestückt mit zwölf 10,5-cm-Geschützen, zwei Maschinengewehren und zwei Torpedolancierrohren, im Versenken feindlicher Handelsschiffe mindestens gleich. Erst im Jahre 1912 in Dienst gestellt, übertraf der schmucke Kreuzer mit seiner hohen Geschwindigkeit von 27 bis 29 Knoten so ziemlich alle englischen Schiffe und ward der Schrecken des feindlichen Handels im Atlantischen Ozean, wo er Dampfer auf Dampfer kaperte. Wohl hätte sein Kommandant, Fregattenkapitän Köhler, Anschluß an andere Schiffe oder gar das Kreuzergeschwader suchen können, aber der fröhlich verwegene Seeoffizier, aus dessen blanken Augen die Unternehmungslust sprüht, zog vor, ganz auf sich selbst gestellt, seine Aufgabe zu erfüllen.

Als Kadett 1891 in die Marine eingetreten, wurde Erich Köhler 1907 Kapitänleutnant, im Juni 1913 Fregattenkapitän. Im Herbst 1909 in den Admiralstab

versetzt, wurde er ein Jahr später dem Generalinspekteur der Marine, Prinzen Heinrich, als Adjutant zugeteilt und blieb in dieser Stellung bis zu seiner im Herbst 1913 erfolgten Ernennung zum Kommandanten des kleinen Kreuzers „Dresden", mit dem er in den mexikanischen Gewässern weilte. Dort vertauschte er kurz vor Kriegsausbruch sein Kommando wieder mit dem der zur Ablösung gekommenen „Karlsruhe".

Am 30. Juli 1914 lag der Kreuzer in Habana, der Hauptstadt der amerikanischen Insel Cuba, wo Köhler bei dem deutschen Gesandten Nachrichten über die politische Lage einzog. Am Abend noch fand ein Bordfest statt, aber während man vorn tanzte, ließ der Kapitän achtern kohlen. In der Nacht verließ der Kreuzer, um sich seine Bewegungsfreiheit im Falle des Kriegsausbruchs zu wahren, unauffällig den Hafen, denn draußen standen englische Panzerkreuzer auf der Lauer.

Phot. F. Urbahns, Kiel.

Fregattenkapitän Erich Köhler,
Kommandant von S. M. kleinem Kreuzer „Karlsruhe".

Am 6. August traf die „Karlsruhe" mit dem von Neuyork kommenden Lloyddampfer „Kronprinz Wilhelm" zusammen, rüstete diesen durch Abgabe von Geschützen, Munition, Offizieren und Mannschaften als Hilfskreuzer aus und übernahm dafür von dem Dampfer Seeoffiziere der Reserve, Proviant und Kohlen. Die schwierige Arbeit, begünstigt von Windstille und ruhiger See, war noch lange nicht beendigt, da wurde vom Ausguck gemeldet, am Horizont tauche eine Rauchwolke auf, die sich zusehends nähere. Nach einiger Zeit waren die Maste zu erkennen, und der Dampfer wurde als der feindliche Panzerkreuzer „Berwik" festgestellt, mit dem die „Karlsruhe" wenige Wochen zuvor in Kingston auf Jamaika noch regen kameradschaftlichen Verkehr gepflogen hatte. Das überladen wurde beschleunigt, und als das Werk so gut wie vollendet war, gab Köhler das Kommando: „Alle Leinen los!" Mit brausendem Hurra trennten sich die beiden deutschen Schiffe voneinander. „Berwik" war zu stark, als daß es für die „Karlsruhe" ratsam gewesen wäre, sich auf ein Gefecht einzulassen. Da der „Kronprinz Wilhelm" eine leichte Maschinenbeschädigung hatte, die ihn an der vollen Entfaltung seiner Geschwindigkeit hinderte, legte es Köhler darauf ab, den „Berwik" nach sich zu ziehen, indem er zuerst nur mit halber Kraft fuhr. Das

gelang auch. Den ganzen Tag dauerte die aufregende Verfolgung, aber am Abend war „Berwik“ dank der größeren Geschwindigkeit der „Karlsruhe“ außer Sicht gekommen.

Es war gegen 7 Uhr und ein sternenloser Himmel. Der Mond guckte nur zu einem kleinen Teil aus den Wolken hervor, die „Karlsruhe“ selbst lag im Mondenschein. Plötzlich wurde an der Backbordseite in ungefähr zehn Seemeilen Entfernung ein Rauchschwaden sichtbar. Nach genauer Beobachtung erkannte man, daß es sich um einen abgeblendeten Kreuzer handelte, den kleinen englischen Kreuzer „Bristol“, wie sich später herausstellte. Laut ertönte von der Kommandobrücke der „Karlsruhe“ der Befehl: „Klar Schiff zum Gefecht!“ Und kaum stand die Mannschaft auf ihren Gefechtsstellungen, da kam auch schon der erste eiserne Gruß von dem Engländer. Die Entfernung war zu kurz bemessen;

S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe“.

200 Meter vor dem Ziel schlugen die englischen Granaten in das Wasser und verursachten hohe Wassersäulen. Die „Karlsruhe“ blieb die Antwort nicht schuldig. Breitseite auf Breitseite wurde gewechselt. Bald zeigte sich, daß der englische Kreuzer schwer beschädigt achteraus sackte. Durch Notsignale rief er zwei andere britische Kreuzer heran, die ihn dann in den Hafen von Kingston einschleppten.

Wohl hatte die „Karlsruhe“ die Feuertaufe ohne Verluste und Beschädigungen überstanden, aber nun drohte eine andere Gefahr. Die Kohlen begannen auf die Neige zu gehen, denn bei der raschen Trennung von dem „Kronprinz Wilhelm“ hatte keine genügend große Menge übernommen werden können. Es blieb nichts anderes übrig, als in geminderter Fahrt — um möglichst wenig Feuerung zu verbrauchen — auf dem direkten, von den Engländern überwachten Weg nach der amerikanischen Antilleninsel Portoriko zu fahren. Das Wagnis gelang.

Während die Engländer nach ihren aufgefangenen Funkentelegrammen ihrer Beute schon sicher zu sein glaubten, lief die „Karlsruhe“ am 9. August mit vollständig leeren Bunkern in San Juan, der Hauptstadt der Insel, ein. Am Hafendamm entwickelte sich bald ein lebhaftes Treiben, sobald in der Stadt bekannt wurde, daß ein deutsches Kriegsschiff im Hafen Anker geworfen habe. Eine Reuterdepesche hatte nämlich gemeldet, die „Karlsruhe“ sei in dem Gefecht mit der „Bristol“ schwer beschädigt worden. Die Einwohner der Hafenstadt, welche sich von den Eingeborenen um den Kreuzer rudern ließen, um die von den englischen Granaten gerissenen Löcher im Schiffsrumpf der „Karlsruhe“ zu besichtigen, waren sehr erstaunt, keine solche zu finden. Da es Sonntag war und sich nur wenige Arbeiter auftreiben ließen, war nur ein kleiner Vorrat des kostbaren schwarzen Stoffes zu bekommen, und so war die Kohlenübernahme bald beendigt. Inzwischen hatten sich draußen vor dem Hafen zwei feindliche Panzerkreuzer auf die Lauer gelegt. Die Nacht wurde zum Glück rabenschwarz, da schlich die „Karlsruhe“ mit abgeblendeten Lichtern zum Hafen hinaus, erst innerhalb der Dreimeilengrenze durch ein Gewirr von Klippen fahrend, an denen schon so manches Schiff scheiterte, dann die hohe See erreichend.

Die Kohlenfrage war nach wie vor brennend. Am 12. August wurde darum auf die holländische Felseninsel Curaçao zugesteuert. Aber die Hafeneinfahrt war durch eine Kette gesperrt, und allerlei drohende kriegerische Maßnahmen waren sichtbar. Nur mit Mühe gelang es dem deutschen Kommandanten, den Holländern die über das französische Kabel gekommene Nachricht auszureden, Holland habe nach Überschreitung seiner Grenzen durch deutsche Truppen dem Reiche den Krieg erklärt. Die Kette fiel, und das Kohlen begann. Aber Eile tat not, denn die Holländer waren noch immer nicht recht überzeugt und versuchten immer wieder Einhalt zu gebieten. Mit der Mannschaft um die Wette schaufelten und schleppten im weißen Tropenkleide ein paar Dutzend deutsche Reserveoffiziere, die, auf der Heimreise begriffen, mit ihrem amerikanischen Dampfer im Hafen gerade vor Anker lagen.

Als die Bunker gefüllt waren, da fiel dem deutschen Kapitän eine Sorgenlast vom Herzen. Jetzt fühlte er sich in seinem Tatendrang unbehindert, jetzt konnte die fröhliche Jagd beginnen. Bis Ende Oktober 1914 versenkte die „Karlsruhe“ auf dem Treck zwischen Nord- und Südamerika nicht weniger als 17 englische Handels- und Personendampfer. Die Besatzungen und Fahrgäste der erbeuteten Dampfer wurden meist auf einem Begleitschiff des Kreuzers versammelt und dann irgendwo an Land geschickt. So setzte z. B. der die „Karlsruhe“ lange begleitende Kohlendampfer „Krefeld“ am 22. Oktober 1914 die Mannschaften von 14 gekaperten feindlichen Dampfern in Santa Cruz de Teneriffa auf den Kanarischen Inseln an Land, nicht weniger als 439 Mann, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Engländern, Franzosen, Spaniern, Italienern, Mexikanern, Holländern,

Belgiern, Dänen, Norwegern, Griechen, Russen, Chinesen und Japanern. Einmal wäre unter den zahlreichen nicht durchweg harmlosen Gefangenen beinahe ein Aufruhr ausgebrochen. Eines Morgens nämlich, als die „Krefeld“ schneller als gewöhnlich fuhr, tauchte unter den Gefangenen das Gerücht auf, der Dampfer werde verfolgt, und man munkelte, daß die „Karlsruhe“ in einen Kampf verwickelt sei, da man Kanonendonner hörte. Als dieses Gerücht zu Ohren des Kommandanten des Kreuzers kam, sandte er ein Telegramm an die „Krefeld“, das die Urheber solcher Gerüchte mit Erschießen bedrohte. Im übrigen wurden aber die Gefangenen gut behandelt; mitunter fuhr die „Karlsruhe“ in nächster Nähe der „Krefeld“ und ließ die Kapelle spielen, um den Gefangenen eine Freude zu machen.

Seine großen Erfolge erreichte Fregattenkapitän Köhler dadurch, daß er sich, oft in einem Umkreis von 50 Kilometer, mit einem Schwarm von Aufklärungsschiffen umgab. Er wählte dazu die schnellsten und mit Funkenspruchеinrichtungen versehenen gekaperten Schiffe, welche Matrosen der „Karlsruhe“ zur Besatzung und Chinesen als Hilfsmannschaften erhielten. Auch Schiffsoffiziere und Matrosen deutscher Kauffahrer standen zur Verfügung, denn gerufen oder ungerufen fanden sie sich ein und drängten sich zum Dienst für die Sache der fernen Heimat. So wurde der Kreuzer zeitig vor jedem feindlichen Kriegsschiff gewarnt und auf jeden in Sicht kommenden feindlichen Handelsdampfer aufmerksam gemacht. In das Zusammenarbeiten zwischen der „Karlsruhe“ und ihren Begleitschiffen gibt folgende Stelle aus dem Brief eines zum Kommandanten eines gekaperten Dampfers bestellten Leutnants der „Karlsruhe“ einen interessanten Einblick:

„Eines Nachmittags sahen wir Rauch über den Horizont kommen. Wo auf der See Rauch ist, hängt auch meistens ein Dampfer dran, und so war es auch. Schon auf weite Entfernungen setzte er seine Flagge und signalisierte. Wir taten vorläufig gar nichts. Auf seine Anfrage, ob feindliche Kriegsschiffe in der Nähe seien, antworteten wir natürlich mit Nein! Er gab uns noch genauen Kurs an, den wir steuern sollten, um nicht von deutschen Kreuzern gesehen zu werden. ‚Danke sehr!‘ Und nun drehten wir uns, setzten die deutsche Flagge, unser liebes Schwarz-weiß-rot, und fuhren hinter ihm her, denn inzwischen war die „Karlsruhe“, von dem Engländer unbemerkt, während er mit uns signalisierte, über die Kimme gekommen, und das Ende vom Liede war, daß eine Stunde später auf dem „Condor“ die englische Flagge niedergeholt wurde und wir anfingen, den Dampfer „abzupflücken“. Alles war zu gebrauchen, selbst die Schuhe, die er in Ladung hatte; aber alles wurde sorgfältig notiert und alles, was zum persönlichen Gebrauch diente, bar bezahlt.“

Wie die gekaperten Engländer sich mit ihrem Schicksal abfanden, schildert derselbe Offizier folgendermaßen:

„Als wir die „Karlsruhe“ allmählich aus den Augen verloren, erhielten wir noch die Mitteilung: ‚Vorsicht, feindliche Kreuzer in der Nähe!‘ Na, wir dampften los und rechneten mit der Dummheit der Engländer, und sie bekamen uns nicht. Wie gesagt, je frecher, desto besser, namentlich im Kriege. Herrgott, war das schön, wenn wir so manchen Dampfer kaperten, mitten zwischen den englischen Kreuzern! Ein Kapitän von

einem Engländer fragte: ‚Ja, wo sind denn die englischen Kriegsschiffe?‘ — ‚Ja, hier sind keine!‘ — ‚Aber die „Glasgow“?‘ — ‚Ach so, ja, die ist hier dicht bei.‘ — ‚Und die „Monmouth“?‘ — ‚Die auch, und noch mehr.‘ Die erstaunten Gesichter von den Kerls! Auf der „Strathroy“, die später versenkt wurde, weigerte sich der englische Maschinist, die verschiedenen Ventile usw. an der Maschine zu erklären. Da steckte unser Ingenieur als Antwort nur seinen Revolver aus der rechten in die linke Tasche, und da konnte der Kerl sprechen. Um die durchaus vaterlandslose und teilweise schmutzige Gesinnung der Engländer zu kennzeichnen, einige Beispiele. Der Kapitän eines gekaperten Dampfers fragte, ob er der erste wäre, und als er hörte, daß schon mehr an Bord der „Krefeld“ wären, sagte er: ‚Na, dann ist es mir gleichgültig, ich will nur nicht der einzige sein.‘ Ein anderer verriet uns, daß am Tage vor ihm ein anderer Dampfer von Buenos Aires abgegangen wäre, und war riesig erstaunt, zu hören, daß der auch schon in die Tiefe befördert worden war. Einer erzählte sogar, daß er da und da einen englischen Dampfer passiert hätte, und verriet uns so seine eigenen Landsleute. Die Gefangenen an Bord der „Krefeld“ schlossen untereinander Wetten ab, ob die in Sicht befindlichen Dampfer Engländer wären oder nicht, und ob sie gekapert würden. Ein anderer, dritter Offizier eines gekaperten Schiffes, brachte uns freiwillig Öl und verschiedene andere Sachen längsseit der „Karlsruhe“ und sagte: ‚Mir ist das ganz gleichgültig, wer das alles bekommt, ob die Deutschen oder irgend ein anderer, ich halte überhaupt nichts von Königen, ich bin ein Sozialist.‘ Dagegen sagte ein anderer englischer Kapitän anerkennend zum Kapitän der „Krefeld“: ‚Wahrhaftig, die Deutschen wissen ihre Pflicht zu tun!‘ Und so könnte man noch mehr Beispiele anführen und würde schließlich gar nicht mehr aufhören.“

Drei Matrosen von der „Emden“, die in Singapore gefangen saßen, und denen es gelungen ist, nach Niederländisch-Indien zu entkommen.

Der fetteste Bissen, den die „Karlsruhe“ zu den Fischen schickte, war der Personendampfer „Vandyck“. Die beim Frühstück überraschten Fahrgäste glaubten erst, einen Landsmann vor sich zu haben, und waren zu Tode erschrocken, als die „Karlsruhe“ plötzlich die deutsche Kriegsflagge hißte. Sie waren von den eng-

lischen und französischen Greuelnachrichten über die Deutschen so benommen, daß sie das Schlimmste von den deutschen „Barbaren“ erwarteten. Ein mit seinem Söhnchen an Bord befindlicher englischer Konsul bat flehentlich, man möchte ihm nicht seinen Sohn, den einzigen, den er habe, töten. Wie erstaunt waren die Fahrgäste, als sie mit vollendeter Höflichkeit behandelt wurden und man ihnen einen vollen Tag Zeit gab zum Packen ihrer Koffer! Auf den nächsten Morgen

Rettung eines Schiffbrüchigen.

war die Überführung auf einen Begleitdampfer angesetzt, da stellte sich heraus, daß die Boote des Dampfers leck waren, wie gewöhnlich auf englischen Personendampfern. Wäre ihm ein Unglück zugestoßen, die Fahrgäste wären samt und sonders ertrunken. So mußte „Karlsruhe“ die eigenen Boote schicken. Glücklich landeten die Fahrgäste, die Damen mit Mützenbändern und Ansichtspostkarten der „Karlsruhe“ als Andenken, in einem Hafen, wo sie einmütig ein Dankschreiben an Kapitän Köhler aufsetzten.

Die Schicksale der Hilfskreuzer „Berlin“, „Kaiser Wilhelm der Große“, „Cap Trafalgar“ und „Kormoran“.

Neben den eigentlichen Kreuzern war noch eine ganze Reihe von Hilfskreuzern tätig, deren Zahl und Namen naturgemäß geheim gehalten wurden. Manchem dieser Schiffe war es vergönnt, die Welt mit seinem Ruhm zu erfüllen, viele von ihnen aber haben erfolgreich im stillen gewirkt, ohne daß von ihren Taten viel verlautete. Die Engländer hatten ja kein Interesse daran, solche Nachrichten zu verbreiten, und so erfuhr man vielfach nur auf allerlei Umwegen Näheres von diesen Schiffen, deren Tätigkeit nicht minder anstrengend und gefahrvoll und nicht weniger verdienstlich war als die der eigentlichen Kreuzer.

Eine kurze Wirksamkeit war dem Hilfskreuzer „Berlin“ beschieden, der den Versuch machte, die Nordseeblockade zu durchbrechen, infolge eines schweren Maschinenschadens aber genötigt war, den norwegischen Hafen Drontheim anzulaufen und dort abzurüsten.

Einem schmählichen englischen Völkerrechtsbruch fiel am 26. August 1914 der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ zum Opfer. Sein hochherziges Verfahren gegenüber dem von ihm aufgebrachten großen Personendampfer „Galician“ (6700 Registertonnen) der südafrikanischen Union Castle Line wurde ihm von den Engländern übel belohnt. Die „Galician“ war auf der Fahrt von Kapstadt nach London am 15. August 1914 in der Nähe der Kanarischen Insel Ferro von dem „Kaiser Wilhelm“ angehalten und beschlagnahmt worden. Die Fahrgäste sollten am nächsten Morgen an der afrikanischen Küste ausgesetzt und das Schiff versenkt werden. Im letzten Augenblick, als die Angst und Verwirrung der Fahrgäste bereits auf das Höchste gestiegen waren, erklärte der Kommandant des Hilfskreuzers, Fregattenkapitän Max Reymann, er wolle mit Rücksicht auf die zahlreichen Frauen und Kinder von der Versenkung Abstand nehmen. Es wurden dann nur die Einrichtungen der drahtlosen Telegraphie unbrauchbar gemacht und zwei an Bord befindliche Soldaten verhaftet. Mit dem Signal „Glückliche Reise“ wurde der Dampfer entlassen.

Der Dank Englands für diese reinster und höchster Menschlichkeit entsprungene Handlungsweise bestand darin, daß das stolze deutsche Schiff, ein Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd von 14399 Registertonnen, der 1742 Reisende aufnehmen konnte und 503 Mann Besatzung hatte, am 26. August 1914 von dem englischen Kreuzer „Highflyer“ in den neutralen Gewässern der westafrikanischen spanischen Kolonie Rio del Oro überfallen wurde. „Kaiser Wilhelm der Große“ lag, nachdem er mehrere englische Schiffe versenkt hatte, deren Besatzungen zum Teil von dem deutschen Dampfer „Arucas“ in Las Palmas, der Hauptstadt der spanischen Insel Gran-Canaria, gelandet wurden, in der Mündung des Flusses Rio del Oro

mit zwei Kohlendampfern längsseits vor Anker, während ein dritter Dampfer etwa 500 Meter weiter seewärts verankert war. Die gesamte Besatzung war mit der Kohlenübernahme beschäftigt. Die Bunker waren noch nicht zur Hälfte gefüllt, als gegen Mittag ein Schiff in Sicht kam, das sich als der englische geschützte Kreuzer „Highflyer" herausstellte. Es fand dann folgender Signalverkehr durch Scheinwerfer zwischen den beiden Schiffen statt: „Highflyer": „Ergeben Sie sich." „Kaiser Wilhelm der Große": Keine Antwort. „Highflyer": „Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben." „K. W. d. G.": „Deutsche Kriegsschiffe ergeben sich nicht. Ich ersuche Sie, die spanische Neutralität zu achten." „H.": „Sie kohlen schon zweimal in diesem Hafen. Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben, wenn nicht, werde ich sofort auf Sie feuern." „K. W. d. G.": „Ich kohle hier zum ersten Male. Im übrigen ist dies eine spanische Angelegenheit." „H.": „Ergeben Sie sich sofort!" „K. W. d. G.": „Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

Hierauf eröffnete um 1.16 Uhr „Highflyer" das Feuer, das vom „Kaiser Wilhelm" sofort erwidert wurde. Der Kampf wurde von letzterem geführt, während das Schiff etwa 2000 Meter von der Küste vor Anker lag, sich also innerhalb der spanischen Hoheitsgewässer befand. Um unnötige Menschenverluste zu vermeiden, ließ der Kommandant des Hilfskreuzers das nicht in den Gefechtsstationen gebrauchte Personal auf die beiden längsseits liegenden Kohlendampfer übersteigen, ebenso die an Bord befindlichen englischen Besatzungen von früher aufgebrachten englischen Schiffen. Sobald die Dampfer vom Hilfskreuzer frei waren, zogen sie sich nach Süden zurück. Inzwischen hatte „Highflyer" das Feuer auf beträchtliche Entfernung (etwa 9000 Meter) eröffnet. Er zog sich unter gleichmäßiger Annäherung von der Steuerbord- an die Backbordseite des Hilfskreuzers hinüber, entfernte sich jedoch wieder, als er eine Anzahl von Treffern erhalten hatte. Nach etwa 1½ stündigem Gefecht kam das Feuer des „Kaiser Wilhelm" aus Mangel an Munition ins Stocken. Gleich bei Beginn des Gefechts hatten nämlich zwei Schüsse seinen vorderen Laderaum getroffen, in dem die Hälfte der Munition verstaut war, so daß dieser voll Wasser lief und die Munitionsförderung vorn unmöglich wurde. Als daher die Munition der achteren Geschütze verbraucht war, befahl der Kommandant, das Schiff, um es nicht in feindliche Hände fallen zu lassen, zu versenken. Dies geschah durch 12 Sprengpatronen, die schon vorher angebracht waren, sowie durch Öffnung der Lenzschieber. Der deutsche Hilfskreuzer hatte im ganzen zehn Treffer erhalten, die das Schiff jedoch nicht zum Sinken gebracht hätten. Beim Verstummen der Geschütze stellte auch „Hyghflyer" sein Feuern ein und näherte sich langsam bis auf 5600 Meter. Als er jetzt aus dem einzigen deutschen Geschütz, das noch über Munition verfügte, einer Revolverkanone, beschossen wurde, begann auch der Engländer wieder das Feuer, um es abzubrechen, nachdem auch das Revolvergeschütz nach Verbrauch aller Munition hatte verstummen müssen.

Der Munitionsverbrauch des englischen Schiffes wurde vom deutschen Kommandanten auf 400 bis 600 Schuß geschätzt. Die Treffergebnisse mit 2 Prozent gegen ein so großes und hohes Schiff, das noch dazu still vor Anker lag, waren also herzlich schlecht. Als „Kaiser Wilhelm der Große“ anfing, sich infolge des eindringenden Wassers überzulegen, begab sich die Besatzung in die Boote. Der Kommandant verließ als Letzter das Schiff, als dieses schon mit der Seite auf dem Grunde auflag und die Masten mit den am Topp gehißten Kriegsflaggen unter Wasser verschwunden waren. Drei Hurras aus den Booten brachten dem sinkenden Schiffe den letzten Gruß, und das „Deutschland, Deutschland über alles“

Der als Hilfskreuzer eingerichtete Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“.

erscholl ihm als Abschiedslied. In drei Rettungsbooten landete der Teil der Besatzung, der an den Gefechten teilgenommen hatte, außer dem Kommandanten 7 Offiziere, 2 Vizesteuerleute, 72 Unteroffiziere und Mannschaften, an der spanischen Küste von Rio del Oro. Unter Mitnahme von zwei auf schnell hergestellten Tragbahren mitgeführten Verwundeten gelangten sie nach 2¼stündigem Marsche zum spanischen Fort. Der englische Kreuzer hatte sich inzwischen auf 3000 bis 4000 Meter genähert und zwei Boote ausgesetzt, welche den deutschen Booten folgten, jedoch erst landeten, als die deutsche Besatzung bereits den Marsch nach dem Fort angetreten hatte. Die englischen Boote kehrten dann auf Signal an Bord ihres Schiffes zurück. In dem spanischen Fort wurden die deutschen Seeleute von dem

Der deutsche Hilfskreuzer „Cap Trafalgar" nach dem Gefecht mit dem englischen Hilfskreuzer „Carmania" kurz vor der Sprengung. Links die „Carmania", rechts der deutsche Dampfer „Eleonore Woermann". Nach einer Originalzeichnung von W. Malchin.

Fortkommandanten auf das beste aufgenommen. Sie wurden in Las Palmas interniert. Der deutsche Kommandant hob in seinem dienstlichen Bericht das ausgezeichnete Verhalten der Offiziere und Mannschaften während des Gefechts rühmend hervor.

Mit dieser Gewalttat bewies England aufs neue, daß es kein anderes Gesetz für die Seekriegführung kennt als das des eigenen Vorteils. So handelte es seiner Zeit im Kriege gegen Holland, so, als es vor 100 Jahren mitten im Frieden Dänemark überfiel. Daß die Ehre es mitunter gebietet, gegen den eigenen Vorteil zu handeln, ist ein dem skrupellosen England völlig fremder Gedanke. Bei einer derjenigen Konferenzen, die sich um die Kodifizierung des internationalen Seerechts im Kriege bemühten, entfuhr einst einem von diplomatischen Fexereien unberührten britischen Admiral das bezeichnende Geständnis: „Glauben Sie denn, daß ein englischer Seeoffizier sich gegebenenfalls um einen Papierwisch kümmern würde, wenn es sich darum handelt, das Interesse Englands wahrzunehmen?" Wie ritterlich war da noch im Jahre 1870 die Seekriegführung, als im November der deutsche Kreuzer „Meteor" im Hafen von Habana mit dem überlegenen französischen „Bouvet" zusammentraf! Beide Schiffe lagen hübsch friedlich nebeneinander, und erst außerhalb der neutralen Gewässer wurde der Kampf ausgefochten. Die flagrante Verletzung der spanischen Gebietshoheit durch die Engländer, die von Rechts wegen einen Kriegsfall darstellt, zeigt eben aufs neue, wessen der Schwache sich von England zu versehen hat, solange die britische Flotte das Meer beherrscht. Im englischen Unterhause teilte Churchill mit Worten der Genugtuung die Vernichtung des deutschen Hilfskreuzers mit. Daß man aber in London trotz alledem ein böses Gewissen hatte, geht daraus hervor, daß in der öffentlichen Wiedergabe der Rede Churchills bezeichnenderweise der Schauplatz der Handlung und ebenso der Name des englischen Kreuzers fortgelassen wurde.

In heldenmütigem Kampf unterlag am 14. September 1914 S. M. Hilfskreuzer „Cap Trafalgar" in der Nähe der brasilianischen Küste einem stärkeren Gegner. Der Dampfer hatte am 22. August 1914 den Hafen von Montevideo verlassen und auf hoher See das deutsche Kanonenboot „Eber" getroffen, von dem er einige Geschütze erhielt. Dann entfaltete er als Hilfskreuzer im südlichen Atlantischen Ozean eine rührige Tätigkeit zum Schaden des englischen Seehandels, was ihm bald Verfolger auf den Hals zog. Am 14. September wurde plötzlich in nördlicher Richtung ein Dampfer in einer Entfernung von acht Meilen gesichtet. Bevor man die Flagge des Dampfers unterscheiden konnte, eröffnete dieser das Feuer gegen die „Cap Trafalgar". Es war ungefähr 12 Uhr 30 Minuten mittags, als der Kampf begann, der bald einen heftigen Charakter annahm. Die Entfernungen schwankten zwischen 7500 Meter und 8500 Metern. Das feindliche Schiff stellte sich als der englische Dampfer „Carmania" heraus, der über die doppelte Anzahl Geschütze verfügte. An verschiedenen Stellen der „Cap Trafalgar"

brachen kleine Brände aus, der Schiffsrumpf wurde sowohl über als auch unter der Wasserlinie getroffen, und auch die Deckaufbauten erhielten mehrere Treffer. „Cap Trafalgar" fing an, Wasser zu machen, und neigte sich langsam nach Steuerbord. Als die Schlagseite 30 Grad erreichte, konnte man keinen Gebrauch mehr von den Kanonen machen, und in dieser Lage gab der Kommandant, Korvettenkapitän Wirth, Befehl, den Dampfer in die Luft zu sprengen, um ihn nicht dem Feinde zu übergeben. Um 1 Uhr 55 Minuten ging die „Cap Trafalgar" in die Tiefe, mit der Kriegsflagge im Topp, nachdem die Offiziere und Mannschaften ein dreifaches Hurra auf den Kaiser ausgebracht und das Flaggenlied angestimmt hatten. Der englische Hilfskreuzer war in dem zweistündigen Gefecht ebenfalls schwer mitgenommen worden; er entfernte sich nach Westen, weil der an Bord ausgebrochene Brand ihn nötigte, sich in Sicherheit zu bringen. Die Verluste der „Cap Trafalgar" waren nicht bedeutend. Sie wären noch geringer gewesen, wenn nicht einige der Leute den Haifischen zum Opfer gefallen wären. Unter denen, die den Heldentod fürs Vaterland starben, befand sich auch der Kommandant des Schiffes. Die Besatzung wurde von dem in der Nähe befindlichen deutschen Dampfer „Eleonore Woermann" dank der aufopfernden Tätigkeit des Führers dieses Schiffes, Kapitäns Callmorgen, gerettet. Sie wurde auf der argentinischen Insel Martin Garcia bei Buenos Aires interniert. Die Engländer gaben ihre Verluste zu neun Toten an.

Die der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft gehörige „Cap Trafalgar", ein Dreischrauben-Schnelldampfer von 23300 Tonnen Wasserverdrängung, war erst im März 1914 in Dienst gestellt worden. Mit seinen fast üppigen Einrichtungen war das für 1786 Reisende Raum bietende Schiff einer der besten und beliebtesten Dampfer im Verkehr zwischen Europa und Südamerika.

Von einem anderen deutschen Hilfskreuzer, dem „Kormoran", erfuhr man Mitte Dezember 1914, daß er mit 24 Offizieren und 355 Mann in Guam, einer amerikanischen Besitzung im Stillen Ozean, abgerüstet habe.

Die Kaperfahrten der Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" und ihre Abrüstung in Amerika.

Neben diesen Schiffen machten sich durch glückliche Kaperfahrten insbesondere die beiden dem Norddeutschen Lloyd gehörigen, zu Hilfskreuzern umgewandelten Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" einen berühmten Namen.

Der „Prinz Eitel Friedrich", dessen Besatzung 400 Mann betrug, war zu Beginn des Krieges, für den Kreuzerkrieg bestimmt, unter Korvettenkapitän Thierichens aus Tsingtau ausgelaufen. In aller Stille war der Hilfskreuzer mit den Kanonen eines Torpedoboots bewaffnet worden. Bis zum März 1915

befand sich das Schiff auf hoher See, verproviantierte sich durch Kohlenschiffe, die es mitten auf dem Meere anlief, oder auf irgend einer weltvergessenen Insel. Die Haltung der Besatzung war großartig, der Unternehmungsgeist der Offiziere aufs höchste bewundernswert. Während des Tages vermied der Kreuzer soviel als möglich, sich durch Rauch oder Dampf zu verraten, des Nachts fuhr er mit verlöschten Lichtern. Auch manche List wurde zu Hilfe genommen, um den feindlichen Kriegsschiffen zu entgehen. So meldete z. B. eine englische Zeitung, dadurch daß das deutsche Schiff auf der einen Seite weiß, auf der andern Seite schwarz angestrichen gewesen sei, habe es einmal einen englischen Kreuzer getäuscht. „Prinz Eitel Friedrich“ war nämlich in eine Nebelbank gefahren, so daß ihn der Verfolger aus den Augen verlor. Bald darauf traf der verfolgende Kreuzer ein weißes Schiff, das er für einen nach Südamerika bestimmten Personendampfer

Versenkung des englischen Hilfskreuzers „Charcas“ durch den deutschen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ in der Nähe von Valparaiso. Aufgenommen vom Bord des „Prinz Eitel Friedrich“ aus.

hielt. Er rief das weiße Schiff an und fragte, ob es kein schwarzes Schiff habe vorbeifahren sehen. Der Kapitän des weißen Schiffes, d. h. des „Prinz Eitel Friedrich“, antwortete, 18 Seemeilen westlich sei ein schwarzes Schiff an ihm vorbeigefahren, worauf der englische Kreuzer mit Volldampf die falsche Spur aufnahm. Sieben Monate befuhr so „Prinz Eitel Friedrich“ unbeschadet der feindlichen Kriegsschiffe das Meer und schlug dem gegnerischen Handel fortgesetzt schwere Wunden.

Das größte von ihm versenkte Schiff war der französische Dampfer „Florida“. Dieser hatte am 28. Januar 1915 Le Havre verlassen, um nach Bahia in Brasilien zu fahren. Außer einer bedeutenden Ladung waren auch Fahrgäste an Bord. Kapitän Moussion führte das Schiff, das eine Besatzung von 78 Mann hatte. Durch Funkenspruch war die „Florida“ verständigt worden, daß die deutschen Kreuzer den Stillen Ozean verlassen hätten und im südlichen Atlantischen Ozean

auf feindliche Handelsschiffe Jagd machten. Kapitän Moussion hatte sich von der ihm vorgeschriebenen Fahrstraße etwas entfernt und hoffte so, von den Deutschen nicht bemerkt zu werden. Am 19. Februar, 2 Uhr nachmittags, erblickte der französische Kapitän zu seiner Überraschung ein Schiff von größerem Tonnengehalt, das sich dem seinen näherte. Die Offiziere der „Florida“ stiegen auf die Kommandobrücke, die Reisenden kamen auf Deck, und alle verfolgten mit Ferngläsern die Bewegungen des unbekannten Schiffes. Aus einer Entfernung von vier Seemeilen sandte dieses folgende Weisungen durch Funkenspruch: „1) Sie sind schwächer als wir. Wir sind bewaffnet, Sie nicht. Stoppen Sie deshalb. 2) Senden Sie uns Ihr deutliches Signalement durch Flaggenzeichen. 3) Ich sende Ihnen Rettungskähne für die Besatzung und für die Fahrgäste, falls Sie solche an Bord haben. 4) Ich verbiete Ihnen bei sofortiger Versenkung, von diesem Augenblick an sich der Funkentelegraphie zu bedienen.“

Die Franzosen hegten keinen Zweifel mehr, daß sie es mit einem Hilfskreuzer zu tun hatten. Aber welchem Volk gehörte er an, dem englischen oder dem deutschen? Alle legten sich ängstlich diese Frage vor, denn das fremde Schiff gab seine eigene Volkszugehörigkeit nicht an. Ein Offizier der „Florida“ sagte: „Brauner Anstrich auf dem Schornstein, schwarzer auf dem Rumpf — es ist ein Engländer.“ Aber der Kapitän meinte, nachdem er lange durch das Fernglas beobachtet hatte: „Nein, ich zweifle nicht, das Schiff ist ein deutsches.“ Da Kapitän Moussion von der Unmöglichkeit Widerstand zu leisten oder zu entkommen, überzeugt war, mußte er den gegebenen Weisungen gehorchen, denn er war für das Leben von 86 Fahrgästen verantwortlich, und die Schnelligkeit seines Schiffes war bei weitem geringer als die des Gegners; allerdings konnte man auf dem fremden Schiff, dessen Tonnengehalt das Doppelte der „Florida“ betragen mochte, keine Kanonen wahrnehmen; erst später sah man, daß diese sorgfältig maskiert waren, um nicht die Aufmerksamkeit großer feindlicher Kreuzer zu erregen.

Unterdessen hatte sich der „Prinz Eitel Friedrich“ bedeutend genähert und setzte ein Boot aus. Drei Offiziere und 19 Matrosen befanden sich darin. Auf der „Florida“ wurde die Falltreppe hinabgelassen, und die drei Offiziere, die weiß gekleidet waren, so daß man sie auch jetzt noch für Engländer halten konnte, stiegen an Bord, gefolgt von einigen Matrosen. Mit dem Revolver in der Hand betraten sie die Kommandobrücke. Der Adler an ihren Mützen und die schwarzweiß-roten Kokarden ließen sie nun als deutsche Seeleute erkennen. Auf der Brücke befahlen die Offiziere: „Ziehen Sie Ihre Flagge ein!“ Die Flagge wurde eingezogen, ein deutscher Offizier nahm sie, wickelte sie zusammen und warf sie in das Boot. Hierauf wandte sich ein Offizier an den Kapitän und verkündete dann: „Ihr Schiff ist Kriegsbeute. Sie können aber Ihre Leute beruhigen, es soll keinem etwas zuleide geschehen. Wir sind nicht die Barbaren, als die man uns hinstellt.“ Die Deutschen ließen sich nun alle Papiere übergeben und begannen

die Durchsuchung des Schiffes. In Zwischenräumen legten andere Boote an, und bald war die „Florida“ ganz von den Deutschen besetzt. Maschinisten des Hilfskreuzers traten an die Stelle derer der „Florida“. Unter der Leitung eines deutschen Offiziers wurde die ganze Mannschaft im Bug versammelt, wo ihr auf französisch folgende Mitteilung gemacht wurde: „Die Besatzung darf alle persönlichen Gegenstände mit sich nehmen, aber es ist streng verboten, irgend etwas zu nehmen, was dem Schiffe gehört.“ Eine Kassette mit Goldmünzen, die von der französisch-portugiesischen Bank in Lissabon nach Rio de Janeiro geschickt war, wurde beschlagnahmt. Ein lebender Ochse, der sich an Bord befand, wurde durch einen Revolverschuß getötet, zerlegt und in das Boot geschafft. Außerdem befanden sich feine Weine, Champagner und etwa 30 Tonnen Kartoffeln an Bord. Auch das wurde nicht vergessen. Die Durchsuchung des Schiffes vollzog sich rasch und in größter Ordnung.

Die Reisenden zweiter und dritter Klasse waren unterdessen im Schiffshinterteil versammelt worden, während die der ersten Klasse frei umhergingen. Zwischen dem Kreuzer und der „Florida“ fuhren die Boote hin und her. Die Überladung der beschlagnahmten Sachen dauerte bis 5 Uhr nachmittags. Hierauf wurden die Reisenden auf den „Prinz Eitel Friedrich“ gebracht. Dann mußte die Besatzung die „Florida“ verlassen, zuerst die Matrosen, darauf die Offiziere nach ihrem Rang, zuletzt der Kapitän. Als dieser von der Kommandobrücke herabstieg, entblößten alle das Haupt. Die Franzosen gingen bleich und stumm, die Mützen in den Händen, die Falltreppe hinab. Sofort nach seiner Ankunft an Bord des „Prinz Eitel Friedrich“ wurde Kapitän Moussion zum Kommandanten des Kreuzers geführt, der ihm in einem vorzüglichen Französisch sein lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß seine Pflicht ihm gebiete, die „Florida“ zu versenken. Er versicherte, daß er die Franzosen mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln werde. Moussion teilte später dem Berichterstatter des Pariser „Temps“ mit: „Alles, was uns der Kapitän versprochen hatte, hielt er auch; wir wurden mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelt.“

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Korvettenkapitän Max Thierichens,
Kommandant von S. M. Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“.

Schließlich brachten die Deutschen vier Dynamitpatronen im Schiffsraum der

„Florida“ an. Als die Explosion erfolgte, barst der Schiffskörper, statt in die Tiefe zu gehen, so daß sich eine riesige Feuersbrunst entwickelte, die bis 2 Uhr morgens dauerte. Kapitän Thierichens befahl den Franzosen, in ihre Kabinen zu gehen, von wo sie die Entwicklung des Brandes weiter verfolgen konnten. Es war ein erschütternder Anblick in der klaren, stillen Nacht, da die Flammen Meer und Himmel blutig färbten. Der „Prinz Eitel Friedrich“ entfernte sich erst, als die „Florida“ gesunken war.

Bald nach der Versenkung der „Florida“ traf der „Prinz Eitel Friedrich“ ein englisches Handelsschiff, den „Willerby“. Kapitän Thierichens erkannte sofort die Volkszugehörigkeit des Dampfers und gab ihm Befehl zu stoppen. Der Engländer erwiderte, er werde sich nähern. Beim Herankommen manöverierte er aber in so seltsamer Weise, daß es geradezu ein Wunder war, daß der „Prinz Eitel Friedrich“ nicht gerammt wurde. In der Tat hatte der Kapitän des „Willerby“ beschlossen, lieber unterzugehen, als sich zu ergeben. Nur durch ein äußerst geschicktes und schnelles Manöver konnte der deutsche Kommandant einen Zusammenstoß vermeiden. Als später der englische Kapitän verhört wurde, gestand er offen, er habe mit dem Feinde gemeinsam den Untergang finden wollen. Kapitän Thierichens antwortete, daß er diese Absicht, weil sie einem patriotischen Gefühl entsprang, verzeihe, ja, er erbot sich sogar, das Schiff und die Besatzung in den nächsten Küstenhafen zu geleiten. Der Engländer lehnte diesen Vorschlag ab, weshalb der Befehl gegeben wurde, den Dampfer zu versenken. Diesmal wurden die Dynamitpatronen in den Kohlenkammern niedergelegt. Die Wirkung war furchtbar: der Dampfer sank in drei Minuten.

Auch ein Bannware führender amerikanischer Segler, der „William Frye“, fiel dem „Prinz Eitel Friedrich“ im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans in die Hände und wurde versenkt. Auf einen Warnungsschuß des Hilfskreuzers ließ der amerikanische Kapitän sein Schiff anhalten. Ein Boot des Kreuzers legte bei. Ein deutscher Offizier kam an Bord, prüfte die Schiffspapiere und erklärte hierauf, daß die Ladung, Weizen von Seattle für England bestimmt, Bannware sei und über Bord geschüttet werden müsse. In diesem Augenblick wurde in der Ferne ein zweites Segelschiff gesichtet. Der Offizier wurde mit seinen Leuten durch Signale an Bord des „Prinz Eitel Friedrich“ zurückgerufen. Bald aber erschien wieder ein deutsches Boot beim „William Frye“, und die deutschen Matrosen begannen unter der Leitung eines Offiziers die Ladung über Bord zu schütten. Inzwischen fuhr der „Prinz Eitel Friedrich“ mit Volldampf auf das zweite Schiff los und holte es rasch ein. Es war die französische Bark „Pierre Loti“ aus Nantes, mit einer Kornladung von San Franzisko nach England unterwegs. Nachdem die Bark zum Sinken gebracht war, kehrte der „Prinz Eitel Friedrich“ zum „William Frye“ zurück und schickte weitere fünfzig Mann hinüber, um das Überbordwerfen der Getreideladung möglichst zu beschleunigen, denn Eile tat not.

Mehrere Stunden fuhr man so mit dem Ausladen ohne Unterbrechung fort, aber es ging noch zu langsam. „Prinz Eitel Friedrich“ hatte Eile, denn er wußte, daß ihm Verfolger nahe waren. So wurde die deutsche Mannschaft wieder an Bord genommen, worauf der „William Frye“ durch eine Dynamitbombe in die Luft gesprengt wurde.

Von der monatelangen Seefahrt hart mitgenommen und fast manövrierunfähig geworden, lief der „Prinz Eitel Friedrich“, von einem englischen Kreuzer bis in die territorialen amerikanischen Gewässer verfolgt, am 12. März 1915 den amerikanischen Hafen Newport-News an, um seine Schäden auszubessern.

Phot. Photothek, Berlin.

S. M. Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ nach seiner Internierung im Hafen von Newport-News.

Sein Entkommen dorthin grenzt ans Wunderbare. Während einer Nacht war das Schiff in einer Entfernung von sieben bis acht Seemeilen von vier feindlichen Kreuzern umgeben. Diese verständigten sich untereinander durch Funkensprüche, ohne die Gegenwart des Deutschen zu ahnen. Kapitän Thierichens gestand später, daß er etwas beunruhigt gewesen sei, denn die Stelle, wo er kreuzte, wimmelte von Haifischen, die in großen Scharen das Schiff umkreisten und seine Anwesenheit leicht hätten verraten können. „Prinz Eitel Friedrich“ hatte etwa 350 Personen an Bord, die er von acht in Grund gebohrten feindlichen Schiffen übernommen hatte, nämlich drei englischen, drei französischen, einem russischen und einem amerikanischen.

Die Gefangenen wurden freigelassen mit Ausnahme von vier Personen, die sich nicht schriftlich verpflichten wollten, nicht mehr die Waffen gegen Deutschland zu erheben. Gleichzeitig wurde bekannt, daß in anderen Häfen die Besatzungen weiterer drei vom „Prinz Eitel Friedrich" versenkten Schiffe ankamen. Korvettenkapitän Thierichens berichtete nach Washington, daß er Ausbesserungen vornehmen müsse, um sein Schiff wieder seetüchtig zu machen. Den wutschnaubenden Dreiverbandsgenossen zum Trotz befürwortete es die Neutralitätsbehörde, dem Hilfskreuzer die Erlaubnis zur Vornahme der Ausbesserungen unter Aufsicht der amerikanischen Marinebehörden zu erteilen. Der deutsche Kommandant, der anfangs gehofft hatte, in drei Wochen seine Maschinen und Kessel wieder ausgebessert zu haben und wieder in See stechen zu können, konnte aber in der ihm nach dem Völkerrecht zugestandenen Frist nicht das Maß von Unterstützung aufbringen, das sein Schiff so seetüchtig gemacht hätte, um ein Entkommen möglich zu machen. Daher blieb dem wackeren Kommandanten und der tapferen Mannschaft nichts anderes übrig, als ihr Schiff abzurüsten.

Phot. Berl. Jll.-Ges.

Kapitänleutnant Paul Thierfelder, Kommandant von S. M. Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm".

Noch einen Monat länger vermochte der 1901 vom Stapel gelaufene Lloyddampfer „Kronprinz Wilhelm", ein Schiff von 24000 Tonnen Wasserverdrängung, seine Kaperfahrten auszudehnen. In der Nähe feindlicher Kolonien und Kriegsschiffe, inmitten des Feindes also, wurde das von Neuyork kommende Schiff von dem Kreuzer „Karlsruhe" zum Hilfskreuzer ausgerüstet, ein Werk, das der englische Kreuzer „Berwik" allerdings etwas vorzeitig störte. Der neue Kommandant des Hilfskreuzers, Kapitänleutnant Paul Thierfelder, bisher Navigationsoffizier auf der „Karlsruhe", raffte alle Kräfte zusammen, um Schiff und Mannschaft für die neue Aufgabe tüchtig zu machen. Die Geschütze, zwei Schnelladekanonen, wurden auf dem Vorderdeck aufmontiert. Mehr hatte „Karlsruhe" nicht abgeben können. Auch das Maschinengewehr fand geeignete Aufstellung. Mit den vorhandenen Infanteriegewehren wurden die Schützenzüge bewehrt. Nach der Ablegung des Fahneneides begann ein harter Ausbildungsdienst, nur selten von Ruhepausen und Vergnügungen unterbrochen. Bereits gediente Leute wurden der Artillerie, Infanterie oder dem Signaldienst zugewiesen, je nachdem sie ausgebildet waren. Ungediente und Kriegsfreiwillige

wurden in aller Eile ausgebildet. Freilich sah die Mannschaft zunächst recht bunt aus, denn eine einheitliche Uniformierung war nicht durchzuführen. Aber die Sonne half diesem Übelstand einigermaßen ab und bräunte alle gleichermaßen. Später mußten die Leinenvorräte eines gekaperten Schiffes herhalten, um leichte Sommeranzüge für die Mannschaft abzugeben.

Nach wochenlangen eifrigen Vorbereitungen begann die Jagd auf die feindlichen Handelsschiffe, die um so erfolgreicher war, als die Engländer das Märchen

S. M. Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm".

von der Vernichtung des deutschen Hilfskreuzers in die Welt gesetzt, ja sogar den Untergang des Schiffes genau beschrieben hatten, so daß die englischen Handelskapitäne unbekümmert drauflosfuhren und höchst verwundert waren, wenn sie dem längst beseitigt Geglaubten in den Kurs kamen und von ihm gekapert wurden. Die erste fette Prise war der 2846 Tonnen große britische Dampfer „Indian Prince", der mit Kaffee voll beladen nach Neuyork unterwegs war. Hätte der englische Kapitän dem Märchen seiner Landsleute von der Erledigung des „Kronprinz Wilhelm" nicht geglaubt, so hätte er sicher nicht angenommen, daß der große,

in entgegengesetzter Richtung fahrende Dampfer, von dem er, da er ohne Lichter fuhr, gar nicht gesehen worden war, nur ein englischer Kreuzer sein könne. In dieser Annahme nämlich verriet er sich, indem er seinem vermeintlichen Landsmann Morsesignale gab. Nach der Übernahme der Reisenden und der Mannschaft mitsamt ihrer Habe sowie der Kohlen- und Proviantvorräte, nautischen Karten und Marconiapparate wurden am nächsten Morgen die Seeventile des Schiffes geöffnet, Sprengpatronen im Vorderschiff zur Entladung gebracht, und so versank der „Indian Prince“ mit dem Vorderteil zuerst, kerzengerade hochgerichtet. Ein deutscher Hilfsdampfer brachte die Reisenden des englischen Schiffes nach Rio, die Mannschaft nach Santos.

Die größte Beute, die dem „Kronprinz Wilhelm“ in die Hände fiel, war der britische Dampfer „La Correntina“. Über seine Wegnahme berichtet ein Zahlmeister des „Kronprinz Wilhelm“ in der „Frankfurter Zeitung“ folgendermaßen:

„Am 6. Oktober taucht der 8529 Tonnen große britische Dampfer „La Correntina“ auf. Er hat den Hafen von La Plata erst am 5. Oktober verlassen und soll dort sechs Wochen auf günstige Zeit zum Auslaufen gewartet haben. Mit seinen 3500 Tonnen Gefrierfleisch und 12000 Kisten Corned Beef bildet er einen fetten Bissen für seinen Feind, dem die Fleischvorräte gerade ausgegangen sind. Er hat auch zwei 4,7zöllige Geschütze am Heck hinter Schildern stehen, führt aber merkwürdigerweise keine Munition dafür mit. Das neue Doppelschraubenschiff, das nach London bestimmt ist, hat 121 Menschen an Bord, darunter eine Anzahl englischer Reservisten mit einem Colonel. Sie alle müssen das Schiff verlassen mit ihren Habseligkeiten, wie das überhaupt immer geschah. „La Correntina“, mit Prisenmannschaft besetzt, folgt dem „Kronprinz Wilhelm“ dann ostwärts.

Von den Fleischvorräten wird genommen, soviel die Gefrierräume zu fassen vermögen: 30 Tonnen = 60000 Pfund, neben dem Büchsenfleische. Der Rest geht mit dem Schiffe unter. Während des Kohlens geht auch die Übernahme der Geschütze unter Leitung des Kommandanten vor sich. Sie finden am Heck Aufstellung und bilden eine feine Paradewaffe. Ist auch keine Munition dafür vorhanden, so wirken sie doch als Drohmittel vorzüglich, denn die langen Rohre sind sichtbarer als die der kleineren Geschütze. Am 14. Oktober wird „La Correntina“ gesprengt. Kapitän, Offiziere, Mannschaft und männliche Fahrgäste feindlicher Volkszugehörigkeit verpflichten sich schriftlich, in diesem Kriege nicht gegen Deutschland und seine Verbündeten zu kämpfen, und sind dann Gäste so lange, bis sie an einen Hilfsdampfer abgegeben werden können. Daß die englischen Lügenagenturen wieder einmal die Nachricht vom Untergang des „Kronprinz Wilhelm“ verbreitet haben, diesmal sollte er von einem brasilianischen Torpedoboote vernichtet worden sein, dessen Kommandant es nicht mit ansehen mochte, wie „Kronprinz Wilhelm“ und „Cap Trafalgar“ gemeinschaftlich den „Indian Prince“ durch Granatfeuer vernichteten, ohne die Fahrgäste und die Mannschaft abgenommen zu haben, — diese echt englische Wahrheit brachte wohl gerade den fetten Fleischbobbi in seinen Kurs. So schlug die Lüge ihren eigenen Herrn.

Nach sechswöchiger Abwesenheit setzte der deutsche Hilfsdampfer am 15. November die „Correntina“-Gäste im Abfahrtshafen Buenos Aires wieder an Land.“

Nicht minder willkommen war die Ladung der französischen Viermastbark „Union", die am 28. Oktober 1914 gekapert und in Schlepp genommen wurde. Mit 3100 Tonnen bester Cardiffkohlen war die Bark bis unter die Lukendeckel

Ein Geschützturm auf einem großen deutschen Schlachtschiff.

beladen. Um den kostbaren Stoff auf dem „Kronprinz Wilhelm" zu bergen, mußten selbst die Salons und die Kabinen erster Klasse herhalten. Infolge Fehlens geeigneter Löschvorrichtungen auf dem Segler und anhaltend schlechten Wetters

dauerte die Arbeit der Kohlenübernahme 26 Tage. Dann kenterte das durch viele Stöße leck gewordene Fahrzeug, ohne die völlige Entleerung abzuwarten, und nahm den Rest von 800 Tonnen mit in die Tiefe. Auch der „Kronprinz Wilhelm“ erhielt manche Beule unter der Wasserlinie. Während dieser wochenlangen Arbeit, wobei sich manche weiche, des Schippens ungewohnte oder abholde Hand Blasen zuzog, vergnügten sich die Freiwachen mit dem Haifischfang. Das Meer wimmelt

G. Brünnlein, Berlin.

Das amerikanische Kriegsschiff „Missouri“.

in jenen Gegenden von diesen gefräßigen Räubern, die auch nicht vor dem Menschen haltmachen.

Der 28. Dezember 1914 brachte den britischen Dampfer „Hemisphere“ mit 5600 Tonnen Kohlen als verspätetes Weihnachtsgeschenk der englischen Admiralität. Der Engländer wollte mit seiner Neun-Meilen-Geschwindigkeit entfliehen, war aber vom „Kronprinz Wilhelm“, der über 23 Seemeilen verfügt, bald eingeholt. Nun war der Kohlensorge auf lange Zeit abgeholfen. Der Kajütensalon war bald voll bis unter die Decke, ja bis in den wundervollen Lichtschacht.

Am 7. Januar 1915 war auch dieses Opfer leer und wurde, da die Sprengmunition knapp wurde, durch Öffnen seiner Seeventile versenkt, was auch zum Ziel führte.

Auf dem am 10. Januar 1915 abgefaßten 4419 Tonnen großen britischen Dampfer „Potaro“, der mit Gefrieranlage versehen nach Buenos Aires unterwegs war, um Fleisch für England zu laden, wurden neue englische Seekarten vorgefunden, die unschätzbaren Aufschluß über die Kurse der Kauffahrer und die Etappen der englischen Kreuzer gaben. Letztere verrieten ihre Nähe fast alle Tage durch ihren Funkenverkehr. Der „Kronprinz Wilhelm“ dagegen hüllte sich in eisernes Schweigen und antwortete auch nicht auf häufige listige Anrufe.

Wenige Tage später wurde der britische Personen- und Fleischdampfer „Highland Brae“, der Nelsonlinie gehörend, genommen. Er war mit Stückgut nach Buenos Aires unterwegs, um ebenfalls Fleisch für England zu laden. Das schöne, noch neue, 7642 Tonnen große Doppelschraubenschiff hatte 52 Fahrgäste, 90 Mann Besatzung und 2000 Tonnen Kohlen. Vergebens suchte der Engländer, als er sich in Gefahr sah, auf drahtlosem Wege Hilfe zu erlangen; die Funkensprüche wurden von den Apparaten des „Kronprinz Wilhelm“ aufgefangen. Der englische Kapitän wollte sich nicht gefangen geben und erklärte, er wolle mit seinem Schiff untergehen; er mußte schließlich mit Gewalt an Bord des „Kronprinz Wilhelm“ gebracht werden.

Noch manches andere feindliche Handelsschiff fiel dem „Kronprinz Wilhelm“ zum Opfer. Obwohl die Gefangenen soviel wie möglich durch deutsche Hilfsdampfer, welche dem „Kronprinz Wilhelm“ Kohlen und sonstige Vorräte zuführten, irgendwo an Land gesetzt wurden, hatte der Hilfskreuzer anfangs Februar 1915 neben der 500 Köpfe starken Besatzung schließlich auch noch 241 Fremde an Bord. Die Nahrungsmittelvorräte begannen nachgerade knapp zu werden. Da beschloß der Kapitän, sich Luft zu machen, und so übernahm am 12. Februar der deutsche Dampfer „Holger“, der mit Hilfe der Kajüteneinrichtung der „Highland Brae“ in einen leidlichen Personendampfer verwandelt wurde, sämtliche Personen der fünf zuletzt gekaperten Schiffe sowohl wie auch alle Mitglieder der „Kronprinz Wilhelm“-Besatzung, die das 32. Lebensjahr überschritten hatten oder krank waren. Ungefährdet erreichte der infolge starken Muschelansatzes nur noch sechs bis sieben Seemeilen stündlich machende Dampfer der Bremer Rolandslinie den La Plata-Strom, setzte seine Fahrgäste in Buenos Aires an Land und ließ sich internieren.

Mit der verbleibenden Besatzung beschloß Kapitän Thierfelder, seine Kaperfahrten fortzusetzen, wiewohl er sich bewußt war, daß es nicht möglich sein werde, den „Kronprinz Wilhelm“ noch lange zu halten. Der Feinde wurden es immer mehr. Insbesondere aber hielt es allmählich immer schwerer, deutsche Hilfsdampfer heranzuziehen. Am Wagemut der deutschen Seeoffiziere fehlte es zwar nicht, und auch nicht an ihrer Umsicht, erreichten doch sämtliche acht Hilfsdampfer des

„Kronprinz Wilhelm“, von feindlicher Kreuzern unentdeckt, die verschiedenen Häfen. Aber die Hafenbehörden der feindlichen Staaten hielten, dem Druck der englischen Regierung nachgebend, alle deutschen Schiffe zurück. So sah sich „Kronprinz Wilhelm“ genötigt, von den nächsten vier gekaperten feindlichen Schiffen, worunter sich der 6600 Tonnen große französische Postdampfer „Guadeloupe“ befand, der wertvollen Kriegsbedarf für die französische Armee geladen hatte, sowie der englische Postdampfer „Tamar“ mit 68000 Sack Kaffee, ein Wertobjekt von vielen Millionen, — das kleinste Schiff wieder freizugeben, um die gefangenen Fahrgäste und Mannschaften los zu werden.

Durch Mangel an frischen Lebensmitteln und frischem Wasser begann schließlich die Gesundheit der Besatzung des Hilfskreuzers zu leiden, Beri-Beri stellte sich ein. Auch das Schiff selbst hatte während der achtmonatigen Dauer der Kreuzfahrten, während welcher mehr als 40000 Seemeilen, also mehr als 74000 Kilometer zurückgelegt wurden, und wobei weder Maschinen noch Kesseln die nötige Pflege zuteil werden konnte, sehr gelitten. So setzte Kapitänleutnant Thierfelder im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit aus eigener Entschließung den Schlußpunkt unter die erfolgreiche Tätigkeit seines Schiffes. Am 11. April 1915 lief es, die feindliche Blockade durchbrechend, den amerikanischen Hafen Newport News an, wo schon „Prinz Eitel Friedrich“ lag. Es war ein feierlicher, denkwürdiger Augenblick, als der „Kronprinz Wilhelm“ mit Musik und mit der Besatzung in Paradestellung durch die langen Reihen der amerikanischen Kriegsschiffe, von diesen ebenso begrüßt, in den neutralen Hafen einfuhr, wo er auf Wunsch seines Kommandanten interniert wurde.

Vom österreichisch-serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz.

Die montenegrinische Kriegserklärung und die ersten Kämpfe an der herzegowinisch-montenegrinischen Grenze. Die Befreiung der Feste Bilek.

Bei Ausbruch des österreichisch-serbischen Krieges stellte sich Montenegro sofort an die Seite seines größeren serbischen Bruders und ordnete die Mobilmachung an. Die montenegrinische Feldarmee ist etwa 35000 Mann stark und zerfällt in vier Divisionen. Die Bewaffnung seines Heeres hat sich der praktische König Nikita von Montenegro zum größten Teil von auswärtigen Souveränen schenken lassen, in erster Linie vom russischen Zaren. Aber auch der italienische König mußte bisweilen tief in den Beutel greifen, um die Wünsche seines anspruchsvollen Schwiegervaters zu erfüllen. Mit dem Ersatz der Waffen und der Munition hat es unter diesen Umständen im Kriegsfall seine Schwierigkeiten. In den letzten Balkankriegen sollen die Montenegriner — übrigens auch die Serben — nach den Beobachtungen eines russischen Militärschriftstellers sich vielfach der harmlosen Kastagnetten bedient haben, indem sie mit diesen Instrumenten in überraschend täuschender Weise das trockene Geknatter der Maschinengewehre nachahmten.

Am 6. August 1914 teilte die montenegrinische Regierung dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Cettinje mit, daß sich Montenegro als im Kriegszustand mit Österreich-Ungarn befindlich betrachte, da es sich genötigt sehe, zur Verteidigung der serbischen Sache die Waffen zu ergreifen. Wenige Tage später wurden auch dem deutschen Gesandten die Pässe zugestellt. König Nikita siedelte mit der Regierung sofort aus der etwas nahe der dalmatinischen Grenze gelegenen

Hauptstadt Cettinje nach dem befestigten Podgorica über. Das zeigt, daß die Lage entschieden ernster aufgefaßt wurde als im ersten Balkankrieg. Damals ließ sich Nikita, Befehle gebend und Meldungen empfangend, im montenegrinischen Feldlager, das in voller Kampfvorbereitung begriffen war, von einer französischen Filmfabrik gegen eine bare Entschädigung von 100 000 Frs. für einen Film aufnehmen, der den Titel führte: „König Nikita eröffnet den Balkankrieg." Trotz manchem operettenhaften Zug, der dem montenegrinischen Volk und seinem Herrscher anhaftet, ist der Montenegriner, der schon im Frieden bewaffnet einhergeht, in seinen heimischen Bergen ein nicht zu unterschätzender Gegner. Dazu kommt, daß das Land der schwarzen Berge keine leichten Zugänge bietet. Seine öden, weglosen Gebirgszüge mit den wenig oder gar nicht kultivierten Hochebenen und den schroff abfallenden Flußtälern stellen einer regulären Kriegführung die größten Schwierigkeiten entgegen. Von einem geschlossenen Aufmarsch und Unternehmungen größeren Stils kann in einem solchen Gelände nicht die Rede sein. Mann hinter Mann müssen die Leute der Gebirgsbrigaden auf den Saumpfaden und schmalen Bändern die Felswände entlang kriechen. Zur Beförderung der zerlegbaren Gebirgsgeschütze dienen Esel und Maultiere, aber oft genug müssen die Artilleristen selbst mit Seilen und Ketten die Geschütze in Stellung bringen. Im Vergleich zu den Schlachten in Galizien und Polen bieten diese Kämpfe nur die Rolle einer Nebenaktion, und die österreichisch-ungarische Heeresleitung setzte hier auch nur so viele Truppen ein, als nötig waren, um die kecken montenegrinischen Vorstöße zurückzuweisen.

König Nikita von Montenegro in Nationaltracht.

Am 12. August erhielten Truppen des 16. österreichischen Armeekorps den Befehl, den von den Montenegrinern überraschten Gendarmerieposten God bei Autovac in der Herzegowina wieder zu nehmen. In Eilmärschen ging es bis zu einer Höhe von 2300 Meter hinauf. Die Montenegriner, zum größeren Teil Irreguläre unter der Leitung serbischer und russischer Offiziere, lagen in guten Deckungen auf einem stark befestigten Höhenrücken und unterhielten aus Schluchten und Höhlen ein lebhaftes Gewehrfeuer. Auch verfügten sie über zwei bis drei Kanonen, die allerdings gegen die österreichisch-ungarische Artillerie nicht aufkommen konnten. Unter schwierigsten Umständen und den größten Entbehrungen

nahmen die Angreifer in der wasserlosen Gegend dem Feind Stück für Stück seiner hochgelegenen Stellungen ab. Die Entscheidung der mehrtägigen Kämpfe brachte ein Flankenangriff, vor dem die Montenegriner schließlich fluchtartig das Gelände räumten, zahlreiche Tote, Verwundete und Gefangene sowie viel Munition in den Händen der Österreicher zurücklassend. Die Verfolgung ging 15 Kilometer in Feindesland hinein, und es hielt schwer, den kampfbegeisterten Soldaten den Befehl zum Zurückgehen klarzumachen.

Ende August 1914 erhielt die wackere kleine Schar eine neue Aufgabe, die sie ebenso schneidig löste. Der amtliche österreichische Bericht vom 4. September 1914 besagt darüber:

Die von Generalmajor Heinrich v. Pongracz befehligte 3. Gebirgsbrigade, die schon einmal einen kühnen Vorstoß in das rauhe, kriegerische Montenegro erfolgreich durchgeführt hatte, brach vor wenigen Tagen von neuem gegen die auf den Grenzhöhen von Bilek stehenden Montenegriner vor, warf die an Zahl überlegenen feindlichen Kräfte in mehrtägigem, heftigem Angriff zurück, nahm ihnen dabei auch ein schweres Geschütz ab und degagierte durch diese kühne Tat die von den Montenegrinern bedrängte Grenzfestung.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Das herzegowinische Grenzstädtchen B i l e k (siehe die Karte Seite 179) ist ein strategisch wichtiger befestigter Grenzort gegen Montenegro. Am 30. August 1914 begann die in der Linie Autovac—Lipnik und südwärts stehende 3. Gebirgsbrigade die Offensive gegen die im Raume von Bilek stehenden feindlichen anderthalb Brigaden, die sich zu einem allgemeinen Angriff auf die befestigten Stellungen von Bilek anschickten, gegen die die Montenegriner an den drei vorausgegangenen Tagen bereits eine Beschießung aus schweren Feldgeschützen, wenn auch mit geringem Erfolg, unterhalten hatten. Generalmajor Pongracz befahl einen allgemeinen, in Front geführten Angriff. In den ersten Morgenstunden begann der Kampf gegen den in der Überzahl befindlichen Feind. Den Oberbefehl über die Montenegriner führte Brigadier Vukotic, der als einer der besten montenegrinischen Offiziere gilt. Der mit großem Schneid eingeleitete Angriff warf die Montenegriner beim ersten Ansturm aus den durch Erdbefestigungen geschützten Stellungen. Es gelang aber dem mit Tapferkeit kämpfenden Feind, sich zu sammeln und Gegenstöße zu unternehmen. Am Abend des zweiten Kampftages warfen jedoch die österreichisch-ungarischen Truppen den Feind neuerlich im Bajonettsturme, nachdem die Gebirgsartillerie kräftig vorgearbeitet hatte. Ein am dritten Kampftag unternommener letzter Versuch der Montenegriner, die Österreicher aus ihren neuen Stellungen wieder zu verdrängen, endete mit einem vollständigen Zusammenbruch der Angreifer, die unter Zurücklassung mehrerer Geschütze und zweier Gebirgskanonen

sich fluchtartig zurückzogen, ohne die Verwundeten mitnehmen zu können. 150 Montenegriner wurden abgeschnitten und gefangengenommen. Die Zahl der gefallenen Montenegriner war sehr groß, die Verluste der Österreicher dagegen verhältnismäßig gering. Mit welcher Erbitterung diese Grenzkämpfe geführt wurden, geht daraus hervor, daß die Montenegriner nicht einmal das Rote Kreuz achteten. Die österreichisch-ungarische Regierung erhob in aller Form Protest dagegen, daß österreichische Sanitätsambulanzen und Verbandplätze trotz der Aufrichtung der Genfer Flagge auf hohen Stangen wiederholt von den Montenegrinern beschossen wurden.

Der Untergang der „Zenta“.

Im Kampf gegen Montenegro hatte auch die österreichisch-ungarische Flotte Gelegenheit, mitzuwirken. Um dem an eigenen Hilfsquellen armen Land die überseeische Zufuhr abzuschneiden, erklärte der Kommandant der österreichisch-ungarischen Seestreitkräfte in den montenegrinischen Gewässern, der k. k. Linienschiffskapitän Anton Casa, vom 10. August um 12 Uhr mittags beginnend, die effektive Blockade der Küste Montenegros durch die ihm unterstellten Streitkräfte. Den in den blockierten Gebieten anwesenden Schiffen und Fahrzeugen der befreundeten und neutralen Mächte wurde eine vierundzwanzigstündige Frist zum Auslaufen gewährt.

Schon am Tag zuvor waren um 8 Uhr früh zwei österreichisch-ungarische Kreuzer vor Villa erschienen und hatten der funkentelegraphischen Station mitgeteilt, daß sie nach 20 Minuten die Beschießung von Antivari, dem wichtigsten montenegrinischen Hafenplatz, eröffnen würden. Nach Ablauf der Frist begann die Beschießung, die auf die Gebäude einer Handelsgesellschaft und die funkentelegraphische Station gerichtet wurde.

Die Blockade mußte aber bald wieder aufgehoben werden, da eine übermächtige französische Flotte in der Adria erschien und die österreichisch-ungarischen Schiffe zwang, sich nach Norden zurückzuziehen. Dabei wurde der kleine Kreuzer „Zenta“ abgeschnitten und nach heldenmütigem Kampfe von einer erdrückenden Übermacht in den Grund gebohrt, während es seinem Begleitschiff, dem Torpedobootszerstörer „Ulan“ dank seiner größeren Geschwindigkeit zu entkommen gelang. Die beiden Schiffe, die 2350 Tonnen große „Zenta“ unter Fregattenkapitän Paul Pachner, und der 400 Tonnen große Torpedobootszerstörer „Ulan“ unter dem Befehl des Korvettenkapitäns Egon Pamfili, lagen am Morgen des 16. August in dem ihnen anbefohlenen Blockaderaum. Das Wetter war windstill und sichtig, das Meer ruhig. Der Kreuzer befand sich im gefechtsklaren Zustand, alle Kessel waren bereit, nötigenfalls die höchste Schiffsgeschwindigkeit zu entwickeln. Um 7 Uhr 45 Minuten sichtete der Kommandant des „Ulan“ in südwestlicher Richtung vier Rauchsäulen, die sich rasch näherten. Vom Krähennest der einige Seemeilen

weiter nördlich liegenden „Zenta“ wurden bald darauf sechs Schiffe sichtbar. Fregattenkapitän Pachner gab nun Befehl, mit höchster Maschinenkraft gegen die Bucht von Cattaro zurückzufahren, um einer Umzingelung durch feindliche Kräfte auszuweichen, wobei „Ulan“, der sich landwärts hielt, von der „Zenta“ gedeckt wurde. Bald tauchten viele neue Rauchsäulen und darauf die Masten großer Schiffe auf. Man erkannte, daß die gesamte französische Flotte herandampfte. Sie war knapp außerhalb der italienischen Küstengewässer unter dem Schutz der Dunkelheit in die Adria eingedrungen, war dann ostwärts gebogen bis etwa auf die Höhe von Cattaro und hatte sich dann wieder südwärts gewandt, um die österreichische Blockade aufzurollen und den österreichisch-ungarischen Schiffen den Rückzug nach der

Der montenegrinische Hafen Antivari. Leipziger Presseburo, phot.

schützenden Bucht von Cattaro abzuschneiden. Immer näher kamen die feindlichen Geschwader heran: neun große Kreuzer und sieben Schlachtschiffe, darunter die zwei neuesten Dreadnoughts der französischen Republik, „Jean Bart“ und „Courbet“ (je 23500 Tonnen), hinter ihnen die sieben Schiffe der Dantonklasse (18400 Tonnen), die Vorgänger der französischen Dreadnoughts. In dieser kritischen Lage erteilte der Kommandant der „Zenta“ an „Ulan“ den Befehl, von seiner bedeutend höheren Geschwindigkeit Gebrauch zu machen und sich der drohenden Umklammerung zu entziehen. Für die „Zenta“ war der Durchbruch durch die feindliche Linie nicht mehr möglich. Ihre alte Maschine ließ keine genügend große Geschwindigkeit mehr zu. Vom Geiste Tegetthoffs beseelt, beschloß Pachner, den sichern Untergang vor Augen, den Kampf gegen die vielleicht fünfzigfache Übermacht aufzunehmen, bestrebt, dem Feinde noch möglichst viel Schaden zuzufügen. Auf ungefähr 10000 Meter

feuerte der Feind zwei Schüsse ab, die, weil kein Geschoßaufschlag bemerkbar war, als Aufforderung zur Ergebung aufgefaßt werden konnten. Zum Zeichen, daß er den ungleichen Kampf aufnehmen werde, ließ der Kommandant der „Zenta“ die k. u. k. Flagge auf den Mast toppen und über Heck die seidene Ehrenflagge hissen, worauf einige französische Schlachtschiffe mit schweren Geschützen sich auf den österreichisch-ungarischen Kreuzer einzuschießen begannen. Die ersten Geschosse flogen zu weit oder zu kurz, bis plötzlich eine Lage knapp unter Bord einschlug und das Vorschiff und die Brücke mit einer Sturzsee überschwemmte. Hierbei wurde das Schiff auch von Sprengstücken getroffen. Lage auf Lage folgte. Gleichzeitig wurde der „Ulan“ von dem vordersten der feindlichen Schlachtschiffe mit einem Eisenhagel überschüttet.

Österreichisch-ungarisches Zeltlager an der montenegrinischen Grenze. Phot. Kilophot, Wien.

Als sich die Entfernung zwischen der „Zenta“ und der französischen Flotte beträchtlich verringert hatte, ließ auch der Kommandant der „Zenta“ aus den 12-cm-Geschützen das Feuer gegen die anrückenden Verfolger eröffnen. Ein heftiges Gefecht entwickelte sich; immer wilder tobte die von den schweren Geschossen aufgewühlte See. Die hohen Aufbauten der französischen Panzerkreuzer boten ein gutes Ziel. Auf der „Zenta“ konnte festgestellt werden, wie die österreichischen Granaten gewaltige Verwüstungen beim Gegner anrichteten. Wie durchsiebt war das Deck des nächsten Franzosen, Platten stürzten ins Meer, weithin Spritzer aufwerfend, und bald war der französische Kreuzer wie abrasiert.

Doch die Stunde des kleinen österreichischen Schiffes hatte geschlagen. Es war ungefähr 9 Uhr geworden. Die „Zenta“ war nun von den französischen Schiffen umstellt und wurde aus immer kürzerer Entfernung beschossen. Todesmutig harrte die Besatzung auf ihren Posten aus. Plötzlich explodierte eine Granate im Maschinenraum; die Sprengstücke töteten den Maschinenbetriebsleiter und fast die ganze Bedienungsmannschaft. Außerdem waren beide Maschinen durch das Geschoß außer Betrieb gesetzt worden, und dadurch war jede weitere Bewegung des Schiffes unmöglich gemacht. „Zenta“ bot nun dem Feinde eine stillstehende Scheibe dar, aber sie setzte den Kampf um die Waffenehre bis zum äußersten fort. Der Kommandant erteilte den Befehl, die Feuer unter den Schiffskesseln zu löschen und die Sicherheitsventile zu entlasten. Obwohl der Kreuzer durch den mit Macht in den Maschinenraum einströmenden Rauch in eine glühende Wolke gehüllt war und die mörderischen Geschosse des Feindes immer dichter fielen, hielt die Mannschaft unter dem Einfluß der tapferen Offiziere standhaft aus und setzte das Feuer unentwegt fort. Neue feindliche Treffer erzeugten Brände auf Deck und in der Batterie, die zu löschen unmöglich war, weil die Pumpen versagten. Auch die elektrische Beleuchtungsanlage im Schiff war zerstört. Eine Granate schlug in den vorderen Kesselraum ein und rief einen Wassereinbruch hervor.

Das Ende nahte. Unter der Wirkung des feindlichen Feuers waren alle Geschütze bis auf eines außer Gefecht gesetzt worden. Dieses letzte wurde bis zu dem Augenblick, wo das Schiff verlassen werden mußte, durch den Linienschiffsleutnant Albert Homayer bedient, da die gesamte Bedienungsmannschaft tot oder verwundet war. Die „Zenta“ hatte 120 Schuß abgefeuert. Tote und Verwundete lagen zahlreich auf Deck. Am stärksten war das Vorderschiff zerschossen. Die Brücke war teilweise zertrümmert; in die Batterie, den Heizerwaschraum und den Handsteuerraum waren große Breschen gerissen. Die Masten, Kamine und Flaggen waren unversehrt. Der Kreuzer begann sich allmählich auf die Seite zu legen und zu sinken. Der Kommandant versenkte die geheimen Akten ins Meer und erteilte den Befehl zum Verlassen des Schiffes, das vier bis fünf Seemeilen von der Küste entfernt war. Als letzter verließ Fregattenkapitän Pachner sein Schiff. Kaum war er hundert Meter weit geschwommen, als S. M. Schiff „Zenta“, mit dem Bug aus dem Wasser tauchend, sich aufrichtete und dann, mit dem Achterdeck voran, mit wehenden Flaggen in die Tiefe glitt. Ein vielstimmiges Hurra der mit den Wellen ringenden Besatzung begleitete diesen letzten Akt des Kampfes. Es war gegen 9 Uhr 40 Minuten vormittags, als der Kreuzer sank.

Die feindliche Flotte verließ, ohne einen Versuch zur Rettung der Schiffbrüchigen unternommen zu haben, allem Seemannsbrauch zuwider den Kampfplatz und verschwand in südlicher Richtung. Dieses unmenschliche Verhalten wirkt um so abstoßender, als es seinerzeit beim Boxeraufstand Mannschaften derselben „Zenta“

waren, die durch ihr zähes Ausharren die französische Gesandtschaft in Peking retteten, wofür sie damals die französische Republik „ewiger Dankbarkeit“ versicherte. Über vier Stunden mußten die Überlebenden der Bemannung zum Teil schwimmen, bis sie den Strand bei Castellastua erreichten. Viele verdanken ihr Leben der Hilfsbereitschaft montenegrinischer Fischer, die mit ihren Booten von der aus 315 Mann bestehenden Besatzung 14 Stabspersonen und 114 Mannschaften, darunter 50 Verwundete, retteten. Das Schicksal der Überlebenden war natürlich die montenegrinische Kriegsgefangenschaft. Eine Gruppe, unter der sich auch der Schiffskommandant befand, wurde auf ihre Bitte zu der Klippe S. Domenica gerudert und dort ausgesetzt, um nicht in die montenegrinische Gefangenschaft zu geraten. Bald aber kam montenegrinisches Militär und führte die erschöpften Wehrlosen ab.

Das Entkommen des „Ulan“ muß als ein wahres Wunder bezeichnet werden. Er war durch die Lagen der feindlichen Schiffe fast dauernd vollkommen überdeckt. Da ihm durch die vielen Wassergarben der in nächster Nähe einschlagenden Granaten die Aussicht oft fast ganz genommen war, konnte er das schließliche Schicksal der „Zenta“ nicht beobachten. Als diese außer Gefecht gesetzt war, vereinigte sich das Feuer der gesamten feindlichen Streitkräfte auf den „Ulan“; ein gewaltiges Schnellfeuer aus allen Kalibern ergoß sich über das Schiff. Durch die Wassergarbe eines knapp vor dem Bug einschlagenden großkalibrigen Geschosses wurde die Kommandobrücke derart überschwemmt, daß von weiterer Führung der Gefechtsaufzeichnungen abgesehen werden mußte. Der „Ulan“ richtete sein Feuer in erster Linie gegen das feindliche Flaggschiff; im ganzen gab er 348 Schüsse ab, während der Feind in dem einstündigen Gefecht etwa 1000 Schüsse auf den „Ulan“ abfeuerte. Durch häufige Formationsveränderungen verlor die französische Flotte „Ulan“ gegenüber an Weg und Zeit, so daß dieser, zum Schluß nur noch von einem Kreuzer mit vier Schornsteinen und einem schnellfahrenden Zerstörer verfolgt, den Hafen von Cattaro gewann, von den begeisterten Huldigungen und Hurrarufen der Bemannungen aller Küstenbefestigungen und Schiffe jubelnd begrüßt. Bordwand und Deck waren von unzähligen Sprengschüssen von der Größe etwa eines Fünfkronenstücks getroffen, doch fast wirkungslos. Die Bleche wurden nicht durchschlagen; nur die Antenne war zerschossen. Daß bei den vielen deckenden Lagen kein Volltreffer einschlug und durch die Sprengstücke weder Verwundungen noch Havarien verursacht wurden, bezeichnete der Kommandant selbst als unfaßbares Rätsel.

Konnte auch dieses in der Geschichte der k. u. k. Marine unvergeßlich bleibende Gefecht nicht zum Siege führen, so zeigte es doch, von welch herrlichem Geist die braven österreichisch-ungarischen Blaujacken beseelt sind.

Die Kämpfe um Cattaro und Antivari.

Die weiteren Taten der französischen Mittelmeerflotte, zu der sich von Zeit zu Zeit auch englische Schiffe gesellten, beschränkten sich von nun an auf gelegentliche, wenig nachdrückliche Angriffe gegen die Bucht von Cattaro und andere Punkte der dalmatinischen Küste, während österreichisch-ungarische Seestreitkräfte dann und wann vor Antivari erschienen. Die österreichische befestigte Hafenstadt Cattaro liegt einige 50 Kilometer nordwestlich von Antivari an der hintersten von sechs zusammenhängenden Meeresbuchten, die mit dem Namen Bocche di Cattaro be-

Österreichisch-ungarische Gebirgsartillerie im Kampf gegen Montenegriner.

zeichnet werden. Zerrissene, nackte Felsabstürze von bedeutender Höhe, an denen nur einzelne Gehöfte und kleine Dörfer wie Geiernester kleben, umgeben dieses einzigartige azurne Seebecken. Den westlichen Eingang des Meerbusens beherrschen drei Forts, davon eines auf einer Klippe im Eingang, und drei Batterien. Weiterhin wird das Fahrwasser durch das Fort Spagnuola bei Castelnuovo bestrichen. Die Stadt Cattaro selbst wird durch eine Umwallung und das 260 Meter über der Stadt landeinwärts gelegene Fort San Giovanni sowie mehrere Felsbefestigungen gesichert. In dieser hintersten düsteren Bucht ist der Felseinschnitt so tief, fast senkrecht, daß selbst im Sommer die Mittagsonne nur wenige Stunden hindurch

die Stadt bescheint. Eine Fahrstraße führt in zahlreichen Serpentinen über das Gebirge nach dem 17 Kilometer entfernten Cettinje*).

Auf dem Lovcen bei Cettinje (1759 m über dem Meer) hatten die Montenegriner ihre beste Artillerie aufgestellt und beschossen von da aus, später unterstützt von französischen Geschützen, wiederholt Cattaro und die österreichischen Höhenstellungen. Die Beschießungen dauerten oft ununterbrochen bis zu 24 Stunden, aber trotz der großen Munitionsverschwendung wurde nur ein unbedeutender Schaden in der zum großen Teil geräumten Stadt und an den Hafenanlagen angerichtet. Je länger desto mehr gewannen die österreichischen Schiffsgeschütze und Artilleriestellungen die Oberhand. Die Montenegriner schoben in ihrem Groll über das Mißlingen ihrer Pläne alle Schuld auf die Franzosen. Montenegro habe durch seinen Generalstab sich von Paris schwere Mörser verschrieben; es sei aber kein einziger eingetroffen. Dagegen haben die Franzosen eine ganz geringe Anzahl von Geschützen geliefert, die vor 36 Jahren hergestellt worden und für die besondere Aufgabe, zu der sie bestimmt waren, zu lang gewesen seien. Sie besaßen kleinere Kaliber als die Kanonen der Montenegriner, weshalb sie fast nichts ausrichten konnten. Mit großer Mühe waren sie samt sehr reicher Munition auf den Lovcen hinaufgeschafft worden, um mit den Geschützen der französischen Flotte die Forts von Cattaro nach einem bestimmten Plane zu beschießen.

Am 19. Oktober 1914 begannen die französischen Batterien auf dem Lovcen zu feuern, zur großen Genugtuung der Österreicher, denn das schwarze Pulver, das bei den französischen Geschoßladungen Verwendung finden mußte, erzeugte dicke Wolken über den Batterien, die den Österreichern den Standort verrieten. Die Montenegriner klagten, die Österreicher hätten vorher drei Monate lang mit ihren Geschossen den ganzen Lovcen abgesucht, um den Standort der mit rauchlosem Pulver feuernden Montenegriner herauszubringen, was ihnen aber nicht gelungen sei. Bei den französischen Geschützen hätten die Österreicher das Ziel sehr rasch gefunden, zumal österreichische Flugzeuge ständig über den Stellungen auf dem Lovcen kreisten und auch Bomben auf diese abwarfen. Die Franzosen seien indes mit der größten Todesverachtung in ihren arg zerschossenen Stellungen geblieben, trotz großer Verluste bei ihren Geschützen und ihrer Mannschaft. Österreichische Flieger machten auch gelegentlich Abstecher nach Cettinje und warfen Sprengkörper ab.

Gegen Ende Oktober 1914 brachte das überraschende Auftreten eines österreichischen Großkampfschiffes, des „Radetzky“, eine vollständige Wendung zugunsten der Österreicher. Dieses Schiff war aus Pola gekommen trotz der französischen Flotte. Der Österreicher verankerte sich, von der Adria aus durch Schüsse nicht erreichbar, 13 Kilometer vom Lovcen entfernt, dessen beste Geschütze nur 11 Kilometer weit trugen. Schon am ersten Morgen zerstörte das Schiff mit 6 oder 7 Schüssen vollständig einen Schießstand, dessen Herrichtung viele Wochen erfordert hatte, spaltete eine

*) Auf nebenstehendem Bild ist diese Fahrstraße bei genauem Zusehen erkennbar.

Blick auf die Bucht von Cattaro.

Kanone vom größten Kaliber und ein kleineres Geschütz und tötete und verwundete mehrere Artilleristen. In zwei Tagen richtete es größeren Schaden an als die hundert Kanonen Cattaros und der andern Kriegsschiffe die zwei Monate zuvor. Die Lage wurde kritisch; das Schiff war unerreichbar und den Lovcen-Batterien bei weitem überlegen. Die mühevoll vollzogenen Arbeiten, die unter Aufgebot aller Kräfte aufwärts geschleppten und in die Felsen eingebauten Kanonen, die Pläne und Hoffnungen, die lange Zeit hindurch gehegt wurden, waren alle zerstört. Der Lovcen wurde von der Bucht von Cattaro aus besiegt.

Um den Montenegrinern wenigstens ihren guten Willen zu zeigen, raffte sich die französische Flotte am 1. September 1914 erstmals zu einer erfolglosen Schießerei vor Cattaro auf, über die der amtliche österreichische Bericht vom 3. September 1914 folgendermaßen berichtete:

Am 1. September erschien die Hauptmacht der französischen Mittelmeerflotte, bestehend aus 16 großen Einheiten und zahlreichen Torpedofahrzeugen in großer Entfernung vor der Einfahrt in die Boche di Cattaro und gab 40 Schüsse aus schwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf der Punta d'Ostro ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Besatzung wurden drei Mann leicht verwundet. Hierauf dampfte die französische Flotte eine Zeit hindurch in nordwestlicher Richtung und änderte sodann in Südkurs, anscheinend, um die Adria wieder zu verlassen. Es handelte sich offenbar um eine wirkungslose Demonstration der französischen Streitkräfte an unserer südlichen Küste.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Daß das Auftreten der französischen Flotte auf österreichischer Seite nicht sehr ernst genommen wurde, zeigt folgender in der Wiener „Reichspost" veröffentlichte Brief eines Seekadetts auf einem österreichischen Torpedoboot:

„Der 1. September brachte eine sehr interessante Abwechslung. In der Frühe wurde die französische Flotte in Sicht gemeldet. Da wir Bereitschaft hielten, bekamen wir den Befehl, vor der Einfahrt zu kreuzen und auf Unterseeboote achtzugeben. Um 8 Uhr früh waren einige feindliche Kreuzer zu sehen, und weit seewärts zeigten sich starke Rauchwolken — die feindliche Flotte. Gegen 9 Uhr konnte man die einzelnen Schiffe ganz gut unterscheiden: es waren 16 Schiffe, darunter 2 Dreadnoughts („Jean Bart" und „Courbet"). Etwas nach 9 Uhr eröffneten sie das Feuer mit ihren schwersten Geschützen. Die Granaten schlugen einige 100 Meter von uns ein. Den Anblick der 30—40 Meter hohen, von den einschlagenden Granaten aufgepeitschten Wassersäulen werde ich nie vergessen. Nach einer halben Stunde stellten die Franzosen das Feuern ein und verschwanden wieder seewärts. Wir waren sehr enttäuscht darüber, denn wir hofften, daß es endlich wirklich losgehe. Die Franzosen haben nur ihre Visitenkarte abgegeben. Das Fort, auf das sie schossen, ist gänzlich unbeschädigt geblieben, demoliert wurde nur die Offiziersbaracke; dabei wurden zwei Artilleristen verletzt. Das Lustigste kam

aber erst jetzt. Als wir nach der Schießerei ausfuhren, um uns nach den Verwüstungen zu erkundigen, bemerkten wir auf der Oberfläche des Wassers eine Menge toter und betäubter Fische (infolge der ins Wasser einschlagenden Geschosse); wir fischten etwa 80 Fische heraus, darunter prachtvolle Exemplare, so daß die Bootsbemannungen ein tadelloses Nachtessen hatten. Mein Kommandant und ich aßen einen anderthalb Kilogramm schweren Fisch und waren den Franzosen herzlich dankbar für das gute Essen und die nette Unterhaltung."

Über die Absicht eines vereinigten montenegrinisch-französischen Angriffs auf Cattaro waren die Österreicher durch eine aufgefangene drahtlose Depesche der französischen Flotte an die Montenegriner im voraus unterrichtet, worin letztere von den Franzosen aufgefordert wurden, am 19. September um 7 Uhr früh einen allgemeinen Angriff zu unternehmen, der gleichzeitig von den Franzosen von der Seeseite aus unterstützt würde. Alle Vorkehrungen zu einem warmen Empfang waren österreichischerseits getroffen. Wirklich tauchten auch an dem festgesetzten Morgen 3 kleine und 15 große französische Schiffe vor der Bucht von Cattaro auf und kamen im Nebel bis auf 6 Kilometer an die Küste heran. Man wollte sie auf Minen fahren lassen, doch machten sie plötzlich halt und begannen umzukehren. In dem Augenblick, als sich die feindlichen Schiffe den österreichischen Befestigungen auf der Seeseite zeigten, fiel ein Signalschuß, worauf sofort vier Batterien von den Forts Lustica und Mamula Salven losschossen. Die Wirkung blieb nicht aus, denn gleich die erste Salve traf ein französisches Kriegsschiff vernichtend. Es wurde von nicht weniger als 24 Granaten auf einmal getroffen, wobei alle Schornsteine samt der Kommandobrücke in die Luft flogen. Dann folgte eine Feuersäule, und als sich der Rauch verflüchtigte, war die Stelle, wo vorher der Franzose gestanden, leer. Zwei andere Schiffe er-

Serbische Infanteristen.

litten schwere Havarien. Die übrigen verschwanden eiligst. Die Franzosen hatten insgesamt drei Treffer gehabt, wobei österreichischerseits ein Mann schwer und einer leicht verwundet wurde. Über diesen abermals mißglückten Angriff auf Cattaro und die sich anschließende wenig rühmliche Unternehmung gegen die österreichischen Beobachtungsposten auf den Inseln Lissa und Pelagosa berichtete die amtliche österreichische Meldung folgendermaßen:

Die französische Flotte, die seit der wirkungslosen Kanonade von Punta d'Ostro am 1. September außerhalb der Adria verblieben war, hat in den letzten Tagen neuerliche Großtaten vollbracht. Sie erschien am 19. September um 6 Uhr vormittags abermals vor den Bocche di Cattaro und beschoß eine Stunde hindurch erneut die Forts der Einfahrt aus den schwersten Kalibern. Sie erzielte drei Treffer und verwundete einen Kanonier. Hierauf steuerte sie, insgesamt ungefähr 40 Einheiten stark, gegen Lissa und beschoß um 1 Uhr vormittags die Semaphorenstation und den Leuchtturm. Sie verwundete zwei Mann, konnte jedoch sonst nur vorübergehenden Schaden anrichten. Bis ungefähr 5 Uhr nachmittags operierte das Gros der Flotte in den Gewässern vor Lissa und verließ dann mit südwestlichem Kurs feuernd den Schauplatz seiner Tätigkeit. Gelegentlich dieses Rückzuges erschienen Teile der Flotte vor Pelagosa. Auch hier wurde der Leuchtturm beschossen. Nach Zerstörung der Flaggenstation und unflätiger Verunreinigung des Trinkwassers durch gelandete Matrosen und Mitnahme des wenigen Proviants armer Leuchtturmwächter sowie einiger Wäschestücke verließ auch dieses Geschwader die Adria.

Kronprinz Alexander von Serbien,
der Oberbefehlshaber des serbischen Heeres.

Ebenso ergebnislos verlief eine neue Beschießung von Cattaro durch drei große französische Panzer und vier Kreuzer am 4. Oktober. Die Österreicher erwiderten das Feuer auf das nachdrücklichste mit wohlgezielten Schüssen. Zwei Kreuzer, die mehrere Male getroffen waren, mußten den Kampfplatz verlassen. Dem größeren der zwei Kreuzer waren die Schlote glatt weggeschossen; der kleine mußte wegen schwerer Maschinenbeschädigung ins Schlepptau genommen und nach dem Kanal von Korfu gebracht werden.

Bei dem Mangel eines Flottenstützpunkts im Adriatischen Meer war die Lage der französischen Flotte wenig beneidenswert. Hielt sich das Geschwader nicht zusammen, so mußte mit Überfällen seitens der österreichisch-ungarischen Flotte gerechnet werden. Sehr beunruhigend wirkte auch das Auftauchen österreichisch-

ungarischer Unterseeboote, denen die dalmatinischen Inseln vorzügliche Schlupfwinkel boten. Am Morgen des 17. Oktober 1914 kam es seewärts von der Punta d'Ostro zu einem Scharmützel zwischen einzelnen österreichisch-ungarischen Torpedo- und Unterseeboten nebst einem Luftfahrzeug und dem französischen Kreuzer „Waldeck-Rousseau". Die österreichischen Einheiten rückten trotz heftigem Feuer des Kreuzers unversehrt ein. Dieser beschoß ebenso vergeblich das Leuchtfeuer der Punta d'Ostro. Die weiter seewärts kreuzende französische Hauptmacht verließ nach Sichtung von Unterseebooten schleunigst die österreichisch-ungarischen Gewässer.

Wie wenig die österreichisch-ungarischen Schiffe in ihrer Bewegungsfreiheit durch die Anwesenheit der französischen Flotte behindert waren, zeigte die Unternehmung einer österreichisch-ungarischen Flottille von Torpedo- und Unterseebooten, die in der Nacht des 18. Oktober 1914 überraschend vor Antivari erschien, wo am Tag vorher ein französischer Kreuzer Artilleriemunition, Flugzeuge und Proviant für Montenegro ausgeladen hatte, die noch im Hafen lagerten. Aus nächster Nähe eröffneten die Torpedoboote unter dem Licht der Scheinwerfer ein heftiges Feuer auf die Hafenanlagen, schossen mehrere Lagerschuppen und Eisenbahnwagen in Brand und zerstörten die erneute Funkenstation. Als die französische Flotte herandampfte, waren die österreichisch-ungarischen Schiffe bereits außer Schußweite und fuhren im Schutz der Küstenforts. In Cettinje herrschte über den ungenügenden Schutz von Antivari durch die französische Flotte begreiflicherweise große Verstimmung.

Die Einfälle der Serben in Syrmien und den Banat und ihre Zurückweisung. — Die Vernichtung der serbischen Timokdivision bei Mitrowitza. — Die Serbenherrschaft in Semlin.

Die erste etwa zehntägige österreichisch-ungarische Offensive gegen die von der Save und Drina begrenzte Nordwestecke Serbiens war nach der glücklichen Überwindung dieser beiden Flüsse und den erfolgreichen Kämpfen bei Schabatz einerseits, Lesnica-Loznica anderseits (siehe Seite 177 ff. und 183 ff.) auf eine umfassende Umklammerung der serbischen Hauptstellung bei Valjevo angelegt gewesen. Nach zweitägigem unentschiedenem Ringen um die Höhen westwärts von Valjevo sah sich jedoch Feldzeugmeister Potiorek infolge eines Befehls der Oberleitung (siehe Seite 182) genötigt, die Offensive abzubrechen. Die Lage auf den galizischen Schlachtfeldern verlangte die Abziehung aller irgend verfügbaren Kräfte dorthin. An den serbischen Grenzen blieben nur schwache Beobachtungstruppen zurück.

Infolge russischer Einflüsterungen ließen sich nun die Serben dazu verleiten, ihrerseits zum Angriff überzugehen und verschiedene Einfälle in das Gebiet ihres mächtigen Nachbarn zu unternehmen, welche sich über die ganze Linie von der

Mündung der Drina in die Save bis gegen Semendria an der Donau erstreckten, also Syrmien und den Banat beunruhigten, während etwas später Bosnien das Ziel einer serbisch-montenegrinischen Offensive war. Wahrscheinlich war es auch der in Serbien immer empfindlicher werdende Mangel an Lebensmitteln, welcher die Serben zu dem Versuch verlockte, den Krieg auf die gesegneteren Fluren jenseits von Save und Donau zu verpflanzen. Unvorsichtig und mit zu geringen Kräften angesetzt, schlugen jedoch alle diese Unternehmungen dank der zähen Widerstandskraft der österreichisch-ungarischen Grenzverteidigungstruppen unter großen Verlusten der Serben fehl.

König Peter von Serbien auf dem Kriegsschauplatz.

Der erste serbische Vorstoß ging über die Save nach dem Komitat Syrmien, dem östlichen Teil von Kroatien und Slawonien, einem der reichsten und fruchtbarsten Geländestriche des südlichen Österreich-Ungarn. Eine heftige Beschießung der Grenzorte jenseits der Save leitete den serbischen Angriff ein. Das Feuer wurde österreichischerseits absichtlich nicht erwidert, um den Feind in der Annahme zu bestärken, daß die gesamten österreichisch-ungarischen Streitkräfte gegen Rußland festgelegt seien, und daß einem energischen serbischen Vorstoß keine ernsten Hindernisse im Wege stehen würden. General v. Frank, der die Verteidigung in Syrmien leitete, legte es darauf an, möglichst viele Serben über den Strom zu locken, um sie dann jenseits, wenn sie das Hindernis im Rücken hatten, um so energischer zu packen und womöglich vernichtend zu schlagen. Er gab somit Befehl, daß der Übergang über die Save nirgends behindert werden sollte. Der Strom war zudem anfangs September so gesunken, daß es den Donaumonitoren nicht möglich war, soweit heraufzukommen. Auf Eisenpontons, teilweise auch den Fluß durchwatend, setzte in der Nacht vom 5. auf 6. September 1914 eine zweihundert Mann starke Komitatschibande bei Mitrowitza über den Fluß; auf zwei rasch hergestellten Brücken folgte dann die Hauptmacht nach. Es war die berühmte Timokdivision, eine Kerntruppe des serbischen Heeres, die sich einst in

den Balkankriegen hervorragend geschlagen und auch bei den Kämpfen vor Valjevo ihrem Namen Ehre gemacht hatte. An der Spitze der unter dem Befehl des Generals Stepanovic stehenden, etwa 12000 Mann starken Streitmacht marschierte eine Regimentsmusik, denn man hatte sich einen kampflosen Einmarsch vorgestellt. Auch Prinz Georg von Serbien befand sich bei der Division. Erst gegen ½10 Uhr vormittags, als die Serben die Save ganz überschritten hatten, nahmen die Österreicher den Kampf ernstlich auf. Vor dem kleinen, von Schwaben bevölkerten Städtchen Ruma verlegte eine verhältnismäßig kleine Abteilung österreichisch-ungarischer Truppen dem Feind den Weg und hielt trotz der Übermacht der Serben mit Aufopferung in zähestem Kampfe bis vier Uhr nachmittags den Gegner zurück; dann kam Verstärkung heran. Diese gruppierte sich im Halbkreis um die Serben und nahm nun den Hauptkampf auf. Zugleich trat die bei Sasine und Jarak aufgestellte und bis dahin stumme Artillerie in Tätigkeit und überschüttete die eingekreisten Serben mit vernichtendem Feuer. Von rechts und links drangen die kroatischen Regimenter, unterstützt von kroatischem Landsturm, auf den Feind ein, der nach kurzem Widerstand sein Heil in einem geordneten Rückzuge suchte, freilich umsonst, denn die österreichische Zange faßte immer fester zu. Der serbische Rückzug artete bald in regellose Flucht aus und ward an dem Savehindernis zur vollständigen Panik. Die auf der Savebrücke in Massen sich drängenden Serben konnten nicht durch, da die Ein- und Ausgänge verstopft waren; viele sprangen in den Fluß und ertranken. In diesen Knäuel richtete sich außer dem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer das der eroberten und auf die Brücke gerichteten serbischen Geschütze, bis diese zusammenbrach. Ein großer Teil der serbischen Artillerie stürzte in die Save; zu Hunderten riß der Fluß die Flüchtenden mit sich fort; die Flußufer waren von ganzen Bergen von Leichen bedeckt. Gegen Mitternacht war das Vernichtungswerk vollendet. 5000 Mann gaben sich gefangen, der Rest war getötet, ertrunken oder verwundet, nur wenigen hundert Mann war es gelungen, sich schwimmend über die Save zu retten. Trotz ihrer verzweifelten Lage hatten sich übrigens die Serben ehrenvoll geschlagen. Fast Mann für Mann mußte einzeln entwaffnet werden; von einem Schwenken weißer Tücher war keine Rede. Ein versprengter Rest wurde einige Tage darauf bei Indjija aufgerieben. Die Timokdivision hatte aufgehört zu bestehen. Das österreichisch-ungarische Oberkommando erließ am 7. September 1914 folgende Meldung:

Es gereicht mir zur besonderen Freude, bekanntgeben zu dürfen, daß über 4000 Mann serbischer Truppen bei dem Versuch, östlich von Mitrowitza in unser Gebiet einzubrechen, gefangengenommen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde von unsern Truppen im Süden auch serbisches Kriegsmaterial erbeutet.

Erzherzog Friedrich, General der Infanterie.

Nach späteren Meldungen erhöhte sich die Zahl der Gefangenen auf 5000. Prinz Georg, der sich in einem kleinen syrmischen Ort feierlich zum König von Syrmien hatte krönen lassen, wurde bei einem Sturmangriff an der Spitze eines Bataillons verwundet, entging aber der Gefangenschaft.

Kurz nach dieser vernichtenden Niederlage bei Mitrowitza drangen reguläre serbische Truppen und größere Banden von Komitatschis an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Bei Obrenovac-Progor, Pravo-Novoselo-Kupinovo und Oresac-Grabovac erfolgte der Übergang der Serben über die Save. Unter den Einfallstruppen befanden sich auch mehrere tausend Mann, die bisher bei Belgrad gestanden hatten. Die Gesamtzahl der in Syrmien eingebrochenen serbischen Truppen betrug mit Einschluß der Freischärler etwa 15 000 Mann. Ihr Vormarsch wurde sofort vom österreichisch-ungarischen Aufklärungsdienst festgestellt. Man ließ sie aber, ebenso wie es mit der Timokdivision bei Mitrowitza geschehen war, unbehelligt den Übergang vollziehen, was zum Teil auf zwei Brücken, zum Teil mit Hilfe von Kähnen geschah. Dann setzten sich die feindlichen Truppen, die leichtes Geschütz und Maschinengewehre mitführten, und bei denen sich auch eine Regimentsmusik befand, in zwei Abteilungen in der Richtung gegen Indjija in Marsch, wurden aber in ähnlicher Weise wie bei Mitrowitza-Ruma von den österreichisch-ungarischen Truppen gestellt. Es entwickelte sich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Hartnäckigkeit geführt wurde. Als von Peterwardein anrückende Verstärkungen eingreifen konnten, nahm der Kampf einen raschen, für den Feind ungünstigen Verlauf. Besonders durch Artilleriefeuer erlitt er furchtbare Verluste. Alle Versuche der Serben, die Linien der österreichisch-ungarischen Truppen zu durchbrechen, scheiterten an deren bewunderungswürdiger Haltung, die mit Ungestüm gegen den Feind vorgingen. Ein Teil der Serben wurde von ihrer Rückzugsstraße abgeschnitten. Das Ergebnis dieses Einfalls war eine katastrophale Niederlage der Serben. Mehr als 3000 Mann fielen, Tausende wurden gefangengenommen.

Noch unglücklicher verliefen die serbischen Einfälle in den Banat. Die „Südslavische Korrespondenz“ schildert einen Vorstoß der Serben gegen Pancsova folgendermaßen:

„Im Raume von Veliko-Selo auf dem serbischen Ufer versammelten sich die Serben etwa eine halbe Division stark und eröffneten am 12. September eine Beschießung der offenen Stadt Pancsova. Unsere Beobachtungstruppen zogen sich bei Beginn des Bombardements zurück, nachdem festgestellt worden war, daß die Serben den Übergang über die Donau durchführen wollten. Nach kurzem markiertem Widerstand ließen unsere Truppen die Serben den Übergang vollziehen. Nachdem die Serben 7 bis 8000 Mann stark den Übergang vollzogen hatten, rückte ein Teil von ihnen gegen Pancsova, während die Hauptmacht den Marsch in der Richtung auf Dolova fortsetzte. Hier wurden die Serben von unseren Truppen gestellt und nach kurzem Artilleriegefecht mit dem Bajonett angegriffen und geradezu über den Haufen geworfen.

Sie erlitten ungeheure Verluste. Unsere Truppen machten Scharen von Gefangenen und erbeuteten fast das ganze Artilleriematerial. Der Rest der Serben ging über die Donau zurück. Der Rückzug kostete Hunderten das Leben. Ein Monitor beschoß die Fliehenden und demontierte die serbischen Batteriestellungen gegenüber Pancsova. Die in Pancsova eingedrungenen Serben konnten nur zum Teil den Rückzug bewerkstelligen. Die Mehrzahl fand den Tod."

Auch Semlin, die Nachbarstadt Belgrads, war zweieinhalb Tage lang in den Händen der Serben. Die Einwohner merkten schon am Tage zuvor, daß die Serben einen Ausflug nach dem andern Ufer planten; viele verließen infolgedessen Semlin mit Sack und Pack. Der Übergang der Serben erfolgte auf einer Pontonbrücke. Die österreichisch-ungarischen Monitore befanden sich in gedeckter Stellung

Phot. Ed. Frankl.

Ein Zug gefangener Serben.

und ließen die Serben vorläufig ruhig gewähren, da es sich darum handelte, diese in möglichst großer Zahl in die Hand zu bekommen. Zum Bürgermeister wurde ein serbischer Apotheker gemacht, der auch die serbische Zeitung, die in der Eile hergestellt wurde, in den Straßen verkaufen ließ. Die serbischen Soldaten interessierten sich jedoch ebensowenig dafür wie die Bürgerschaft von Semlin. An seinem Amtsgebäude wurden sofort serbische Inschriften angebracht, die Straßen wurden neu benannt und mit Tafeln geschmückt, auf denen man, allerdings nur mit Kreide, die neuen serbischen Straßennamen verzeichnet hatte. So war natürlich vor allem die Hauptstraße in „Peter Kral Ulice" (König Peterstraße) umgetauft worden. Die elektrische Beleuchtung, die seit Wochen nicht mehr angezündet worden war, um serbischen Spähern des südlichen Saveufers keine Anhaltspunkte zu geben,

wurde von den Serben wieder in Betrieb gesetzt, war doch Semlin mit großem Pomp als Vorstadt Belgrads verkündigt worden. Man umschmeichelte die Bevölkerung und versprach ihr, sie würde es unter der neuen serbischen Herrschaft sehr gut, viel besser als unter dem Zepter Franz Josephs haben, und tat überhaupt alles, um sich ins beste Licht zu setzen. Die im serbischen Volkscharakter liegende Prahlsucht schillerte in allen Farben; so erklärte ein serbischer Offizier hochtrabend: „Wir werden in Semlin das Frühstück einnehmen, in Peterwardein zu Mittag essen und uns in Pest das Nachtmahl gut schmecken lassen.“ Österreichisches Geld wurde als wertlos erklärt und nur serbisches als „gangbare Münze“ angenommen. Was die Serben sehr lockte, war die Wäsche in den Spitälern,

Ein verlassenes, befestigtes serbisches Feldlager.

waren Lebensmittel, besonders Mehl, Wein und Schnaps, Vieh und Pferde. Hier konnten sie nicht widerstehen, aber sonst wurde, wie anerkannt werden muß, kein Akt der Plünderung oder Gewalttätigkeit verübt. Man tat alles, um sich von der besten Seite zu zeigen.

Die serbische Herrschaft in Semlin dauerte aber nur vom 12. bis 14. September. Auf einmal ertönte der Ruf: „Die Magyaren kommen!“ und fluchtartig verließen die serbischen Truppen die neue Vorstadt von Belgrad. Die Offiziere flüchteten als die ersten über die Pontonbrücke, ohne sich um ihre Sachen im Hotel Zentral, wo sie Quartier genommen hatten, zu kümmern, noch die nicht geringe Zeche zu bezahlen. Während der Flucht über die Brücke wurden die Serben von den Monitoren unter

Feuer genommen, die ein wahres Blutbad unter ihnen anrichteten. Viele stürzten in die Fluten der Save, da die Brücke einbrach. Nur serbische Komitatschis und kleinere Abteilungen Infanterie blieben auf der sogenannten Zigeunerinsel zurück, mußten aber später auch den Angriffen der österreichisch-ungarischen Soldaten mit blutigen Köpfen weichen. Am 16. September 1914 konnte amtlich gemeldet werden:

Die über die Save eingebrochenen Serben wurden überall zurückgeschlagen. Syrmien und Banat sind daher vom Feinde vollständig frei.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Ein weiterer amtlicher Bericht sah sich veranlaßt, die pomphaften serbischen Siegesmeldungen Lügen zu strafen. In Wahrheit hatte die den Eindruck planloser Verzettelung machende Offensive der Serben diesen nur ungeheure Verluste eingetragen.

Wie von einem schweren Druck befreit, atmete ganz Kroatien und Slawonien wieder auf. Am glücklichsten waren die deutschen Bewohner Syrmiens, die in das benachbarte Viroviticaer Komitat geflüchtet waren. Viele ihrer Heimstätten wurden allerdings vom Feinde vernichtet. Die einwöchige Serbenherrschaft hatte genügt, um auch bei der kleinen Gruppe, die mit Belgrad liebäugelte, die Lust an serbischer Propaganda zu vertreiben.

Der montenegrinisch-serbische Vorstoß nach Bosnien und seine Abwehr.

Während die Österreicher gegen Mitte September 1914 zur zweiten Offensive gegen Serbien ansetzten, blieben an der bosnischen Südostgrenze nur ganz geringe Kräfte des österreichisch-ungarischen Grenzschutzes zurück. Diesen Umstand benützten die Montenegriner und Serben zu einem gemeinsamen Einfall in Ostbosnien. Zwei montenegrinische Brigaden, Kerntruppen der montenegrinischen Streitmacht, sowie mehrere starke Freischärlerbanden drangen über Foca ins Land ein, wobei sie in den Dörfern, durch die sie kamen, kräftig plünderten und alles, was irgend wertvoll erschien, mitnahmen. Die Montenegriner schlossen sich an serbische Streitkräfte an, die sich Visegrads an der Donau bemächtigt hatten und von da gegen Serajewo marschierten. Die Hauptstadt Bosniens erschien bereits ernstlich bedroht, als schnell versammelte österreichisch-ungarische Truppen eingriffen und die Vertreibung des Feindes in Angriff nahmen.

Erst wurden die Montenegriner bei Foca, einem malerisch in einem Bergkessel gelegenen Städtchen, von Generalmajor von Pongracz gründlich aufs Haupt geschlagen. Sie hatten sich dort in einer strategisch günstigen Höhenstellung fest-

gesetzt und verschanzt. Eine überaus wirksame Beschießung durch Artillerie erschütterte jedoch ihre Widerstandskraft derart, daß sie einem Infanterieangriff mit gefälltem Bajonett nicht mehr standhielten, sondern in vollständiger Auflösung und unter großen Verlusten wieder über die Grenze zurückfluteten. Über tausend Stück Vieh, die sie aus Bosnien mit sich nehmen wollten, wurden ihnen dabei wieder abgenommen. Die amtlichen Meldungen besagten über diesen ersten Teil des Säuberungswerkes:

28. September 1914. Die Nachrichten über einen serbisch-montenegrinischen Vorstoß nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das von den österreichisch-ungarischen Truppen nahezu vollkommen entblößte Gebiet an der Sandschakgrenze hervorgerufen worden. Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

2. Oktober 1914. Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Irregulären beunruhigten Gegend Bosniens wurde energisch begonnen. Hierbei wurde gestern ein ganzes serbisches Bataillon entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt. Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuerlicher Beweis für die lebhafte serbische Phantasie. Diese Division befindet sich, wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten, in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat ebenso wie bei Visegrad auch an den Kämpfen in der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen.

4. Oktober 1914. Die im östlichen Bosnien eingebrochenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu entsenden. Die erste dort eingeleitete Aktion hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuska", unter dem Kommando des Generals Vucovitz, und die „Zetska" unter dem General Rajewitz, wurden nach zweitägigen blutigen Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzug über die Landesgrenze. Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefangene eigener vorgeschickter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in bestialisch verstümmeltem Zustande aufgefunden.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Nach den Montenegrinern kamen die serbischen Einfallstruppen an die Reihe. Am schwierigsten gestaltete sich die Vertreibung der feindlichen Gruppe, die sich auf der Romanja Planina, den Höhen östlich von Serajewo, eingenistet hatte. In mehrtägigen blutigen Kämpfen, erschwert durch die schlechten Geländeverhältnisse, andauernden Regen und mangelhafte Zufuhr, wurde der Feind gegen die Grenze zurückgeworfen. Er ließ insgesamt 7 Offiziere und 647 Mann, 5 Geschütze, 3 Munitionswagen, 2 Maschinengewehre und viel Munition und Kriegsmaterial als Beute in den Händen der Österreicher. Die amtlichen Berichte darüber lauten:

8. Oktober 1914. Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem bereits gemeldeten, gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Visegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte. Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenitza gegen Bajna-Basta bereits über die Drina zurückgeworfen worden, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja-Planina vorgegangene Hauptkraft unter dem Kommando des gewesenen Kriegsministers, Generals Mylos Bozanovic, wurde von eigenen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme. Ein Bataillon

Serbische Artillerie in Gefechtsstellung.

des 11. serbischen Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangengenommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert.

19. Oktober 1914. Auf der Romanja Planina setzt die von den Serben angeblich geschlagene Division die Säuberungsarbeit fort. Teile derselben haben am 12. und 13. Oktober in heldenmütigen Kämpfen drei bis vier serbische Bataillone zersprengt und zahlreiche in den Wäldern herumirrende Soldaten und Offiziere gefangengenommen. Potiorek, Feldzeugmeister.

Noch einmal stellten sich die serbisch-montenegrinischen Kräfte ausgangs Oktober 1914 in der Nähe der Grenze, wo sie bei Rogatitza und Visegrad abermals geschlagen wurden und Ostbosnien bis zur Drina räumen mußten. Amtlich wurde gemeldet:

23. Oktober 1914. Die starken serbischen und montenegrinischen Kräfte, die seinerzeit über die von Truppen entblößte Südostgrenze Bosniens eingedrungen sind und die einheimische mosleminische Bevölkerung auch mit einer zügellosen Horde von plündernden und mordenden Freischaren heimgesucht haben, wurden am 23. Oktober nach dreitägigen erbitterten Kämpfen im Raume beiderseits der Straße Mokro-Rogatitza geschlagen und zu eiligem Abzug gezwungen.

26. Oktober 1914. Die Operationen zur Säuberung des bosnischen Gebietes machten weitere erfreuliche Fortschritte. Der bei Velika-Brod und Bratschevitsch westlich von Visegrad eingeholte und gestellte Gegner wurde am 24. Oktober angegriffen und nach Visegrad zurückgeworfen. Unsere verfolgenden Truppen erreichten gestern die Drina bei Visegrad, Megjepa, Gorazda und westlich davon. Somit ist Ostbosnien bis zur Drina vom Gegner vollständig gesäubert. Bei dieser Aktion erbeuteten wir zwei Geschütze und eine große Menge Infanterie- und insbesondere Artilleriemunition. Die montenegrinischen Abteilungen haben sich von den Serben getrennt und ziehen sich südwestlich zurück.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Daß man diese bereits erschütterte feindliche Heeresgruppe nicht vollends zur Auflösung brachte, sondern ihr erlaubte, sich in der Gegend von Visegrad festzusetzen, diese Vernachlässigung sollte sich später bitter rächen und war mit der Grund für das Mißlingen der zweiten österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien.

Die zweite Offensive Potioreks gegen Serbien. — Der Vorstoß über die Drina und die Kämpfe vor Krupanj.

Anfangs September 1914 hielt das Oberkommando der gegen Serbien versammelten österreichisch-ungarischen Truppenmacht die Zeit zum Wiederbeginn der Offensive für gekommen, unbekümmert um die Einfälle schwächerer feindlicher Streitkräfte im südlichen Bosnien und um den nie ganz aufhörenden Kleinkrieg an der herzegowinisch-montenegrinischen Grenze. Der Einbruch sollte wiederum in der von der Drina und Save begrenzten Nordwestecke Serbiens vor sich gehen. Der Angriff wurde zunächst von Westen über den Unterlauf der Drina vorgetragen. An zwei Stellen, bei Zwornik und bei Bjelina erfolgte am 8. September 1914 der Übergang über den Fluß, den ein österreichisch-ungarischer Offizier, der sich bei der nördlichen der beiden Gruppen befand, folgendermaßen schildert:

„Am Dienstag, ½3 Uhr früh, überschritten unsere Truppen, gedeckt von dichtem Nebel in den Niederungen der Drina, den Fluß und nahmen den serbischen Einfallsort nach heftigem und für den Gegner sehr verlustreichem Kampf. Am nächsten Morgen setzten unsere Abteilungen den Vormarsch ins Innere Serbiens fort. Bei schönem und nicht zu heißem Wetter marschierten wir zwei Tage, ohne zunächst auf stärkeren Widerstand zu stoßen. Da wir befürchten mußten, daß die Serben die Wege mit Flatterminen gesichert hätten, ließen wir zwei Herden vor unseren Kolonnen hertreiben.

Feuernde österreichisch-ungarische Gebirgshaubitzenbatterie im Bergland von Serbien.
Nach einer Originalzeichnung von Karl Pippich.

Diese Vorsicht erwies sich aber als unnötig. Die Serben, die von uns geworfen worden waren, hatten sich bis zu einer südwestlich gelegenen Stellung zurückgezogen, um hier, gut verschanzt, sich uns entgegenzustellen, scheinbar in der Absicht, unsere Vereinigung mit unserer zweiten Gruppe, die über K. operierte, zu verhindern. Der serbische Plan mißlang vollständig. Unsere brillante Artillerie hatte es den Serben wie immer unmöglich gemacht, ihre Stellungen längere Zeit zu behaupten. Als unsere braven Leute hierauf die Serben unter Eljen- und Zivio-Rufen mit dem Bajonett angingen, flohen sie panikartig. Die Ortschaften, die die Serben als Stützpunkte benützt hatten, standen teilweise in Flammen, als wir einmarschierten. Inzwischen hatte unsere zweite Gruppe

Einquartierung von Bosniaken der österreichisch-ungarischen Armee in einem serbischen Dorfe.

einen scharfen Kampf mit serbischen Truppen, die vom Prinzen Georg geführt worden sein sollen. Auch dort wurden die Serben vollständig geschlagen und das fünfte serbische Infanterieregiment ganz aufgerieben. Man erzählt, daß Prinz Georg beinahe gefangen worden wäre, als die Unsrigen den Sturm auf die feindlichen Stellungen unternahmen und den Gegner in die Flucht trieben. Unterdessen nahmen wir mit unserer zweiten Gruppe Fühlung und setzten den Vormarsch unter kleinen Kämpfen fort. Wir sind heute den sechsten Tag in Serbien, treiben den Feind vor uns her und haben viele Gefangene gemacht, die sich größtenteils in jämmerlichem Zustand befinden. Bei uns ist die Stimmung ausgezeichnet. Wir haben wenig Verluste. Der Gesundheitszustand der Truppen ist vorzüglich."

Vor Krupanj stieß das Vorrücken der Österreicher auf zähen Widerstand der Serben, welche die stark bewaldeten, bis zu 900 Meter ansteigenden Höhen nordwestlich dieses Bergstädtchens, die sogenannte Boranja Planina, zu mächtigen Befestigungen umgeschaffen hatten, teilweise unter Verwendung von Beton. In diesem unwegsamen und unübersichtlichen Gelände war nur ein vorsichtiges, methodisches Vordringen möglich. Nach vierzehntägigem heißem Ringen konnte der amtliche Bericht am 23. September 1914 endlich die Eroberung dieser wichtigen Höhenstellungen melden:

In Serbien ringen unsere Balkanstreitkräfte mit großer Zähigkeit um den Erfolg. Soeben angelangte Nachrichten lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich von Krupanj (Jogodajah, Biljeg, Crni, Vrh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, sämtlich in unserem Besitz sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

General Putnik, Chef des serbischen Generalstabs und militärischer Berater des serbischen Oberbefehlshabers, Kronprinzen Alexander von Serbien.

Als sich der Vorstoß der serbisch-montenegrinischen Truppen in Bosnien als ernsthafter erwies, mußten zu ihrer Vertreibung beträchtliche Streitkräfte von der Drinaarmee abgezogen werden. Den auf der Boranja Planina verbliebenen verhältnismäßig schwachen Kräften fiel während dieser Säuberungsaktion eine rein defensive Aufgabe zu. Eine amtliche Meldung vom 29. September gab die vorläufige Einstellung der weiteren Offensive bekannt:

Am 28. September ist nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während welcher unsere Truppen die Drina und Save neuerdings überschritten haben, auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze eine kurze Operationspause eingetreten. Unsere Truppen stehen insgesamt auf serbischem Territorium und behaupten sich vorerst in den blutig errungenen Stellungen gegen unausgesetzte hartnäckige Angriffe. Sie enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt 14 Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Überläufer.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Die Kämpfe in der Macva und die Eroberung von Sabac.

Nach der Vernichtung der Timokdivision stießen österreichisch-ungarische Truppen auch über die Save vor. Die Hauptaufgabe dieser Heeresgruppe war, durch die Macvaebene nach Südosten vorzustoßen, um in konzentrischem Zusammenwirken mit der Drinaarmee den Feind in seiner Hauptstellung bei Valjevo im oberen Tal des Kolubaraflusses zu fassen. Eine Abzweigung der Savearmee war dazu bestimmt, die serbischen Stellungen am rechten Saveufer flußabwärts aufzurollen, Obrenovac und weiterhin Belgrad zu nehmen, um dann von dieser neugewonnenen Basis aus nach Süden ins Innere Serbiens vorzudringen.

Die Verteidigung der Savelinie und der Macva lag in den Händen des serbischen Generals Stepa Stepanovic, dem etwa 60000 Mann unterstanden. Bei Raca, unweit der Drinamündung, erzwangen sich die Österreicher unter dem serbischen Feuer den ersten Übergang über die Save auf zwei Kriegsbrücken. Unweit der Übergangsstelle hatten sich die Serben in einer Schleife des Flusses, der sogenannten Parasnitscha, eingenistet. Die Halbinsel war zu einer gewaltigen Erdburg ausgestaltet worden und mußte um jeden Preis rasch genommen werden. Die schwere Artillerie der Österreicher bereitete den Sturm vom ungarischen Ufer aus durch ein überwältigendes Feuer auf die serbischen Stellungen vor, dann setzte, unterstützt von den Monitoren, welche die serbischen Uferschanzen bestrichen, das Infanterieregiment Herzog Albrecht von Württemberg Nr. 73 zu überraschendem Angriff an und entriß dem Feind die Stellung in unaufhaltsamem Anlauf, der die braven Egerländer noch einen Kilometer landeinwärts führte, zu ihrem Glück, denn die serbische Artillerie bedachte die verlorenen Stellungen sofort mit einem wahren Geschoßregen. — Nicht minder schwierig gestaltete sich der Übergang weiter östlich bei Mitrowitza, wo kroatischer Landsturm hervorragende Arbeit verrichtete.

Nach der Erzwingung und Sicherung des Flußübergangs begannen mit dem Eindringen in die Macva erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Die versumpfte, von vielen Wasseradern durchzogene Macvaebene mit ihren meist über mannshohen Maispflanzungen und ihren undurchdringlichen Schilf- und Rohrwäldern, in denen der grünlichgelb gekleidete Serbe fast unsichtbar ist, bildet an sich schon für den Vormarsch größerer geschlossener Truppenmassen, die auf die wenigen schmalen Damm- und Knüppelstraßen angewiesen sind, ein bedeutendes Hindernis. Zudem hatten die Serben es meisterhaft verstanden, das ganze Gebiet in eine einzige Befestigungsanlage zu verwandeln. Kein Dorf und Gehöft, dessen bunt angestrichene Gebäude nicht zur Verteidigung eingerichtet worden wären. Die Straßen waren durch Verhaue und Quergräben gesperrt, ihre Böschungen von Schanzen durchzogen, und wo immer der Sumpf ein Stück festen Bodens freigab, da waren

Erdbefestigungen mit tiefen Gräben und Unterständen angelegt worden, so meisterhaft versteckt, daß sie erst auf kürzeste Entfernung zu entdecken waren. Ein Kriegsberichterstatter schildert in der „Frankfurter Zeitung" die serbischen Befestigungsanlagen in der Macva wie folgt:

„Eine halbunterirdische kleine Stadt ist vor dem Dorf entstanden. Niedere Hütten, in die man nur kriechend gelangen kann, stehen dicht gedrängt innerhalb eines Erdwalles, der mit Binsen und Reisig belegt und darum fast unsichtbar ist. So einfach der etwa mannshohe Wall um die Erdstadt von außen schien, so kunstvoll war die Innenseite. Sie war hohl, barg wohlgefüllte, weiche Heulager, von denen kleine Schießscharten bequeme Bestreichung des Vorfeldes gestatteten. Kleine Tischchen aus Brettern waren meist neben der Türe, die sauber gearbeitet mit Stricken in ihren Rahmen hing. So konnten Hunderte von Soldaten rings um den Wall in ihm wohnen und ihn verteidigen. Die Decke war schrapnellsicher, der Wall stark genug gegen Granatfeuer. Dicke Querbauten, gleichfalls bewohnbar, zogen strahlenförmig ins Innere, das Werk vor Flanken- oder Rückenfeuer zu schützen. Ein niederes Blockhaus in der Mitte des Innenraumes war für den Kommandanten, Möbel aus dem nächsten Dorfe standen darin. Ein seichtes, kreisrundes Loch, von einem musterhaft geflochtenen niedrigen Weidenzaun umgeben, war der Brunnen, in dem sich reichlich das Grundwasser dieser stark versumpften Gegend sammelte. Auf der anderen Straßenseite war eine ähnliche Siedelung, einige Schritte nach vorwärts wieder zwei, so daß ein kleines Festungsviereck, nach allen Seiten gleich wohl zu verteidigen, gebildet war, das die Straße nach jeder Richtung hin sperrte."

Kein Wunder, daß die Kämpfe in diesem vom Spaten durchwühlten Gebiet den Charakter des Stellungskrieges annahmen. Von den Schwierigkeiten dieses langwierigen und mühseligen Maulwurfskrieges in der Macva entwirft Siegfried Geyer in der „Frankfurter Zeitung" folgendes Bild:

„Unglaublich, wie sie seit Wochen gelebt haben, unsichtbar, in ihre Heimaterde vergraben. Mit Kolben und Bajonett mußten die österreichischen Soldaten sie ihr entreißen. Wie Spaten arbeiteten die stählernen Bajonette im serbischen Boden, wühlten Soldaten aus, als grüben sie nach Wurzeln, die so weit verästelt sind, daß ihr Ende nicht abzusehen ist. Hinter der ersten Erdschicht Soldaten die zweite, dann die dritte, eine vierte mitunter. Wenn man das nicht gesehen hat, zweifelt man an der Wahrheit. Bauernhaus und Schützengraben laufen nicht selten ineinander. Rückwärts im Garten oder vorne an der Haustüre ist mannshoch ein Gang gegraben, der bis nach vorne führt in die eigentlichen Stellungen. Wenn der Soldat etwas braucht, geht er ins Haus. Frauen und Kinder gehen so in die Schützengräben, nach den Männern zu sehen. Hat irgendwo eine Granate ein Halbdutzend der Erde entrissen, nehmen Frauen, Kinder die Gewehre. Man fand sie oft neben den Männern tot und ihre Gesichter vom Haß gegen den Feind verzerrt, der noch die letzte Sekunde ihres Lebens durchglühte. Ein Leutnant sagte mir fast schwärmerisch: ‚Ich hab' die Serben gern. Sie sind tapfer. Wir kämpfen gegen die Tücken ihres Geländes, gegen die Geheimnisse ihres Bodens, aus dem sich plötzlich Gewehre recken. Aber dann kommt wieder der Augenblick, wo ich dem einzelnen gegenüber bin, dem Mann und seinem Haß. Hier stellen sie sich. Hier ist auch der Säbel wieder was wert. In Galizien war er nutzlos.'

Und dann erzählte er mir von den serbischen Maulwürfen, von den Erdhügeln an der Save, die plötzlich feuerspeien: ‚Schließlich muß man's doch mit dem Bajonett machen, die Kerle sind sonst nicht herauszubringen! Aber denken Sie, das war merkwürdig. Ich habe in meiner Kompagnie lauter bessere Leute, Beamte, Lehrer, Kaufleute. Sie schossen wie die Teufel und stürmten wie die Höllenhunde. Als sie das erstemal vor die Maulwurfslöcher kamen, wo die Region des Bajonetts beginnt, wollte anfangs keiner zustoßen. Schießen, das schien ihnen eine selbstverständliche Art, Menschen unschädlich zu machen. Vor dem ersten Bajonettstich graute den meisten. Erst als ein Serbe mit dem Kolben einen Reichenberger Studenten niederschlug, war der Bann gebrochen. Ein Schützengraben wurde so zum Grab von hundertvierzig Serben. Wir haben gleich Erde draufgeschüttet und Kreuze gepflanzt.'"

Kriegsbrücke über die Save in der Gegend von Sabac.

Viele Wochen lang wogte der Kampf um den Schlüssel der ganzen Macva, die große Dammstraße, die eine ganze Strecke längs der Save läuft und dann ins Innere der Macva einbiegt. Da der Sumpf keine Annäherung von den Seiten gestattete, mußte die Straße, zu deren beiden Seiten der Feind in vortrefflichen Deckungen lauerte, Schritt für Schritt in unmittelbarem Nahkampf erobert werden. Am Tage war infolge des mörderischen Feuers kein Vorwärtskommen möglich, im Dunkel der Nacht mußten sich die Angreifer allmählich mit dem Spaten heranarbeiten, bis der Kampf von Bajonett zu Bajonett anhub und mit schweren Opfern wieder ein kleiner Fortschritt erzielt wurde.

Lange Gräberreihen begleiten die Bahn des österreichischen Siegeszuges. Freund und Feind ruhen darin aus von ihrem blutigen Handwerk. Siegfried Geyer schildert sie in der „Frankfurter Zeitung" folgendermaßen:

„Überall in der Macva sind sie verstreut. Erdhügel, Kreuze, Feldblumen, Waffen schmücken sie. Oft begraben unsere Soldaten Feinde, aber auch Serben begraben Österreicher und Ungarn. Da schweigt der Haß, mit sanfter Hand schreibt menschliche Liebe die Grabschrift. ‚Hier ruht in Gott ein ungarischer Soldat,‘ steht auf einem Hügel. An der Drinamündung, wo der ungarische und kroatische Landsturm dreimal herüberbrach, bevor es gelang, die Stelle den Serben zu entreißen, in jenem Winkel, wo Serbisch-, Bosnisch- und Kroatisch-Raca, drei Orte, drei Nationalitäten, eng beieinander liegen, reiht sich Grab an Grab. Unsere Sappeure liegen da, unsere Honveds, die Sappeure, die den Übergang vorbereiteten, die Brücken schlugen, die Honveds, die über sie in Feindesland gingen. Und neben diesen Gräbern gleich die der Serben. Von den Grabinschriften läßt sich ein Bild des Kampfes lesen, der hier tobte. Gewehre sind kreuzweise in die Erde getrieben, Mützen drüber, so sind die Kroaten begraben. Über die Hügel der Pioniere sind Spaten trauernd gesenkt. Auf die Gräber der Serben

Phot. Kilophot, Wien.

Österreichisch-ungarische Soldatengräber in der Macva.

haben die österreichischen Soldaten die langen Granathülsen der 15-cm-Geschütze von den Donaumonitoren gesetzt. Holzkreuze sind da aus dünnen Weiden, Kreuze aus Eichenholz geschnitten mit Ansätzen zu Schnitzereien; über einem Grab liegt nichts als die schirmlose Serbenmütze, und links gegen den Fluß zu unter Bäumen ruht ein Sappeuroffizier. Sein Grab ist mit Stacheldraht umspannt. Ganz nahe am Fluß zieht sich ein hohes, weites Grab mit vielen Kreuzen, kreuz und quer in die Erde gesteckt. Serben liegen hier, von Serben begraben. Sie hatten scheinbar keine Zeit, die Leichen in die Erde zu betten, und so warfen sie Erde auf sie, deckten sie so zu. Zwischen Astern lag ein Holzschuh auf dem Hügel. Und so von Grab zu Grab seltsamer Schmuck, schnellbefestigte Zeichen der Pietät.“

Die langwierigen Kämpfe in der Macva haben die Ansichten über das serbische Heer und seine Kampfweise in vielfacher Hinsicht geändert. Wirklichen Kennern war es seit den Balkankriegen freilich kein Geheimnis, daß der Serbe einen durchaus ernst zu nehmenden Gegner darstellt. Der serbische Soldat, von

Haus aus Bauer, ist abgehärtet und unempfindlich gegen Kälte und Nässe, dabei unendlich bedürfnislos. Einige rohe Maiskolben genügen ihm im Notfalle als Nahrung. Jeder einzelne Serbe ist von einer geradezu fanatischen Vaterlandsliebe beseelt, die ihn zu einem tapferen, verbissenen Gegner macht. Die praktische Kriegserfahrung zweier blutiger Feldzüge hat die Serben eine vortreffliche Ausnützung des Geländes gelehrt. In der Anlage und im Gebrauch feldmäßiger Deckungen erwies sich die serbische Infanterie als ungemein geschickt. Charakteristisch ist die Anlage mehrerer befestigter Stellungen hintereinander, wobei die wichtigste möglichst etagenförmig angeordnet wird. Die tiefen und steilen Deckungen, die zudem meist vortrefflich maskiert sind, erschweren zwar ungemein das Erkennen und Erfassen der serbischen Stellungen, anderseits verführen sie die serbischen Schützen dazu, ungenau zu zielen; so kommt es, daß das serbische Gewehrfeuer meist zu hoch geht. Wirkungsvoller ist das Feuer der Maschinengewehre, mit denen die Serben aber nicht so stark ausgerüstet sind wie die Österreicher. Im Ausharren in ihren Stellungen erwies sich die serbische Infanterie als äußerst zäh; da sie keine Reserven bereitstellen, ziehen sie sich, wenn eine Stellung unhaltbar geworden ist, langsam in die rückwärtigen Deckungen zurück. Den Sturm mit dem Bajonett warteten sie jedoch vielfach nicht ab; wo es aber zum Handgemenge kam, da artete es zu einem Gemetzel aus. Das Hauptkampfmittel der Serben im Nahkampf ist die Handbombe, mit der sie ausgezeichnet umzugehen wissen. Sie gebrauchen sie sowohl im Angriff wie in der Verteidigung. In diesem Zusammenhang sei ein seltsames Vorkommnis erwähnt, das sich bei einem Angriff serbischer Infanterie auf Teile des Olmützer Regiments zutrug. In den vordersten Reihen der Anstürmenden sah man einen jungen Infanterieoffizier, der, ungeachtet des heftigen Feuers, Sturm lief. In seiner Rechten hielt er eine Handgranate, um sie knapp vor Einbruch in die österreichischen Stellungen zu gebrauchen. Dieser serbische Offizier wurde von einem Hauptmann des angegriffenen Regiments unter Feuer genommen. Plötzlich erfolgte vor der Front der Serben eine Explosion, und man sah, wie der junge Leutnant in Stücke zerrissen wurde; der Hauptmann hatte zufällig die Bombe in der Hand des Serben getroffen.

Im Kleinkrieg, in den sich bei dem zerrissenen Gelände die Kämpfe vielfach auflösten, erwies sich der Serbe als äußerst listenreich und verschlagen, aber auch als heimtückisch und wenig ritterlich. Es kam vor, daß die Serben in den Uniformen der gefallenen Österreicher die gegnerischen Gräben zu überraschen suchten, oder daß sie weiße Fahnen schwenkten, als wollten sie sich ergeben, und dann beim Herankommen der Österreicher ein mörderisches Salvenfeuer abgaben. Oder ahmten sie die Kommandos und Signale der Österreicher nach, um diese irrezuführen. Um die südslavischen österreichischen Regimenter in ihrer Treue wankend zu machen, stimmten die Serben bisweilen die kroatische Hymne an oder schwenkten die kroatische Fahne. Ein wohlgezieltes Feuer war die Antwort. Ein häufig be-

obachteter Trick, der meist von Komitatschis angewandt wurde, bestand darin, daß diese in den Baumwipfeln Puppen zur Täuschung des Feindes anbrachten, während sie selbst aus dem Innern hohler Bäume feuerten. Die Kampferbitterung riß die serbischen Truppen vielfach zu wahnwitzigen Unmenschlichkeiten hin. Die Mehrzahl der festgestellten Grausamkeiten fällt jedoch den serbischen Fußkosaken, den Komitatschis, sowie der Bevölkerung zur Last. Man hat beobachtet, daß Weiber und selbst Kinder in der Schwarmlinie der Serben kämpften. Häufig kamen heimtückische Überfälle durch Ortsbewohner vor. Gegen diese Vorkommnisse sind selbstverständlich die schärfsten Mittel ergriffen worden. In der Macva floh übrigens die Bevölkerung fast ausnahmslos mit den zurückweichenden serbischen Regimentern nach Süden ins Bergland. Die Österreicher fanden nur verödete Dörfer vor, die zudem vielfach vom serbischen Militär ausgeplündert und niedergebrannt waren. Nachweisbar verwendeten die Serben auch Dumdumgeschosse, die sich unter den französischen Munitionslieferungen befanden.

Ein besonderes Lob verdient die serbische Artillerie, die mit großer Sicherheit wirksam ist, ohne daß es möglich wäre, rasch ihre Stellungen zu erkunden, wodurch ihre Bekämpfung sehr schwierig wird. Es kommt dies nicht nur daher, daß die Geschütze in guten, verdeckten Stellungen stehen, die serbische Artillerie kennt auch kein Schema und verwendet ihr Geschütz nach Burenart zugweise und sogar einzeln. Dabei wechselt sie häufig die Stellung. Es ist daher notwendig, ständig Flieger zur Aufklärung zu verwenden, aber selbst dieses Mittel verfängt nicht immer. In einem Gefecht litt z. B. die österreichische Infanterie stark durch das Feuer zweier serbischen Geschütze, obgleich diese unaufhörlich von der österreichischen Artillerie beschossen wurden. Die österreichischen Artillerieoffiziere waren sich bald klar, daß sie ihren Gegner nicht unter wirksamem Feuer hatten; man hörte das Abgeben der feindlichen Schüsse, vermutete die Richtung, konnte aber die Stellung selber nicht auffinden. So ging es den ganzen Tag über, die österreichischen Artilleristen waren wütend. Ein ausgesandter Flieger konnte gleichfalls nichts feststellen. Erst Tags darauf löste sich das Rätsel, als die feindliche Stellung genommen war. Die Serben hatten ihre beiden Geschütze in ein Haus hineingestellt gehabt und durch die Fenster hinaus gefeuert.

Bei einem solchen Erkundungsflug in der Macva wurde der bekannte österreichische Feldpilot Oberleutnant Sanchez von einem feindlichen Geschoß, welches auch seinen Beobachter verletzte, schwer verwundet. Trotz furchtbarer Schmerzen vermochte der wackere Pilot mit Aufbietung seiner letzten Kräfte seinen Apparat noch auf den etwa 70 Kilometer entfernten Flugplatz zu steuern und dort glatt zu landen. Bald darauf erlag er seinen Wunden. Vor seinem Tod erhielt er noch das ihm von seinem Kaiser telegraphisch verliehene Militärverdienstkreuz.

Erst Ende Oktober 1914 gelang es den Österreichern nach wochenlangem, verlustreichem Ringen, durchschlagende Erfolge in der Macva zu erzielen. Am 28. Oktober meldete Potiorek:

Am 27. Oktober wurden der Ort Ravnje und stark befestigte feindliche Stellungen an der Dammstraße nördlich Crna-Bara in der Macva nach tapferer feindlicher Gegenwehr von unseren Truppen erstürmt, hierbei 4 Geschütze, 8 Maschinengewehre erobert, 5 Offiziere, 500 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Nachdem einmal der schwierige Anfang gemacht war, kam die überlegenheit der Österreicher immer mehr zur Geltung. Es ging nun Schlag auf Schlag vorwärts. Schon der Bericht vom 31. Oktober konnte wieder beträchtliche Fortschritte melden:

Ungarische Husaren in Sturm und Regen in Serbien.

Die Erfolge unserer Truppen, die bei ihrem seinerzeitigen Einbruche in die Macva dort auf starke mit Drahthindernissen geschützte Befestigungen stießen und in diese erst vor zwei Tagen nach langen schwierigen Kämpfen bei Ravnje eine Bresche schlagen konnten, haben heute eine bemerkenswerte Fortsetzung erfahren. Trotz verzweifelter Gegenwehr der Serben und ungeachtet der schwierigen Passierbarkeit der zum Teil sumpfigen Macva drangen heute unsere sämtlichen über die Save und Drina vorgegangenen Truppen in breiter Front weiter vor und nahmen die Orte Crna-Bara, Banovo-Polje, Radenkovic, Glusci und Tabanovic.

In der Nacht vom 1. auf 2. November 1914 wurde auch Sabac, das schon bei der ersten Offensive eine bedeutende Rolle gespielt hatte, zum zweiten Male

erstürmt. Die meisten Häuser, welche die früheren Kämpfe überdauert hatten, gingen in Flammen auf, auch die Kirche wurde in Trümmer geschossen. In den Gassen lagen gefallene Serben zuhauf. Potioreks Meldung darüber vom 2. November lautete:

Unsere Offensive durch die Macva schreitet siegreich vorwärts. Aus seinen befestigten Stellungen vertrieben, hat der Gegner bisher nur wenig Widerstand geleistet; nur an der Nordlisiere von Sabac mußten stark

Phot. Kilophot, Wien.

Unterkunftshütten der österreichisch-ungarischen Armee auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

verschanzte Positionen im Sturmangriffe genommen werden. Auch Sabac selbst wurde heute nacht erstürmt.

Unsere durch die Macva vorgerückten Kolonnen haben die Bahnlinie Sabac-Lesnica bereits überschritten. Kavallerie ist am Feinde und hat auch Gefangene gemacht.

Von größter Bedeutung war, daß durch die Beherrschung der Bahnlinie und Straße Sabac—Lesnica die Verbindung mit der Drinaarmee vollständig wurde,

was ein einheitliches Vorgehen wesentlich erleichterte. Die Folge war, daß die Serben gezwungen waren, sich eilends vollends aus der Macva in das im Süden angrenzende Gebirgsland der Podgorina zurückzuziehen. Damit war das erste Ziel der Österreicher erreicht. Der amtliche Bericht vom 3. November 1914 gab folgende abschließende Darstellung dieses ersten Kampfabschnittes:

Erst jetzt lassen sich die in der Macva errungenen Erfolge voll überblicken. Die dort stehende zweite serbische Armee unter General Stepa Stepanovic mit vier bis fünf Divisionen konnte sich nur durch einen übereiligen Rückzug, bei dem sie Vorräte aller Art und Trains im Stiche lassen mußte und zahlreiche Gefangene verlor, aus der bedrohlichen Lage retten. Der Feind ist, ohne in den vorbereiteten rückwärtigen Stellungen neuerdings Widerstand zu leisten, in einem Zuge bis in das Hügelland südlich von Sabac zurückgewichen und hat nur bei Sabac, das in der Nacht vom 1. auf den 2. November von unsern tapferen Truppen erstürmt wurde, hartnäckigen, aber vergeblichen Widerstand geleistet.

Die Einnahme von Krupanj und Valjevo.

Nach der Vertreibung der Serben aus der Macva nahm die serbische Heeresleitung im Raume von Krupanj eine Neuversammlung ihrer gesamten zwischen Drina und Save kämpfenden Streitkräfte vor, um in gedrängterer Aufstellung nochmals den Widerstand gegenüber den anrückenden Österreichern aufzunehmen. Die geschlagene Armee des Generals Stepanovic vereinigte sich mit der gegen die österreichische Drinaarmee kämpfenden Heeresgruppe, die aus 6 Divisionen, etwa 120000 Mann, bestand und von General Paul Sturm, einem ehemaligen preußischen Offizier, der in den 70er Jahren seinen Abschied hatte nehmen müssen, und von General Peter Bojowitsch befehligt wurde. Die serbischen Truppen nahmen sehr gut gewählte und ebenso hergerichtete Stellungen ein, die staffelförmig hintereinander angeordnet und mit Betondeckungen sowie Draht- und Astverhauen geschützt waren.

In den nun folgenden Kämpfen trat zunächst die österreichisch-ungarische Drinaarmee wieder in den Vordergrund. Sie führte, während die Nordgruppe gegen den rechten serbischen Flügel im Berglande südlich von Sabac nur langsame Fortschritte erzielte, gegen die Mitte und den linken Flügel der serbischen Stellung die Entscheidung herbei. Aus der Linie Loznica—Ljubovija nahm sie am 6. November 1914 die Offensive wieder auf, die infolge des serbischen Einfalls in Bosnien

eine Zeitlang hatte eingestellt werden müssen. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit wurden gleich am ersten Kampftage die wichtigen Höhen von Kulisk im Sturmangriff genommen und dabei etwa 1500 Gefangene gemacht, 4 Geschütze und 6 Maschinengewehre erbeutet. Freilich ohne die Mitwirkung der Artillerie, namentlich der schweren Haubitzen, wäre das Werk kaum so rasch zu vollbringen gewesen. Aber ihrem Feuer widerstanden die serbischen Felsdeckungen nicht, große Steinblöcke löſten sich los und rollten unter furchtbarem Donner in die Tiefe. Eine ganze Nacht hindurch dauerte das höllische Konzert. Am Morgen des Sturmtages gelang es dann den österreichischen Sappeuren, ein gutes Stück der Höhen mit Ekrasit in die Luft zu sprengen. Hierauf setzte die Infanterie zum Sturm an und trieb die Serben in dreimaligem Bajonettangriff aus den Berghöhlen. 400 Soldaten und 15 Paar Ochsen schafften dann sogleich die zerlegbaren Haubitzen unter unsäglichen Mühen auf die eroberten Höhen hinauf, die von toten und verwundeten Serben geradezu übersät waren.

Dem fliehenden Feind, der sich auf den Höhen von Kostajnik sammeln und neu gruppieren wollte, wurde gar keine Zeit gelassen, er wurde vielmehr vor Ausführung dieser Absicht von den in Eilmärschen verfolgenden Österreichern abermals zum Kampf gezwungen. Am 8. November 1914 konnte die Erstürmung von Kostajnik gemeldet werden:

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz dauerten gestern die Kämpfe den ganzen Tag auf allen Fronten mit unverminderter Heftigkeit an. Trotz zähen Widerstandes des Gegners, bei dem die Parole „bis zum letzten Mann" ausgegeben war, wurde im Raume bei Krupanj Schanze auf Schanze von unsern tapferen Truppen erobert, bis heute 5 Uhr früh auch der Kostajnik, ein von den Serben für uneinnehmbar gehaltener wichtiger Stützpunkt, erstürmt wurde. Die Zahl der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze ist bisher nur annähernd bekannt.

Damit war auch Krupanj selbst für den Feind unhaltbar geworden, der nun auf seine Hauptstellung bei Valjevo sich zurückzog. Der hartnäckige Widerstand feindlicher Nachhuten wurde rasch gebrochen, und der Sieger konnte sich sofort der den Kessel von Valjevo beherrschenden Sokolska Planina bemächtigen. Die Siegesbotschaft vom 9. November 1914 ließ die baldige Hauptentscheidung erwarten:

Unsere Operationen auf dem südlichen Kriegsschauplatz nehmen einen durchweg günstigen Verlauf. Während jedoch unsere Vorrückung über die Linie Sabac—Lesnika an den stark verschanzten Bergfüßen auf zähesten Widerstand stieß, haben die dreitägigen Kämpfe in der Linie Loznica—Krupanj—Ljubovija bereits mit einem durchgreifenden Erfolge geendet. Der hier befindliche Gegner bestand aus der serbischen 3. Armee, General Paul Sturm, und der 1. Armee, General Peter Bojowitsch, mit zusammen 6 Divisionen, rund 120000 Mann. Diese beiden Armeen befinden sich nach dem Verlust ihrer tapfer verteidigten Stellungen seit gestern im Rückzuge gegen Valjevo. Unsere siegreichen Korps erreichten gestern

Österreichisch-ungarische Artillerie bringt auf einer den Serben entrissenen Hügelkette ihre Geschütze in Stellung.

abend die Loznika östlich dominierenden Höhen und den Hauptrücken der Sokolska Planina südöstlich Krupanj. Wir haben zahlreiche Gefangene gemacht und viel Kriegsmaterial erbeutet.

Diese glänzenden Erfolge verfehlten ihre Rückwirkung auf die Lage beim nördlichen Flügel nicht. Dort hatte sich der aus der Macva vertriebene Feind auf der Cer Planina, einem Bergrücken von 700 Meter Höhe, der von Lesnica in südöstlicher Richtung streicht und einem Anmarsch aus der Macva als Querriegel im Wege liegt, zu erneutem Widerstand festgesetzt. Gegen die festungsartig ausgebauten Befestigungen kam die österreichische Nordgruppe nur Schritt für Schritt vorwärts. Ins Wanken kam hier die serbische Front erst, als der taktisch wichtige serbische Stützpunkt von Misar, der in der Flanke des österreichisch-ungarischen gegen die Cer Planina gerichteten Angriffs gelegen war, und dessen östlichen Flügel an der Entfaltung gegen Süden hindern sollte, nach viertägigen verlustreichen Kämpfen in den Morgenstunden des 10. November 1914 von den Österreichern genommen wurde. Die in den Kämpfen vom 6. bis 10. November gemachte Beute belief sich nach amtlicher Meldung auf ungefähr 4300 Gefangene, 28 Geschütze, darunter ein schweres, 16 Maschinengewehre, 1 Fahne, mehrere Munitionswagen und sehr viel Munition. Damit war der feindliche rechte Flügel eingedrückt. Der Fall von Krupanj gefährdete die serbische Cer Planina-Stellung noch mehr, und so sahen sich die Verteidiger, um nicht abgeschnitten zu werden, gezwungen, ihre prachtvollen Betonwerke freiwillig aufzugeben und sich nach Süden zurückzuziehen.

Es strömten nun also alle serbischen Streitkräfte in dem verschanzten Lager von Valjevo zusammen. Der über 5000 Einwohner zählenden Stadt kommt als Kreuzungspunkt vieler Straßenzüge und Endstation der von Obrenovac gegen Süden führenden Eisenbahn besondere Bedeutung zu. Sie liegt in einem Becken, umgrenzt von Gebirgszügen, die bis zu 1500 Meter Höhe ansteigen und mit Befestigungen und Geschützen geradezu gespickt worden waren. Die einzige Öffnung aus diesem Kessel führt durch das Kolubaratal. Im Halbkreis arbeiteten sich die österreichisch-ungarischen Kolonnen unter steten Kämpfen und unter den schwierigsten Geländeverhältnissen gegen diesen starken feindlichen Stützpunkt heran. Der durch Regen und Schnee grundlos gewordene Boden erschwerte insbesondere die Fortbewegung des Trains und der Artillerie ungemein. Die serbische Heeresleitung war aber so klug, es hier, wo dem serbischen Heer die Umklammerung drohte, trotz der vorteilhaften Stellungen nicht zu der allgemein erwarteten Entscheidungsschlacht ankommen zu lassen, sondern entschloß sich zur Fortsetzung des Rückzugs über Valjevo hinaus auf der allein noch freien Straße nach Milanovac, die weiterhin nach Kragujevac, dem Hauptwaffenplatz des Landes, führt. Um für den Abzug der Hauptmacht, insbesondere auch der Tausende von Trainfuhrwerken, die nach Fliegernachrichten die Wege versperrten, Zeit zu gewinnen, setzten sich starke Nachhuten unter General Sturm auf den Höhen nördlich und westlich von Valjevo in den vorbereiteten

Stellungen energisch zur Wehr. Am 14. November 1914 gelang es den trotz unausgesetzten Kämpfen und großen Strapazen vom besten Geiste beseelten Österreichern, den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, die Höhe von Kamenica an der von Loznica nach Valjevo führenden Straße nach hartem Kampfe zu erobern. Die serbische Nachhut wurde, noch ehe sie sich über die Kolubara zurückziehen konnte, umzingelt und geriet zwischen zwei Feuer. Ein Teil der Serben wurde niedergemacht, ein anderer Teil in den hochgehenden Fluß gedrängt. Mit dieser Niederlage war das Schicksal Valjevos entschieden. Der amtliche Bericht vom 16. November 1914 meldete, daß die Österreicher Herren der Stadt seien:

Eine österreichisch-ungarische Wegbauabteilung.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze hatten unsere siegreichen Truppen durch ihre hartnäckige Verfolgung dem Gegner keine Zeit gelassen, sich in seinen zahlreichen, besonders bei Valjevo seit Jahren vorbereiteten befestigten Stellungen zu erneutem ernstlichem Widerstande zu gruppieren. Deswegen kam es auch gestern vor Valjevo nur zu Kämpfen mit feindlichen Nachhuten, die nach kurzem Widerstande unter Zurücklassung von Gefangenen geworfen wurden. Unsere Truppen erreichten die Kolubara und besetzten Valjevo. Der Empfang in Valjevo war charakteristisch: Zuerst Blumen, doch nur zur Täuschung, dann folgten unmittelbar Bomben und Gewehrfeuer.

War auch der Feind, freilich unter starker Einbuße an Mannschaften und Material, der Hauptentscheidung ausgewichen, so durfte Feldzeugmeister Potiorek nach der Einnahme Valjevos doch mit berechtigtem Stolze folgenden Aufruf an die ihm unterstellten Truppen ergehen lassen:

Nach neuntägigen heftigen Kämpfen gegen einen hartnäckigen, an Zahl überlegenen, in fast unbezwinglichen Befestigungen sich verteidigenden Gegner, nach neuntägigen Märschen durch unwegsame Felsgebirge und grundlose Sümpfe bei Regen, Schnee und Kälte haben die tapferen Truppen der 5. und 6. Armee die Kolubara erreicht und den Feind zur Flucht gezwungen. Über 8000 Gefangene wurden in diesen Kämpfen gemacht, 42 Geschütze, 31 Maschinengewehre und reiches Kriegsmaterial erobert. Das Vaterland wird diesen Leistungen seine Dankbarkeit und Bewunderung nicht versagen. Meine Pflicht ist es, die hervorragende Haltung aller Truppen voll anzuerkennen und allen Offizieren und Soldaten der 5. und 6. Armee im Namen des allerhöchsten Dienstes wärmsten Dank zu sagen. Trotz des unter schweren Opfern und gewaltigen Leistungen erzielten Erfolges dürfen wir noch nicht ruhen. Doch der hervorragende Geist der mir unterstellten Truppen bürgt dafür, daß wir die uns gestellte Aufgabe auch siegreich zu Ende führen werden zur Zufriedenheit unseres Allerhöchsten Kriegsherrn, zum Ruhme des Heeres und zum Wohle des Vaterlandes.

Potiorek, Feldzeugmeister.

Phot. C. Pietzner, Wien.

Feldzeugmeister Oskar Potiorek, Oberbefehlshaber der gegen Serbien kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen.

Erzherzog Friedrich gab als Armeeoberkommandant diesen Aufruf als Armeebefehl allgemein bekannt und beglückwünschte die tapferen Balkanarmeen und ihre siegreichen Führer im Namen aller ihm unterstehenden Streitkräfte zu den bisher errungenen glänzenden Erfolgen. Kaiser Franz Joseph anerkannte die Verdienste des erfolgreichen Befehlshabers der Südarmee, indem er ihm als erstem das neueingeführte Militärverdienstkreuz 1. Klasse mit der Kriegsdekoration verlieh.

Oskar Potiorek ist 1853 geboren, trat 1871 in die Armee ein und war den größten Teil seiner Dienstzeit im Generalstab tätig. Er leistete dort mit unermüdlicher Arbeitskraft vor allem wertvolle Vorarbeit für einen Balkanfeldzug. Seit 1911 bekleidete er den politisch-militärischen Posten eines Landeschefs in Serajewo und Inspektors der Truppen in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien.

Die Kämpfe an der Kolubara und die Einnahme von Uzice.

Die versumpfte, von vier Wasserläufen durchzogene Kolubaraniederung stellt an sich schon ein starkes militärisches Hindernis dar. Der Feind hatte zudem bei seinem Rückzuge sämtliche Brücken zerstört. Am 16. November 1914 überschritten die ersten Abteilungen der Österreicher die Kolubara. Mehrfach kam es zu größeren Kämpfen um die Übergänge. Zahlreich sich einstellende Überläufer und die täglich größer werdende Beute an Gefangenen und Kriegsmaterial verrieten die durch den fortdauernden Rückzug bewirkte Erschütterung des Gegners. In dem amtlichen Bericht vom 22. November 1914 wurde die Gesamtzahl der seit dem 6. November gemachten Gefangenen auf 13000 angegeben. Auf den östlichen Uferhöhen setzte sich der geschlagene Feind in gut gewählten befestigten Stellungen zu erneutem Widerstand fest; ja er raffte sich sogar vorübergehend zu energischen Gegenangriffen auf, die aber sämtlich unter großen Verlusten für ihn zurückgeschlagen wurden. Die überaus ungünstige Witterung, grundloser Boden in den überschwemmten Niederungen, Neuschnee und jede Fernsicht verwehrende Schneestürme auf den Bergen erschwerten die Operationen der Österreicher ungemein, vermochten sie aber nicht aufzuhalten. Die Stimmung der siegreichen Truppen blieb bei dem steten Vormarsch trotz allen Anstrengungen vorzüglich. Am 25. November 1914 errangen die durch ihren Schneid rühmlichst bekannten böhmischen Regimenter Nr. 11, 73 und 102 einen durchschlagenden Erfolg, indem sie sich der Mitte der feindlichen Verteidigungsfront, der Höhen von Lazarevac bemächtigten, eine Waffentat, die um so glänzender war, als der Angriff über eine vom feindlichen Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer bestrichene versumpfte Niederung vorgetragen werden mußte, ehe er überhaupt an die auf 400 Meter Höhe gelegenen feindlichen Stellungen herankam.

Während sich die Savearmee östlich der Kolubara trotz der gewaltigen Schwierigkeiten immer weiter ausdehnte, war unterdessen die Drinaarmee von Valjevo aus südwärts gegen das Tal der westlichen Morava, das wegen seiner zahlreichen Verbindungen eine wichtige Operationslinie darstellt, vorgestoßen. Eine ihrer Kolonnen besetzte am 27. November 1914 die Stadt Uzice am Eingang ins Tal der westlichen Morava, zugleich Endpunkt der von Osten kommenden Bahn, die eine große Rolle für den serbischen Nachschub spielte. In der Stadt wurden große Waffen- und Munitionslager vorgefunden. Mit erbeutetem Train wurde der sechzehnjährige Enkel des Woiwoden Putnik gefangen. In Anbetracht seines jugendlichen Alters und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem serbischen Heerführer wurde Verfügung getroffen, den Gefangenen mit besonderer Rücksicht zu behandeln. Eine andere Kolonne öffnete sich weiter ostwärts den Weg ins Tal der westlichen Morawa, indem sie sich am 29. November 1914 in den Besitz

des schneebedeckten, hartnäckig verteidigten Suvobor-Sattelpunkts der Straße Valjevo—Cacak bemächtigte. Der amtliche Bericht vom 1. Dezember 1914 gab folgende abschließende Darstellung dieses ganzen Kampfabschnittes:

Auf dem südlichen Kriegsschauplatz hat ein weiterer Abschnitt in den Operationen seinen siegreichen Abschluß gefunden. Der Gegner, der schließlich mit seinen gesamten Streitkräften östlich der Kolubara und des Ljig durch mehrere Tage hartnäckigen Widerstand leistete und wiederholt versuchte, selbst zur Offensive überzugehen, ist auf der ganzen Linie geworfen worden und im Rückzug. Er hat neuerdings bedeutende Verluste erlitten. Auf dem Gefechtsfeld von Konatice allein fanden unsere Truppen etwa 800 unbeerdigte Leichen. Desgleichen bedeuten die zahlreichen Gefangenen und die materiellen Verluste eine namhafte Schwächung, denn seit Beginn der letzten Offensive wurden über 19000 Gefangene gemacht, 47 Maschinengewehre, 46 Geschütze und zahlreiches Kriegsmaterial erbeutet.

Die Eroberung Belgrads.

Unterdessen hatte auch die bei Sabac von der südwärts vordringenden Savearmee abgezweigte Heeresgruppe unter General v. Frank bedeutende Fortschritte gemacht. Sie verfolgte das Ziel, die serbischen Stellungen am rechten Saveufer aufzurollen und sich in den Besitz von Belgrad zu setzen. Bei diesen Kämpfen hatte die österreichisch-ungarische Donauflotille vielfach Gelegenheit, mit bestem Erfolg einzugreifen. Ihre Aufgabe war nicht leicht, denn das serbische Ufer ist fast überall das überhöhende, so daß die Stellungen der überdies sehr geschickt maskierten und sehr beweglichen serbischen Artillerie auch vom Krähennest der Monitore aus nicht erkundet werden konnten. Ihre Bewegungsfreiheit war zudem durch zahlreiche von den Serben ausgelegte Seeminen russischer Herkunft sehr beschränkt. Es waren das, abweichend von der normalen Form, Kugeln von einem Meter Durchmesser mit vier Kontakten und 100 Kilogramm Sprengladung. Eine Zeitlang, als sich nämlich die Serben auch bei Semlin am andern Ende der Eisenbahnbrücke festgesetzt hatten, war ein Vorüberfahren an Belgrad auch mit abgeblendeten Lichtern überhaupt nicht mehr möglich, da die Serben den Strom in seiner ganzen Breite beherrschten und mit einem geschickt aufgestellten Riesenscheinwerfer ableuchteten. Außerdem wäre mit Sicherheit darauf zu rechnen gewesen, daß von der großen Savebrücke aus Bomben auf Deck geworfen würden. Aber auch nach der Zurückwerfung der Serben auf das südliche Ufer war die Erzwingung der Saveeinfahrt stets ein großes Wagnis. Sehr hinderlich war der mitunter recht niedrige Wasserstand der Donau und Save.

Trotz aller Schwierigkeiten gelang es der kühnen Führung des Kommandanten der Donauflottille, Schiffsleutnants Olaf Wulff, verschiedenemal aus der Donau

in die Save durchzubrechen, um bei den Kämpfen zwischen Mitrowitza und Obrenovac unterstützend einzugreifen. Zur Sicherung wurde jedesmal ein ungeschützter Dampfer als Minenfänger vorausgeschickt. Bei der Rückkehr von einer erfolgreichen Unternehmung in der Save stieß am 23. Oktober 1914 einer der Monitore, die „Temes", auf eine feindliche Mine und sank. Das begleitende Patrouillenboot, auf der sich Schiffsleutnant Wulff befand, barg unter heftigstem feindlichen Feuer die Verwundeten, während die „Temes" mit einem Geschütz noch eine Zeitlang das Feuer erwiderte und dann unterging. 33 Mann der Besatzung kamen bei diesem bedauerlichen Unglücksfall um. Belgrad beflaggte und läutete mit den Glocken zusammen, als dort die Freudenbotschaft eintraf. Ein Zeichen, wie die „fliegenden Teufel" von den Serben gefürchtet wurden, ist auch die Tatsache, daß

Österreichisch-ungarisches Patrouillenboot auf der Donau.

die serbische Regierung einen Preis von 50 Dinar auf jeden gefangenen Matrosen, von 1000 Dinar auf jeden Marineoffizier aussetzte. Der amtliche Tagesbericht vom 14. November 1914 hob ausdrücklich hervor, daß die Monitore „Körös", „Maros" und „Leitha" in den letzten Kämpfen das siegreiche Vordringen der Heeresgruppe längs der Save durch vernichtendes Feuer in die Flanke des Gegners wirkungsvoll unterstützt habe. Zwei Tage später wurde zugleich mit der Einnahme von Valjevo auch die im Bajonettangriff unter dem Schutz des Feuers der Monitore erfolgte Erstürmung des Städtchens Obrenovac gemeldet. Die österreichischen Geschütze richteten an einzelnen Gebäuden, besonders an der serbischen Kirche, von deren Turm die stürmenden Truppen mit Maschinengewehren beschossen wurden, großen Schaden an. Viele Lokomotiven und Wagen wurden erbeutet.

Am Morgen des 2. Dezember 1914, dem Tag des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs, fiel die nur 30 Kilometer von Obrenovac entfernte serbische Hauptstadt, vor der die ersten Schüsse in dem aufflammenden Weltkrieg gefallen waren, als reife Frucht in die Hände der Österreicher. Die amtliche Meldung vom 3. Dezember besagte:

Siegreiches Vordringen unserer Truppen über die Kolubara hat den Gegner gezwungen, Belgrad, dessen Verteidigungsanlagen gegen Norden gerichtet waren, kampflos preiszugeben, um nicht die dortige Besatzung der Gefangennahme auszuliefern. Unsere Truppen sind über die Save und aus südwestlicher Richtung in Belgrad eingedrungen und haben die Höhen südlich der Stadt besetzt. Die öffentlichen Gebäude, auch die Gesandtschaftspalais Deutschlands und Österreich-Ungarns wurden sofort militärisch gesichert.

Der Einnahme Belgrads ging mehrtägiges von den Donaumonitoren kräftig unterstütztes Artilleriefeuer voraus. Dann begann der Sturm von drei Seiten. Am Semliner Ufer stehende Angriffstruppen setzten in Hunderten von bereitgestellten Fähren und Kähnen nach der Zigeunerinsel über und von da ans andere Ufer, warfen die Serben aus den nächst dem Bahndamm gelegenen Deckungen hinaus und nahmen den Vorort Toptschider und den ganzen Westteil der Stadt. Gleichzeitig stürmten andere Abteilungen über die Eisenbahnbrücke, die für den Fußverkehr wiederhergestellt worden war, und bemächtigten sich der Bahnhofgegend. Inzwischen waren von Süden auch diejenigen Truppen in die Stadt eingedrungen, die nach der Einnahme von Obrenovac an der Save entlang vorgerückt waren. In vier Stunden war Belgrad ohne große Blutopfer fest in den Händen der Österreicher. Prinz Georg war mit seiner Hauptmacht vor der Entscheidung nach Süden abgezogen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Die Stadt selbst, in der von etwa 100 000 Einwohnern nur ungefähr 15 000 verblieben waren, hatte unter der Beschießung nicht sonderlich zu leiden; nur der Konak und einige militärische Gebäude waren stark mitgenommen. Mit stürmischer Begeisterung zogen die Sieger in Belgrad ein, und unter unbeschreiblichem Jubel wurde die ungarische Trikolore auf der Zitadelle gehißt. Der erfolgreiche Kommandant der 5. Armee, General der Infanterie Liborius Ritter v. Frank, richtete nach seinem Einzug in Belgrad folgendes Huldigungstelegramm an Kaiser Franz Joseph:

„In dem feierlichen Augenblick, da es uns vergönnt ist, auf der Belgrader Festung unserer K. und K. apostolischen Majestät glorreiche Standarte zu hissen, bitte ich im Namen der um dieses Panier versammelten Abordnungen aller Teile der gesamten bewaffneten Wehrmacht, Ew. Majestät unsere begeisterte Huldigung alleruntertänigst darbringen zu dürfen."

In Anerkennung hervorragender Betätigung als Armeeführer wurde der im 70. Lebensjahr stehende General durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration ausgezeichnet.

Der Rückzug der Österreicher aus Serbien.

Die Krönung des heldenmütigen, mit zähester Ausdauer geführten Kampfes in Serbien durch die Einnahme Belgrads erweckte allgemein die Hoffnung, daß die Hauptoperationen bis zum Weihnachtsfest beendigt sein würden. Serbien schien vor dem völligen Zusammenbruch zu stehen. Sogar die russische „Nowoje Wremja" schätzte die Verluste der Serben an Toten, Verwundeten und Kranken auf mindestens 100000 Mann, d. i. fast ein Drittel ihrer Armee. Die eingebrachten Gefangenen ließen auf völlige Auflösung der serbischen Verbände schließen. Oft hatten sie nur noch Fetzen auf dem Leib und brachten erfrorene Glieder mit; viele waren dem Verhungern nahe. Siegfried Geyer schildert in der „Frankfurter Zeitung" das jammervolle Bild eines serbischen Gefangenenzuges folgendermaßen:

General Liborius Ritter v. Frank, der Eroberer Belgrads.

„Auf dem Platz neben dem Gasthaus stehen serbische Gefangene. Von weitem eine graue, schwer bewegliche Masse, beim Näherkommen Züge lebender Wesen, die sich gerade zu bewegen beginnen. Man kann nicht sagen, daß es Soldaten sind, die marschieren; man kann nicht sagen, daß es Menschen sind, die gehen. Das schleppt sich, kriecht, stolpert, hinkt, schleift nach vorwärts. Eine heisere Stimme jammert. An fünfhundert sind es, und nur einer jammert. Es war Mittag, als sie vorübergingen. Vorne reguläre Truppen, dann Komitatschis, dann wieder Truppen, Mazedonier, Albanesen, dazwischen Leute aus der nächsten Umgebung, aus der Macva. Einige sind in ihren Mänteln gefangen worden, die andern haben Decken, Tücher, Schals, Säcke, ein phantastischer, grauenhafter Maskenball der Verzweiflung. Um die Schulter eines Albanesen, dessen Füße in knallgrünen Strümpfen stecken, dessen Hosen an beiden Knieen weit aufgerissen sind wie von scharfen Steinen, um die Schulter dieses schwarzbraunen, einst sicher schönen Mannes schmiegt sich ein mattrotes, seidenes Frauentuch mit Stickereien. Der Baumlange dort trägt den Brokatgürtel, den Dolch hat man ihm abgenommen, aber man kann die Stelle erkennen, wo er ihn trug. Nun kommt ein völlig verschrumpfter, vielleicht fünfzigjähriger Mann, körperlich ohnmächtig wie ein Neunzigjähriger; hinter ihm einer, der ein Tuch über den Kopf geschlagen hat, ein schweres Tuch mit schmutzig-braunen, rotblauen Rändern und einer, der keine Schuhe mehr hat und bloßfüßig wankt und einer, der dunkel ist im Gesicht, um dessen Augen die Haut gelb und durchsichtig scheint. Dann kommen fünf, sechs, die noch ihre Opanken an den Füßen tragen, die Hände tief in die Hosentaschen gepreßt, die Mäntel liegen irgendwo draußen bei Valjevo. Und immer mehr Frierende, Verhungernde, Kranke, ja Sterbende kommen über die Straße.

Es sind zwei serbische Bataillone gewesen, die, als sie die Macva verlassen mußten, Vieh mitnahmen. Langsam aßen sie das Fleisch der Tiere. Es war Vorrat für lange Zeit. Wie die Österreicher dann plötzlich im Land waren und hinter den Bataillonen her, fiel ihnen das Vieh zuerst in die Hände. Die Serben liefen schneller. Es fing sie eine Honvedpatrouille. Wagen kommen, und die gar nicht mehr kriechen können, werden aufgeladen. Am Ende des Zuges führen zwei Honveds einen Irren. In seinen Augen ist nur das Weiße sichtbar. Mitunter stößt er ein Wort heraus. Erst will er nicht auf den Wagen, wie er dann doch sitzt, packt er die leere Eßschale, die im Stroh des Fuhrwerks kollert, und seine Nägel kratzen und schaben am Blech des Gefäßes, dann beißt er sich fest, hält die Schale zwischen den Zähnen. Der Wagen rasselt davon, im Stroh der Gefangene, die Eßschale zwischen den Zähnen, ein erschütterndes Bild."

Serbische Flüchtlinge. Phot. Ed. Frankl.

Cholera, Ruhr und Hungertyphus forderten gewaltige Opfer in der serbischen Armee wie in der Bevölkerung. Die Soldaten erhielten keine Löhnung mehr, die Offiziere nur noch die Hälfte des Kriegssolds. Nach bulgarischen Nachrichten meuterten in einigen Artillerieregimentern die Mannschaften und zerstörten die eigenen Kanonen, in andern Regimentern seien die Offiziere von den eigenen Leuten erschossen worden. Der König sei ein schwerkranker Mann, habe gänzlich aufgehört, an den Regierungsverhandlungen Anteil zu nehmen und beabsichtige abzudanken. Die Regierung schickte sich bereits an, ihren Sitz von Nisch weiter nach Üsküb in Mazedonien zu verlegen.

Groß war das Elend der Flüchtlinge, die teils freiwillig aus Angst vor dem Feind ihre Wohnsitze verlassen hatten, teils vom eigenen Militär daraus vertrieben worden waren. Hunderte von Wagen bedeckten die Landstraßen, jeder mit

dem ganzen Viehstand der Familie bespannt, Pferden, Rindern und Kälbern, die die armseligen Habseligkeiten vorwärts zogen. Aus jedem Wagen schauten schmutzige, in Lumpen gehüllte Gestalten hervor. Die Unterbringung und Versorgung dieser Flüchtlinge war ein Ding der Unmöglichkeit. Nisch, das in normalen Zeiten 25 000 Einwohner hat, zählte schließlich über 100 000 Köpfe, zumal nach der Ankunft der Regierung mit all ihren Beamten, den Abgeordneten, Gesandtschaften und Banken.

Am schlimmsten machte sich der Mangel an Ärzten und Arzneimitteln geltend. Alle größeren Orte Serbiens waren mit Verwundeten überfüllt, denen keine genügende Pflege zuteil werden konnte. Wundbrand und Starrkrampf forderten gewaltige Opfer unter ihnen.

Ganz verwirrte Zustände herrschten in den im letzten Balkankrieg erworbenen Gebieten Neuserbiens (Mazedoniens). Mit Gewalt wurden die Männer der bulgarischen und türkischen Dörfer ins Heer eingereiht. Die vielen Überläufer waren denn auch meist bulgarischer und türkischer Herkunft. In Scharen flüchteten die bedrängten Einwohner über die Grenze nach Bulgarien. Es kam zu zahlreichen Zusammenstößen zwischen bulgarisch-türkischen, auch albanischen Banden und serbischen Gendarmen und Truppen. Die Aufständischen rächten sich für die Unterdrückungen durch Brandschatzung und Mord; es gelang ihnen sogar, die große Eisenbahnbrücke über den Wardar bei Gewgheli zu sprengen und so vorübergehend die für die Lebensmittelzufuhr aus Griechenland so wichtige Strecke Üsküb—Saloniki zu unterbrechen. Serbisches Militär rächte sich dann wieder durch unerhörte Metzeleien unter der Bevölkerung. Schweres Unglück kam auch über die deutschen Landwirte, die seit Jahren in den ehemals türkischen Gebieten angesiedelt sind und dort Musterwirtschaften errichtet haben. Sie wurden in brutalster Weise von Haus und Hof verjagt und nach Griechenland abgeschoben.

Trotz den erlittenen Niederlagen und trotz der mißlichen, freilich zum Teil sichtlich übertrieben dargestellten inneren Lage des Landes zeigte sich kurz nach dem Fall Belgrads zur allgemeinen Überraschung, daß die Widerstandskraft des zähen Serbenvolkes noch keineswegs gebrochen war. Die letzten waffenfähigen Männer, selbst Knaben und Greise, ja sogar Frauen griffen in dieser entscheidenden Stunde zum Gewehr; selbst König Peter stellte sich in den Schützengraben, nahm ein Gewehr zur Hand und schlug sich wie ein einfacher Soldat in dem Kampf, in dem es den Serben noch einmal gelingen sollte, das Verderben aufzuhalten. In der „Neuen Züricher Zeitung" schreibt eine Schweizerin über diese letzte gewaltige Anstrengung der Serben:

„Der alte König Peter, obschon gebeugt durch hohes Alter und Krankheit, begab sich in die vordersten Kampfeslinien, Regiment um Regiment aufsuchend, in die Schanzen hinuntersteigend, wo die Soldaten im Kot vergraben lagen, da das Gewehr eines Gefallenen ergreifend, um selbst auf den Feind zu zielen, dort persönlich eine Kanone abfeuernd. ‚Meine Söhne,' so sagte er zu den Soldaten, ‚ihr habt geschworen, euern König und euer Vaterland zu verteidigen. Ich entbinde euch der ersten Hälfte eures

Schwures, nur der zweiten sollt ihr euch erinnern. Ich bin hierhergekommen, um gemeinsam mit euch das Vaterland zu verteidigen, um mein Leben mit dem euern auszusetzen. Aber wer von euch sich nicht als der Sohn dieses Landes fühlt, der soll das Gewehr wegwerfen und nach Hause gehen! Ich garantiere, daß ihm nichts geschehen wird, denn ihr seid alle müde und habt genug geleistet . . .' Unnötig zu sagen, daß kein einziger Kämpfer seinen Posten verließ; ein jeder faßte noch krampfhafter sein Gewehr, und das Ergebnis war, daß die Serben ihr Land zurückeroberten."

Während die Armee Frank vorerst südlich von Belgrad noch namhafte Fortschritte machte, traten auf dem rechten österreichischen Flügel plötzlich serbische Verstärkungen auf, die das Vordringen der Österreicher zum Stehen brachten und schließlich selbst zur Offensive übergingen. Vier Tage lang hielten die Österreicher in heißem Kampf westlich von Arandjelovac und Milanowac stand, dann mußten sie weichen. Der amtliche Tagesbericht vom 7. Dezember 1914 kündigte zur allgemeinen Verwunderung eine Umgruppierung der in Serbien stehenden Kräfte an. Allerlei ungünstige Umstände hatten zusammengewirkt, um den bisher so erfolgreichen Truppen ihre Erfolge wieder zu entreißen. Trotz des großen Abgangs an Toten und Verwundeten blieb nämlich seit Anfang November infolge der Ereignisse auf dem russischen Kriegsschauplatz der Ersatz aus; manche Regimenter waren so ganz bedeutend zusammengeschrumpft. Dabei aber dehnte sich die Kampffront immer mehr aus. Dazu kam, daß die durch wochenlange Kämpfe und Entbehrungen hart mitgenommenen Truppen infolge mangelhafter Proviantzufuhr Not zu leiden begannen. Das Land selbst aber bot so gut wie gar nichts. Noch schlimmer machte sich der Munitionsmangel geltend. Trotz aller Mühe der Arbeiterbataillone und Genietruppen kamen eben die Kolonnen bei den grundlosen Wegen nicht rasch genug vorwärts. Die Serben dagegen scheinen um diese Zeit von Rußland durch neue Zufuhren unterstützt worden zu sein. Unhaltbar wurde die Lage des rechten österreichischen Flügel vollends, als die montenegrinisch-serbische Heeresgruppe, die sich nach ihrer Vertreibung aus Bosnien im Raum von Visegrad festgesetzt hatte, unterstützt von zwei weiteren, aus dem Sandschak vorbrechenden montenegrinischen Brigaden, wieder vordrang und die Rückzugslinie der Österreicher bedrohte. Der Rückzug, dem sich bald auch die Mitte anschließen mußte, ging unter schweren Nachhutgefechten nicht ohne beträchtliche Verluste an Mannschaften und Material vor sich und endete erst auf dem linken Drinaufer, dem Ausgangspunkt der ganzen Offensive. Betrübend war, daß auch nicht einmal Belgrad gehalten werden konnte. Am 15. Dezember 1914 wurde die Hiobspost ausgegeben:

Die durch das notwendig gewordene Zurücknehmen des eigenen rechten Flügels geschaffene operative Lage ließ es ratsam erscheinen, auch Belgrad zunächst aufzugeben. Die Stadt wurde kampflos geräumt. Die Truppen haben durch die überstandenen Strapazen und Kämpfe wohl gelitten, sind aber vom besten Geist beseelt.

Als die letzten Österreicher wieder über der Save und Donau waren, zog König Peter mit den Prinzen Alexander und Georg am 15. Dezember triumphierend in seine Hauptstadt ein. In der „Neuen Züricher Zeitung" heißt es darüber:

„In der Geschichte des serbisch-österreichischen Krieges wird es kaum eine ergreifendere Episode geben, als der Einzug König Peters in seine wiedereroberte Hauptstadt war. Zuerst begab sich der greise Monarch nach der Kathedrale. Das Portal war geschlossen, und der König wartete geduldig, bis der Schlüssel des Gotteshauses gebracht wurde. In der Kirche selbst, während der wenigen Minuten, die der König dort verbrachte, herrschte eine erhabene, feierliche Stille, die nur mitunter durch das Schluchzen der vor Rührung tief erschütterten Menge unterbrochen wurde. Kurze Zeit hernach fuhr König Peter im Triumph nach dem Schlosse, wo während der 13 Tage der österreichischen

Österreichisch-ungarische Patrouille im Winterschnee Serbiens.

Besetzung General v. Frank residiert hatte. Das Haupttor des Hofgartens war weit geöffnet, das königliche Automobil sauste hindurch, über die österreichische Flagge hinweg, die man vom Schlosse heruntergerissen hatte, um sie unter den Füßen des serbischen Herrschers auszubreiten."

Der Siegesjubel der Serben war begreiflich. Sie schrieben sich mit slavischer Flunkerei 22000 Gefangene, 27 Feld-, 14 Gebirgsgeschütze, 8 Gebirgshaubitzen, 42 Maschinengewehre und eine Fahne als Beute zu. An Weihnachten war ganz Serbien vom Feinde frei. Über das in mehrfacher Beziehung so beklagenswerte Mißlingen der zweiten österreichischen Offensive gegen Serbien wurde am 23. Dezember 1914 folgende amtliche österreichische Darstellung veröffentlicht, zugleich mit der Abberufung Potioreks, an dessen Stelle General der Kavallerie Erzherzog Eugen trat:

Die nach dem siegreichen Vorgehen in Serbien erfolgte Zurücknahme unserer Kräfte hat verschiedene, teilweise ganz unbegründete Gerüchte entstehen lassen. Es soll daher hiermit auf Grund jener Erhebungen, die ohne Verzug auf allerhöchsten Befehl von einer hohen militärischen Vertrauensperson an Ort und Stelle gepflogen worden sind, Aufklärung gegeben werden. Nach den erkämpften Erfolgen hat das Oberkommando der Balkanstreitkräfte die Erreichung des idealen Zieles aller Kriegführung, die völlige Niederwerfung des Gegners, ins Auge gefaßt, dabei aber den zu überwindenden Schwierigkeiten nicht genügend Rechnung getragen. Infolge der Ungunst der Witterung waren die ohnehin durch unwirtliches Terrain führenden Nachschublinien in einen solchen Zustand geraten, daß es unmöglich war, der Armee die notwendige Ver-

Beförderung von Munition mit Hilfe von Pferden und Mauleseln auf einem verschneiten Gebirgspaß in Serbien.

pflegung und Munition zuzuführen. Da gleichzeitig der Feind neue Kräfte gesammelt hatte und zum Angriff überging, mußte die Offensive abgebrochen werden. Es war ein Gebot der Klugheit, die Armee nicht unter den ungünstigen Verhältnissen zum entscheidenden Kampfe zu stellen. Unsere in Serbien eingedrungenen Streitkräfte sind, den widrigen Verhältnissen nachgebend, zurückgegangen; sie sind aber nicht geschlagen. Daß wir bei diesem Rückzug empfindliche Verluste an Mann und Material hatten, war unvermeidlich. Hierbei sei festgestellt, daß die über das Maß unserer Verluste verbreiteten Nachrichten über die Tatsachen weit hinausgehen. Seine Majestät geruhte, den Oberkommandanten auf seine aus Gesundheitsrücksichten gestellte Bitte von dem Kommando zu entheben und an seine Stelle Seine kaiserliche und königliche Hoheit, den General der Kavallerie Erzherzog Eugen, zu ernennen.

Der Krieg im fernen Osten.

Das japanische Ultimatum.

Der Eintritt Japans in die Reihe der Feinde Deutschlands und damit auch Österreich-Ungarns kam für die meisten im Reiche wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. Wer sich in den ersten bewegten Augusttagen des Jahres 1914 überhaupt die Frage vorlegte, welche Rückwirkungen der Kriegsausbruch wohl im fernen Osten auslösen würde, der glaubte eher damit rechnen zu dürfen, die Japaner würden sich auf die Seite des Dreibunds stellen und die Gelegenheit benützen, um sich nun auf Kosten Rußlands nachträglich den Siegespreis zu verschaffen, den die japanischen Waffen im mandschurischen Feldzug gegen Rußland erstritten hatten, der ihnen aber durch das Eingreifen der europäischen Diplomatie so beträchtlich verkleinert worden war, daß sie nicht einmal eine Kriegsentschädigung erhielten. Das Verhalten der in Deutschland weilenden japanischen Staatsbürger war geeignet, in dieser Ansicht noch zu bestärken. In Berlin durchzogen japanische Studenten am 2. August abends die Stadt und schwenkten kriegsbegeistert japanische Fahnen. Es ging das Gerücht hinter ihnen her, Japan und China hätten an Rußland den Krieg erklärt. Vor dem japanischen Botschaftspalais am Königsplatz kam es zu stundenlangen Huldigungen. Der Vertreter des auf Urlaub befindlichen japanischen Botschafters erklärte, das Gerücht weder bestätigen noch ableugnen zu können.

Eine unerwartete Klärung bahnte sich an, als wenige Tage später aus Tokio die Nachricht kam: „Mit Rücksicht auf das englisch-japanische Bündnis hat Japan keine Neutralitätserklärung erlassen. Seine Haltung wird von den Ereignissen auf den Meeren des fernen Ostens abhängen.“ Mitte August kündigte die ausländische Presse die bevorstehende Überreichung eines Ultimatums Japans an Deutschland an, das die Überlassung des Pachtgebiets von Kiautschou fordere. Gleichzeitig machte sich unter den japanischen Studenten eine gewisse Unruhe bemerkbar; auf einmal waren sie aus den Hörsälen und Krankenhäusern verschwunden. Ihre Wohnungen verließen sie kurzerhand ohne Kündigung. Sie begründeten das mit einer dringenden Reise, auf die sie ihr ganzes Gepäck mitnahmen. Die japanischen Kolonien in Berlin und Hamburg glaubten, mit einem scheinheiligen Aufruf zugunsten des Roten Kreuzes ihrer „gastfreundlichen, lieben tapferen Freunde“ den deutschen Michel noch weiter übertölpeln zu können; das falsche Spiel wurde aber rechtzeitig durchschaut, und an der holländischen Grenze wurden an 600 Japaner abgefangen, d. h. fast alle an norddeutschen Hochschulen immatrikulierte japanische Studenten und die übrigen seit Kriegsausbruch in den norddeutschen Städten wohnenden Japaner. Als die deutschen Grenzbehörden zur Festnahme der Japaner

schritten, waren diese völlig überrascht, da sie glaubten, mit ihren vorsorglich verbreiteten Angaben über das Reiseziel die deutschen Behörden irregeführt zu haben, und diese auf der Lauer an der schweizerischen Grenze vermuteten. Ein Teil der Japaner, die kurz vor dem Verschwinden aus ihren Wohnungen noch größere Schulden gemacht hatten, wurde wegen Verdachts des beabsichtigten Betrugs der Staatsanwaltschaft übergeben. Sämtliche im Besitz der festgenommenen Japaner vorgefundenen Gelder wurden zur Sicherung der noch ausstehenden Mietbeträge beschlagnahmt.

Das erwartete Ultimatum wurde am 19. August 1914 in Berlin überreicht und hatte folgenden Wortlaut:

„Die kaiserlich japanische Regierung erachtet es in der gegenwärtigen Zeit für äußerst wichtig und notwendig, Maßnahmen zu ergreifen, um alle Ursachen einer Störung des Friedens im fernen Osten zu beseitigen und das allgemeine Interesse zu wahren, das durch den Bündnisvertrag zwischen Japan und Großbritannien ins Auge gefaßt ist, um einen festen und dauernden Frieden in Ostasien zu sichern, dessen Herstellung das Ziel des besagten Abkommens bildet. Sie hält es deshalb aufrichtig für ihre Pflicht, der kaiserlich deutschen Regierung den Rat zu erteilen, die nachstehenden beiden Vorschläge auszuführen:

1. unverzüglich aus den japanischen und chinesischen Gewässern die deutschen Kriegsschiffe und bewaffneten Fahrzeuge jeder Art zurückzuziehen und diejenigen, die nicht zurückgezogen werden können, alsbald abzurüsten,

2. bis spätestens 15. September 1914 das gesamte Pachtgebiet von Kiautschou bedingungslos und ohne Entschädigung den kaiserlich japanischen Behörden zu dem Zweck auszuantworten, es eventuell an China zurückzugeben.

Die kaiserlich japanische Regierung kündigt gleichzeitig an, daß sie, falls sie nicht bis 23. August 1914, mittags, von der kaiserlich deutschen Regierung eine Antwort erhalten sollte, die die bedingslose Annahme der vorstehenden, von der kaiserlich japanischen Regierung erteilten Ratschläge enthält, sich genötigt sehen wird, so vorzugehen, wie sie es nach Lage der Sache für notwendig befinden wird.“

Dieses brutale Ultimatum muß als eine der schamlosesten Urkunden bezeichnet werden, welche die Politik je gesehen hat. Die mit unsäglicher Verachtung gemischte Entrüstung über die japanische Schlachtfeldhyäne, die die günstige Gelegenheit erfaßte, um Beute zu erraffen, war in Deutschland ungeheuer. Der kleine, bebrillte, schlitzäugige Japaner mit dem immerwährenden unergründlichen Lächeln auf den Lippen war bisher in Deutschland aufs gastfreundlichste aufgenommen worden. Alles, was die Japaner in Wissenschaft, Technik und Kriegführung vorstellen, haben sie in Deutschland gelernt. In liberalster Weise standen den japanischen Studenten die deutschen Bildungsanstalten offen. Hunderte von japanischen Offizieren liefen durch die erprobte Schule der deutschen Armee. Willig lieh Deutschland Japan zahlreiche Lehrer und Führer auf dem Wege des

Tsingtau, die Hauptstadt des deutschen Schutzgebiets Kiautschou.

1. Gefängnis (mit Türmchen).
2. Prinz Heinrich-Straße.
3. Neue Gouvernementsschule.
4. Alte Kapelle.
5. Das alte Artillerielager (altes Lager der Chinesen).
6. Polizeistation (Türmchen).
7. Elektrizitätswerk.
8. Katholische Mission.
9. Kaserne.
10. Im Hintergrund die Chinesenstadt Tapautau.
11. Amerikanisches Konsulat.
12. Christuskirche.
13. Lazarettanlagen.
14. Das Gouvernementsgebäude.

Fortschritts. Es blieb ihm die alte Erfahrung nicht erspart, daß es in der Politik keine Dankbarkeit gibt. Die Berufung auf das Bündnis mit England, das Japan zur Sicherung gegen einen etwaigen russischen Angriff abgeschlossen hatte, findet in dem bekannten Wortlaut des Vertrags von 1902 keinerlei Stütze. Dieser bezieht sich nur auf Ostasien und verpflichtet die Vertragschließenden zu gegenseitiger Hilfeleistung bloß für den Fall, daß einer von beiden von einer fremden Macht angegriffen würde. Das aber traf auf England nicht zu; die Kriegserklärung war ja von ihm ausgegangen. Möglicherweise ist allerdings das englisch-japanische Bündnis in den Jahren der Eduardschen Einkreisungspolitik abgeändert und mit einer Spitze gegen Deutschland versehen worden. Mag dem sein, wie ihm wolle, auf jeden Fall war man sich in Deutschland klar darüber, daß Englands Diplomatie es war, die es verstanden hatte, mit dem Köder Kiautschou auch diesen Hund gegen das deutsche Wild zu hetzen.

Eine alte Verstimmung zwischen Japan und Deutschland mag das Werk des britischen Hetzers erleichtert haben. Im Jahr 1895 war nämlich Deutschland dabei beteiligt gewesen, als Rußland und Frankreich dem siegreichen Japan die Früchte seines Triumphes über China, darunter Port Arthur, durch den Friedensvertrag von Schimonoseki zur Hälfte wieder entwanden. Der Haß der Japaner entlud sich damals nicht gegen seinen natürlichen Feind Rußland, dessen Stellungnahme ihm keine Überraschung war, auch nicht gegen Frankreich, den Verbündeten Rußlands, sondern gegen Deutschland, von dem man keiner derartigen Haltung gewärtig war. Auch die wohlwollende Neutralität Deutschlands zugunsten Rußlands im russisch-japanischen Krieg von 1904/05 befremdete die Japaner um so mehr, als sie damals mittelbar auch die Geschäfte Deutschlands gegen Rußland zu führen glaubten. Daß diese Vorgänge bei den Japanern nicht in Vergessenheit gerieten, dafür sorgte die englische Presse und Diplomatie. Als England dem in schwersten finanziellen Nöten befindlichen Land der aufgehenden Sonne auch noch ein Hundertmillionengeldgeschenk bewilligte, da widerstanden die japanischen Staatsmänner, die schon immer im Schlepptau der englischen Politik segelten, allen voran der Minister des Außeren, Baron Kato, der seinerzeit als Londoner Botschafter das englisch-japanische Bündnis abgeschlossen hat, dem englischen Verführer nicht länger und haschten nach dem Augenblickserfolg, der dem japanischen Ausdehnungsbedürfnis und Chauvinismus entgegenkam und gleichzeitig die Schwierigkeiten der inneren Politik, vor allem die finanziellen Nöte und ihre Folgen, für eine Zeitlang in den Hintergrund zu rücken versprach. Die japanische Militärpartei und der in der deutschen Schule erzogene Offizierstand waren zwar über die Haltung ihrer Regierung keineswegs erfreut, und auch das japanische Volk war weit entfernt von Begeisterung über den Feldzug gegen Deutschlands Außenposten. Die in Japan weilenden Deutschen wurden denn auch nicht etwa ausgewiesen und hatten unter keinerlei unfreundlicher Behandlung zu leiden.

J. Gleich

Abwehr eines Sturmes der Japaner auf ein Tsingtaufort. Nach einer Originalzeichnung von J. Gleich.

So verriet also das bisher so rassestolze England in seinem kurzsichtigen Deutschenhaß das gemeinsame Kulturinteresse aller Weißen nicht nur an die schwarze Rasse in Afrika, sondern ohne Bedenken auch an die gelbe, ganz unbekümmert darum, daß es damit den ersten Spatenstich zur Untergrabung seiner eigenen Herrschaft in Asien tat, bot es doch mit seinem Verhalten selbst die Hand dazu, die Absichten der vor einigen Jahren in Tokio gegründeten Allasiatischen Gesellschaft zu fördern, deren Ziele letzten Endes sich gegen die Niederlassungen aller Europäer in Ostasien richten. Der unersättliche und unverwüstliche Raubtierinstinkt Japans wird sich ohne Zweifel eines Tages auch gegen England und Rußland wenden. Darin wird auch die papierene Abmachung der englischen und japanischen Regierung über die nötigen Maßregeln zum Schutze ihrer Interessen im fernen Osten sowie auch betreffend die Integrität des chinesischen Reiches nichts ändern, wonach Japans Tätigkeit sich nicht über das Chinesische Meer hinaus erstrecken soll, außer wenn der Schutz der japanischen Schiffahrt es erfordere, auch nicht auf die asiatischen Gewässer westlich des Chinesischen Meeres, und zu Lande auf kein anderes als das von Deutschland besetzte Gebiet in Ostasien. Aus diesem Abkommen spricht die egoistische Politik Englands und seine Angst vor dem Geist, den es rief, und den loszuwerden ihm noch manche Sorge verursachen wird. Japan war schon vor dem Krieg Englands schlimmster Konkurrent nicht nur in China, sondern auch in Indien. Niemand haßt die Japaner ehrlicher und tiefer als die Engländer in Ostasien und vor allem die Australier, die in Japan schon längst den Feind sehen, mit dem eine kriegerische Auseinandersetzung unausbleiblich ist.

Der japanische Ministerpräsident Graf Okuma.

Das in dem Ultimatum an Deutschland gegebene Versprechen Japans, Kiautschou eventuell an China zurückzugeben, war eine Einschränkung, die Amerika durchsetzte, dessen Interessen in China und im Stillen Ozean mit denen Japans sich kreuzen. Aber ebenso wie Japan sich kaltlächelnd über die ihm von England auferlegten Beschränkungen hinwegsetzte, so tat es das auch gegenüber den Wünschen Amerikas, ohne daß dieses sich rührte. Eine energische Stellungnahme gegen Japan würde ja Amerika auch in Gegensatz zu England bringen und es zum Bundesgenossen Deutschlands machen. Der britische Bruder ist dem Amerikaner aber lieber als der deutsche Vetter.

über den nächst Deutschland am meisten Betroffenen, nämlich China, gingen England und Japan ohne weiteres hinweg. Sein Rückerwerbungsrecht auf das deutsche Pachtgebiet wurde nicht beachtet. Die finanzielle Zerrüttung und militärische Ohnmacht des Landes zwang es, den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Die zynische Herausforderung Japans beantwortete die deutsche Regierung mit der verdienten Verachtung. Am 23. August 1914, vormittags, wurde dem japanischen Geschäftsträger in Berlin folgende mündliche Erklärung abgegeben:

„Auf die Forderung Japans hat die deutsche Regierung keinerlei Antwort zu geben. Sie sieht sich daher veranlaßt, ihren Botschafter von Tokio abzuberufen und dem japanischen Geschäftsträger in Berlin die Pässe zuzustellen."

Die Iltisberge in Tsingtau.

Mit warmer Befriedigung wurde es in Deutschland begrüßt, als am folgenden Tage der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin dem Auswärtigen Amt folgende Mitteilung machte:

„Im Allerhöchsten Auftrage ergeht an das Kommando S. M. Schiff „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau sowie an den kaiserlichen Botschafter in Tokio der telegraphische Befehl, daß die „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau mitzukämpfen habe."

Das war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung an Japan. Österreich-Ungarn wollte nicht anders behandelt sein und nicht anders zu Japan stehen als

Deutschland. Auch im fernen Osten kam so die herrliche Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Kaisermächten durch die Tat zum Ausdruck. Am 25. August 1914 wurde dem japanischen Botschafter am Wiener Hof der Paß zugestellt und der österreichisch-ungarische Botschafter in Tokio abberufen.

Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou.

Die Besitzergreifung des Kiautschougebiets durch Deutschland im Jahre 1897 fällt in die Zeit nach dem Krieg zwischen China und Japan, da Rußland, Frankreich und England von ersterem neuerdings sehr wertvolle Konzessionen erlangt hatten, während Deutschlands Wünsche auf Gewährung einer Kohlenstation unberücksichtigt blieben. Bei seinen bedeutenden Handelsinteressen in Ostasien konnte sich Deutschland dabei nicht beruhigen. Die Ermordung zweier deutscher Missionare in Schantung bildete den äußeren Anlaß zur Besetzung der Kiautschoubucht. Am 14. November 1897 ergriff als Sühne für den Mord ein aus drei Kreuzern bestehendes Geschwader unter Admiral v. Diederichs Besitz von der Bucht und dem heutigen Tsingtau. Am 6. März 1898 kam nach langwierigen Verhandlungen ein Vertrag mit China zustande, wonach Deutschland ein Gebiet von 550 qkm pachtweise, vorläufig auf 99 Jahre, erhielt, das am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt wurde. Weiter wurde eine zur deutschen Einflußsphäre gehörige Sicherheitszone bestimmt, die sich in einer Entfernung von 50 km um die Bucht legt. Nicht weniger wertvoll als die territoriale Erwerbung waren wichtige Eisenbahn-, Bergwerks- und Handelskonzessionen.

In 17 Jahren hat sich das Kiautschougebiet unter der deutschen Verwaltung außerordentlich entwickelt und ist kräftig emporgeblüht. Das eigentliche Pachtgebiet bevölkern rund 200 000 Einwohner, darunter 1700 Europäer und die 2500 Mann starke Besatzung. Aus einem elenden Fischerdorf ist Tsingtau mit seiner deutschen Sauberkeit zur schönsten und gesündesten Europäerstadt Ostasiens geworden. Sie zählte bei Ausbruch des Kriegs etwa 55 000 Einwohner, war also bei weitem die größte Stadt der deutschen Kolonien. Sie liegt auf der nördlichen der beiden die Kiautschoubucht bildenden Halbinseln, die im Süden vom Gelben Meer, im Nordwesten von der Kiautschoubucht bespült wird. Von dem großen, durch einen Steindamm eingefaßten, das ganze Jahr hindurch eisfreien und mit vorzüglichen Lager- und Werfteinrichtungen ausgestatteten Hafen gelangt man auf breiter, wohlgepflegter Straße nach dem sauber gehaltenen Chinesenviertel Tapautau, wo sich gegen 30 000 Bewohner des Landes ansässig gemacht haben, aber auch die meisten europäischen Geschäftsniederlassungen sich befinden. Hier herrscht reges geschäftliches Leben. Die eigentliche Europäerstadt mit zum Teil sehr stattlichen Gebäuden breitet sich an der Tsingtaubucht aus und ist gegen die Nordstürme im Winter

durch Bergabhänge geschützt, wogegen im Sommer der Seewind angenehme Kühlung schafft. Breite, gut gepflasterte, von Bäumen eingefaßte Straßen durchziehen sie. Kanalisation, Wasserleitung und elektrisches Licht fehlen nicht. Überall herrscht peinlichste Sauberkeit. Auf einem Hügel, hinter dem sich der 100 Meter hohe Signalberg erhebt, liegt das stattliche Gouvernementsgebäude. Am Strand entlang führt die breite Kaiser-Wilhelm-Straße, in der sich die besten Hotels, die Geschäftshäuser der großen Handelsgesellschaften und Weltfirmen, die Deutsch-Asiatische Bank, der Tsingtauklub und das Verwaltungsgebäude der Schantung-Eisenbahngesellschaft befinden. In der Tsingtaubucht selbst liegt die kleine Arkonainsel, chinesisch Tsingtau, d. h. grüne Insel, nach der die Stadt benannt ist. An der von der Tsingtaubucht durch einen Hügelrücken getrennten Auguste-Viktoria-Bucht liegen schmucke Villen und das Seebad mit dem schönen Strandhotel. Das Bad ist im Laufe der Zeit zur beliebtesten Sommerfrische aller Europäer Ostasiens geworden. Eine Rennbahn, Gelegenheit zur Ausübung des Sports und die Militärmusik sind geschätzte Anziehungspunkte für die Badgäste.

Ein Kranz von Bergen legt sich um Tsingtau herum, die zum Teil der Verteidigung dienstbar gemacht worden sind, und durch die wundervolle, aussichtsreiche Spazierwege führen. Die bedeutendsten Erhebungen sind der Moltkeberg, der Bismarckberg und der Iltisberg. Auf diesen ursprünglich kahlen Bergen hat die deutsche Forstwirtschaft ein Wunderwerk vollbracht. Stärker als nach der Landseite ist Tsingtau gegen die See befestigt. Zur weiteren Umgebung ist das schroffe und steile Laoshangebirge zu rechnen, das im Automobil auf tadelloser Straße, die durch grüne Landschaft und malerische Chinesendörfer führt, in einer Stunde zu erreichen ist. Die höchste Erhebung ist der 1130 Meter hohe Lauting. Dort liegt auch in 447 Meter Höhe das deutsche Genesungsheim „Mecklenburghaus".

Der Wert des Pachtgebiets liegt nicht so sehr in der Bedeutung Tsingtaus als Flottenstützpunkt und Festung, als vielmehr in der Entstehung einer wertvollen Handelskolonie. Hier sollte der deutsche Kaufmann und Industrielle den Chinesen die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie und die Güte der deutschen Waren zeigen; von hier aus sollte er seine Fäden über das große chinesische Reich ziehen und auf gute Handels- und Industriebeziehungen hinwirken. Das ist denn auch überraschend schnell gelungen, so daß Tsingtau schließlich an die sechste Stelle unter den chinesischen Handelshäfen vorrückte. Der Gesamthandel Tsingtaus betrug zuletzt weit über 300 Millionen Mark, um die Hälfte mehr als der aller übrigen deutschen Schutzgebiete zusammen. Der Bau der Schantungbahn, die nach Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung, führt und dort Anschluß an die Bahn nach Tientsin und Peking hat, erschloß das Hinterland von Tsingtau und erlaubte erst recht die Ausbeutung der Kohlen- und Eisenlager, was wieder der Entwicklung der Großindustrie zustatten kam. Eine 1909 eröffnete deutsch-chinesische Hochschule,

die sich von seiten der Chinesen regsten Besuchs erfreute, machte sich zur Aufgabe, deutschen Geist, deutsche Wissenschaft und deutsche Kultur in Ostasien zu verbreiten. Sie förderte die kulturelle Bedeutung der Kolonie weit über ihre Grenzen hinaus.

Die Vorbereitung Tsingtaus auf die Belagerung.

Noch ehe in Tsingtau der kaiserliche Befehl eingetroffen war, den Platz bis aufs Äußerste zu halten, sandte der Gouverneur von Kiautschou, Kapitän zur See

Kärtchen der Bucht von Kiautschou.

Alfred Meyer-Waldeck, am 18. August 1914 das telegraphische Gelübde nach Berlin, das im ganzen Reiche begeisterten Widerhall fand:

„In Bestätigung der Mitteilung vom japanischen Ultimatum stehe ich ein für Pflichterfüllung bis zum Äußersten.

Der Gouverneur.“

Von der sympathischen Persönlichkeit des tapferen Mannes entwirft E. Nebel im „Tag“ folgendes anziehende Bild:

„Ich sehe ihn im Geiste vor mir, den breitschulterigen, reckenhaften Mann mit den gesunden Farben des wetterfesten Seemanns, mit den helleuchtenden Augen, in deren hinterstem Winkel stets der loseste Schalk lauerte. Ich sehe ihn im Geiste vor mir in dem Augenblick, da er die schlichte Botschaft von der Bereitschaft für äußerste

Pflichterfüllung in die Heimat sandte, in der gehobenen Stimmung, die dem Tüchtigen aus jeder neuen Verantwortung erwächst, aber ohne Pathos. Meyer-Waldeck würde, glaube ich, spöttisch die Achseln zucken, wenn man ihn „schneidig“ fände. Schneidig, das paßt so zu ’nem spillrigen Husaren und Rennreiter, nicht zu seinen reichlichen zwei Zentnern und dem gesegneten alemannischen Phlegma. Denn eigentlich ist er ganz und gar Süddeutscher, obgleich seine Wiege an der — Newa gestanden und seine Familie aus Arolsen, der Hauptstadt des Fürstentums Waldeck-Pyrmont, stammt, daher auch sein Vater, der als Leiter der Petersburger Deutschen Zeitung den Staatsratstitel erhalten, das Prädikat „von Waldeck“ seinem Namen hinzufügte, als er von Alexander II., der von deutschem Wesen und deutscher Kultur eine sehr wesentlich andere Meinung hatte als sein Sohn und Enkel, in den Adelsstand versetzt wurde. Der Sohn hat von dem ausländischen Adelsprädikat nie Gebrauch gemacht. Er nannte sich Meyer-Waldeck nur zum Unterschied von den nicht gerade spärlich gesäten Namensvettern.

Kapitän zur See Alfred Meyer-Waldeck, Gouverneur von Kiautschou, der heldenhafte Verteidiger Tsingtaus.

Im Jahre 1874 — sein Sohn Alfred Wilhelm, der nachmalige Gouverneur von Kiautschou, stand damals im 11. Lebensjahre — siedelte Staatsrat Meyer von Waldeck nach Heidelberg über, wo er als Professor der Germanistik wirkte und eine rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltete. Die hübsche Villa am Schlingentor, hoch über der alten Musenstadt und dicht am Waldesrande gelegen, war von nun an das Elternhaus des famosen, frischen, urwüchsigen Jungen, dem seine Heidelberger Mitschüler stets das herzlichste Andenken bewahrten. Wie haben wir Jüngeren ihm zugejubelt, als er zum erstenmal in der schmucken Seekadettenuniform auf Urlaub kam und mit einer wahren Engelsgeduld und unerschöpflichem Humor den tausend Fragen standhielt, mit welchen die unserer Flottenbegeisterung erwachsene Wißbegier ihn plagte. Ein glänzender, stets gutlauniger Gesellschafter, konnte Meyer-Waldeck mit todernster Miene die unglaublichsten Schnurren vorbringen. Einmal — er war gerade zur Torpedoabteilung versetzt worden — traf ich ihn bei einer befreundeten Familie in einem Kreise ganz junger Damen, denen er erzählte, er sei auf seinem Torpedoboot rhein- und neckaraufwärts bis Heidelberg gefahren. Es sei unten an der alten Brücke angebunden. Wenn sie’s nicht glaubten, sollten sie morgen früh kommen und sich selbst davon überzeugen. Ein andermal kam er in Galauniform von einer großen Festlichkeit zu einer gemütlichen Bowle. Er schilderte eingehend das glänzende Diner, das er eben eingenommen, und machte sich dann mit großem Appetit über die Reste eines köstlichen Heringssalats her. Als ein junges Mädchen den verspäteten Gast fragte, wofür er die zwei Orden bekommen habe, die er trage, brummte er lakonisch: ‚Einen fürs Essen und einen fürs Lügen.‘

Alfred Meyer-Waldeck verbrachte fast seine ganze Gymnasialzeit in Heidelberg und studierte auch zwei Semester an der Ruperto-Carola, ehe er 1884, also vor genau 30 Jahren, in die Marine eintrat. Im Jahre 1909 wurde er an Kaisers Geburtstag Kapitän zur See, im August 1911 Gouverneur unseres Kiautschougebietes, dessen Verteidigung gegen den weißgelben Zweibund er meisterhaft leitete."

Von der Stimmung der Deutschen in der Kolonie angesichts des bevorstehenden räuberischen japanischen Überfalls sowie von den gewaltigen Anstrengungen, welche die kleine Zahl der Verteidiger machte, um den Japanern einen warmen Empfang zu bereiten, vermittelt folgende in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte Darstellung eine lebhafte Anschauung:

„Als der Krieg in Europa ausbrach, hörte man in Tsingtau nur eine Stimme des Bedauerns, daß man so fern von der Heimat war und wohl kaum Gelegenheit haben würde, an kriegerischen Operationen teilzunehmen. Allerdings konnten die Engländer von Tschifu, die Russen von Wladiwostock und die Franzosen von Saigon aus einen Angriff auf Tsingtau versuchen, und für den mußte man sich auf alle Fälle rüsten.

Die Stimmung in Tsingtau war bis Mitte August so, daß man immer noch nichts Ernstliches erwartete, sondern nur gegen einen etwaigen Überfall der Alliierten gerüstet sein wollte. Das Badeleben am schönen Strande ging zunächst ruhig weiter. Und als um den 10. August einige Eingeweihte zuerst davon sprachen, es könnte bald ernst werden und die Japaner würden kommen, lachte man sie einfach aus. Es waren nicht wenige Engländer und Engländerinnen unter den Badegästen, der englische Konsul Cattford verkehrte weiter nach wie vor aufs freundschaftlichste in der deutschen Gesandtschaft. Niemand mißtraute ihm, obwohl er sicher schon damals geheime Befehle erhalten hatte und genau wußte, was bereits fest beschlossen war. Am 15. August wurde endlich bekannnt, daß Japan ein Ultimatum an Deutschland überreichen werde. Kaum ein Deutscher in Tsingtau hatte das erwartet. Gerade Japan, dem sowieso schon der größere Teil des Handels in Tsingtau und Schantung gehörte, dessen Schiffe im Hafen am häufigsten verkehrten, dessen Staatsangehörige man stets so entgegenkommend behandelte hatte, dessen Offiziere unter den deutschen Kameraden die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hatten, dessen Generalgouveneur von Port Arthur, General Fukushima, noch vom 26. Juli bis 2. August einen offiziellen Besuch abgestattet und in der japanischen Kolonie bei einem Festessen Lobreden auf Tsingtau gehalten hatte, dessen beste Kreise, Gelehrte, Ärzte, Offiziere, Deutschland ihre zweite Heimat nannten und den deutschen Lehrmeistern alles verdanken, was ihr Vaterland auf die Höhe geführt hat, dieses Japan hatte jetzt plötzlich den Schleier vom Gesicht gerissen. In wenigen Tagen lief die große internationale Badegesellschaft auseinander. Alle Züge, die Tsingtau verließen, waren voll von den flüchtenden Badegästen und später von Frauen und Kindern, die die neutralen und sicheren Zufluchtsstätten in Peking, Schanghai und Tientsin aufsuchten.

In der Verwaltung, beim Gouverneur und seinem Stabe, sowie in der Besatzung hatte man unterdessen Tag und Nacht gearbeitet. Hier war man durch geheime Botschaft bereits am 8. August davon unterrichtet, daß Japan einen Angriff auf Tsingtau plane. Was in den wenigen Wochen der Vorbereitung für den letzten Kampf geleistet wurde, daß der Geist der heldenmütigen Truppe bis zuletzt unerschüttert blieb und alle in der hoffnungslosen Lage entschlossen waren, bis zuletzt ihre Pflicht zu tun, das ist

ein besonderes Kapitel in diesem großen Kriege, und das deutsche Volk wird die Helden von Tsingtau nicht vergessen.

Es war bekannt, daß die Japaner mit drei Divisionen kamen, und daß sie eine Division nach der anderen nachschicken konnten, wenn das nicht langte. Mit 40 000 bis 50 000 Mann konnten sie stürmen, wenn sie wollten, und gegen sie standen auf sechs Kilometer in fünf Infanteriewerken kaum 3000 Mann und in vier Forts nur sechs große 30=cm=Geschütze, im übrigen nur mittlere Geschütze, die zum Teil noch aus dem Boxerkrieg stammten. Auf Befehl des Gouverneurs hatten bis zum 23. August alle Frauen und Kinder Tsingtau zu verlassen. Einige Frauen sind dennoch geblieben, etwa 20 wurden als freiwillige Pflegerinnen ausgebildet. Auch einige Knaben haben bis zuletzt Dienste als Pfadfinder, Depeschenboten, Chauffeure, Furageführer usw. getan. Die Abreise der Frauen war das Signal auch für die chinesischen Kulis und Kaufleute, aus dem der Vernichtung geweihten Platz so schnell wie möglich zu flüchten. So wurde alles öde und leer, wo eben noch frisches Leben auf den Straßen und Plätzen geherrscht hatte. Nur draußen in den Werken waren fast 2000 Kulis beschäftigt, die der gute Verdienst anzog, besonders da sie bei Annäherung des Feindes sich noch immer hätten in Sicherheit bringen können. Als dann Tage und Wochen ins Land gingen, ohne daß die Japaner kamen, kehrten auch viele der im ersten Sturm geflüchteten Diener und Kaufleute zurück und sind dann bis zum Ende dageblieben.

Nach dem Verteidigungsplan wurden drei Verteidigungslinien eingerichtet: die erste an den Grenzen des Pachtgebietes, die zweite vom Litsun=Fluß zum Kaiserstuhlgebirge und den Prinz Heinrich=Bergen, die dritte, fünf Infanteriewerke, unmittelbar vor Tsingtau, mit Benutzung des Forstgartens, der zu diesem Zwecke völlig niedergelegt wurde.

Die Tage bis Ende August wurden eifrig zur Heranschaffung von Munition, Lebensmitteln und sonstigen notwendigen Ausrüstungsgegenständen benutzt. Noch war die Bahn von Tsingtau ja in den Händen der Deutschen, und damit war Tsingtau mit den großen Handelsplätzen in Schanghai und Tientsin sowie mit Peking und Nanking in direkter Bahnverbindung. Allerdings mußten sämtliche Waren Tsinanfu passieren, und hier hatten die Engländer bald einen ausgedehnten Spionagedienst durch die englischen Angestellten des chinesischen Seezollamts eingerichtet. Sie zwangen die Chinesen, die Beförderung von Kriegskonterbande zu verbieten, obwohl sie selbst chinesische Bahnen ruhig zur Beförderung ihrer Kriegsvorräte nach Hongkong usw. benutzten. Natürlich ist es trotz aller Spionage gelungen, Munition und auch einige Schnellfeuer=Geschütze nach Tsingtau hereinzubringen. Die Munition für die großen Geschütze blieb allerdings beschränkt, da neue Vorräte aus Deutschland erst im Herbst eintreffen sollten. Daß schließlich einige 15=cm=Geschütze in Tsinanfu angehalten wurden und aus dem Tsingtau=Zuge auf offener Strecke wieder ausgeladen werden mußten, gab man in Tsingtau offen dem englischen Konsul Mr. Cattford schuld, der die Freundschaft mit den Deutschen dazu benutzt hatte, die Aufmerksamkeit der englischen Gesandtschaft auf gewisse Transporte der Deutschen zu lenken. Er erhielt dann kurz vor Ablauf des Ultimatums einen Wink, daß es besser sei, er verließe Tsingtau, ehe er „entfernt“ würde. Als das englische Kontingent aus Tientsin in Stärke von 800 Mann unter General Bernardiston, dem Verfasser des belgisch=englischen Angriffsplans gegen Deutschland, nach Schantung gesandt wurde, um an der Expedition gegen Tsingtau unter dem japanischen Oberkommando teilzunehmen, stellte er sich den Truppen als Führer zur Verfügung. Verhältnismäßig am besten war Tsingtau noch mit Maschinengewehren ausgerüstet, und diese haben denn auch bei den letzten Angriffen der Japaner treffliche Dienste geleistet.

Eine Abteilung der deutschen Matrosenartillerie in Tsingtau.

Am 23. August, dem Tage des Ablaufes des Ultimatums, war Tsingtau zum Empfang der Feinde bereit, soweit es sich bis dahin überhaupt bereit machen konnte."

Alle waffenfähigen Deutschen aus ganz Ostasien, die noch irgend das Schutzgebiet erreichen konnten, hatten sich auf die Kunde von dem japanischen Ultimatum ohne Zögern auf den Weg nach Tsingtau gemacht, um für die Ehre des Deutschtums einzutreten auf diesem äußersten Grenzposten in Ostasien, den sie selbst als einen verlorenen ansehen mußten. Etwa 1500—1600 Mann, darunter 117 aus Japan selbst, fanden sich so schließlich in Tsingtau ein. Unter den größten Schwierigkeiten, nach vieltägigen Ritten und wochenlangen Fußmärschen, hatten sie sich vielfach durchgeschlagen, denn die Benützung der englischen und französischen

Der Bahnhof von Tsinanfu, dem Endpunkt der Schantung-Eisenbahn.

Dampfer war ja nicht möglich. Leider wurden in Hongkong viele zurückgehalten. Diese Reservisten bildeten eine hochwillkommene Verstärkung der kleinen Besatzung. Wenn durch sie auch die Zahl der Verteidiger auf 4—5000 Mann anwuchs, so war das doch immer noch ein verschwindend kleines Häuflein gegen die vielfache japanische Überzahl. Welch höherer Sinn der heldenmütigen, von allem Anfang an aber aussichtslosen Verteidigung Tsingtaus zukam, das kann kaum treffender gesagt werden, als wie es die Neuyorker „Evening Sun" in folgenden Ausführungen tat:

„Nichts in dem großen Krieg wird sich dauernder dem Gedächtnis einprägen als die lange fortgesetzte Verteidigung einer Festung, nicht gegen eine Armee oder eine Flotte, sondern gegen eine Nation. In dem Augenblick, wo Japan mit seinen großen Hilfsquellen, seiner Armee, die Rußland besiegt hatte, sich auf die Seite der Verbündeten

schlug, war das Schicksal von Kiautschou entschieden, und es war nur noch die Frage, wie lange ein paar Tausend Deutsche ohne Hoffnung auf Entsatz und Verstärkungen ihre Flagge halten konnten gegen die militärische Macht eines Volkes, das zahlreicher als Frankreich ist. Unter diesen Umständen hätte man erwarten sollen, daß nur die wenigen mit dieser Aufgabe betrauten Soldaten einen formellen, kurzen und ehrenvollen Widerstand leisten und sich dann zu der ihren Mut nicht herabsetzenden Übergabe entschließen würden. Aber nichts Derartiges kam den Deutschen des Ostens in den Sinn. Ehe das japanische Anrücken begann, eilten deutsche Männer aus allen, auch den entferntesten Teilen Asiens nach Kiautschou. Es waren nicht Soldaten, sondern Zivilisten, nicht Jünglinge, für welche die Aussicht eines, wenn auch hoffnungslosen Kampfes ein genügender Antrieb sein mag, sondern jung und alt, schwach und krank, begaben sie sich nach dem bedrohten deutschen Hafen, ihrem einzigen Platz an der asiatischen Sonne. Die meisten dieser Männer waren alt und erfahren genug, um genau zu wissen, was kommen mußte. Aber angesichts alles dessen, des sicheren Unterliegens und wahrscheinlichen Todes, kam die Antwort der Deutschen in Asien unverzüglich und einmütig. Und Monate lang blieb die deutsche Flagge auf den Forts von Kiautschou flattern.

Die Verteidigung von Kiautschou spiegelt den Geist und die Entschlossenheit eines großen Volkes wieder. Britische Staatsmänner und Zeitungen haben der Welt erzählen wollen, daß Großbritannien den Krieg führe, um das deutsche Volk vom Militarismus zu erretten und den unterdrückten Deutschen Unabhängigkeit zu bringen. Konnte es eine vollständigere, schlagendere Antwort darauf geben als die Art, wie die Deutschen des Ostens dem Ruf nicht zu einem möglichen Siege, sondern zu unvermeidlicher Niederlage und Vernichtung gefolgt sind? Niemand, der nicht blind sein will, kann hier die Tatsache mißverstehen, daß es nicht die Maschine ist, welche die deutschen Heere so mächtig macht. Die Gesänge der ausgehobenen Jünglinge von 1914 sind nur das Echo der Gesänge jener von 1813 und 1814, die Europa von Napoleon befreiten und Deutschland von völliger Unterjochung erretteten. Ganz unabhängig von Sympathien oder Antipathien in diesem Kriege muß jedermann erkennen, daß ein ganzes Volk, davon durchdrungen, daß es für seine Existenz kämpft, einen Kampf führt, wie es Völker und Rassen nur tun, wenn sie zur Schlacht gehen ohne die geringste Frage und ohne Zweifel, im Vertrauen auf den Sieg, zugleich aber überzeugt, daß, ob Sieg oder Tod, es nur ehrenhaft ist, zu kämpfen.

Von diesem Geist ist die Verteidigung von Kiautschou vielleicht das treffendste Beispiel. Wenn die Männer, die ihr Leben ohne Hoffnung und nach militärischer Betrachtung scheinbar nutzlos hingeben, dazu beitragen, der Welt eine kleine Vorstellung von dem Geist zu geben, der heute das ganze deutsche Volk beseelt, so werden sie sich um ihre Landsleute ebenso verdient gemacht haben wie jene, welche den Sieg von Sedan erfochten, oder die auf das Geschützfeuer bei Waterloo zu marschierten."

Und nun als Gegenstück hierzu die erste britische „Heldentat" im Krieg in Ostasien. Als es in Tsingtau klar wurde, daß der Krieg und damit die Belagerung Tsingtaus unvermeidlich wurde, schickte man Frauen und Kinder zum Teil mit der Bahn nach Schanghai, zum andern Teil zu Schiff nach Tientsin. Das Verhalten der Engländer gegenüber dem deutschen Dampfer „Plakat", der 240 deutsche Frauen und Kinder nach Tientsin bringen wollte, beleuchtet so recht die englische Brutalität, die unangenehm absticht von dem Verhalten des deutschen

Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm der Große“ gegenüber dem britischen Dampfer „Galician“. Der deutsche Dampfer wurde nämlich unterwegs von den Engländern angehalten. Obgleich sofort mitgeteilt wurde, daß er Flüchtlinge an Bord führe, wurde er von einem Torpedoboot umkreist und schließlich gerammt, so daß eine Panik an Bord entstand. Der Dampfer mußte dann ganz zwecklos hin und her fahren, bis er endlich nach Weihaiwei hereingebracht wurde. Die Fahrgäste wurden in völliger Unkenntnis über ihr Schicksal gehalten. In Schanghai wurde die Besatzung des Schiffes bei Wasser und Brot gefangengesetzt und mußte auf dem Steinfußboden ihres Gefängnisses schlafen. Nur der Schiffsarzt wurde auf dem „Paklat“ belassen. Die englische Wache betrank sich und belästigte die Frauen in gemeinster Weise. Die chinesische Schiffsmannschaft begann zu stehlen und zu marodieren. Endlich ließ man Frauen und Kinder auf den chinesischen Dampfer „Sheng-King“, der für 80 Fahrgäste eingerichtet ist, überführen, wobei sie nur einen Teil ihres Gepäcks mitnehmen durften. Obwohl ein Taifun gemeldet war, wurde das überlastete Schiff ohne Begleitung auf die See geschickt, während der englische Kommandant von Weihaiwei nach Tsingtau mitteilte, es sei für die Fahrgäste auf das zuvorkommendste gesorgt worden. Als der „Sheng-King“ endlich nach Tientsin kam, war es jammervoll zu sehen, wie die armen Menschen mit ihrer geringen Habe und durch die ausgestandenen Strapazen geschwächt vom Dampfer herunterkamen. Der Dampfer hat nur 24 Kabinen, in denen Kranke und Frauen mit Säuglingen untergebracht wurden. Die große Menge von über 200 Menschen mußte auf offenem Deck und im Packraum Tag und Nacht zubringen und auf dem Fußboden schlafen. Die sonst übliche zweitägige Fahrt wäre ganz gut auszuhalten gewesen, da der deutsche Dampfer „Paklat“ mit vielen Kabinen und sonstigen Bequemlichkeiten sehr gut ausgestattet worden war. Infolge des Anhaltens durch die britischen Torpedobootszerstörer wurde die Fahrt um fünf Tage verlängert. Der Dampfer „Paklat“, übrigens ein altes Schiff von geringem Wert, wurde von den Briten beschlagnahmt und der Kapitän mit Offizieren und Besatzung gefangengenommen und nach Hongkong gebracht.

Das Kapern dieses Dampfers bedeutete eine grobe Verletzung des Völkerrechts. Nach internationalem Seerecht sind Dampfer der feindlichen Macht, wenn sie Fahrgäste oder Ladung haben, die aus sanitären oder menschlichen Gründen befördert werden, geschützt; darüber setzten sich aber die Führer der britischen Torpedoboote ohne weiteres hinweg.

Den von der deutschen Regierung eingelegten Protest wies Grey in echt englischer heuchlerischer Entrüstung zurück, indem er erklärte, die Wegführung von Frauen und Kindern aus einer Festung, die belagert werden solle, sei nicht als eine im Interesse der Menschenfreundlichkeit erfolgte Handlung anzusehen, sondern als ein Akt, der die Widerstandskraft der Festung erhöhe.

Die ersten Feindseligkeiten vor Tsingtau.

Am 23. August 1914, dem Tag des Ablaufs des japanischen Ultimatums, forderte der Gouverneur Meyer-Waldeck die Festungsbesatzung in folgendem stolzen Tagesbefehl zu den höchsten Leistungen auf:

„Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Kriegsschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September

Japanisches Geschwader.

gefordert wurde. Frist zur Beantwortung der 23. August mittags. Diese unerhörte Zumutung ist nach Form und Inhalt gleicherweise beleidigend. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Erde hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden. Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Besatzung von Tsingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneide und eingedenk des Waffenruhms der Väter,

den Platz bis zum Äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die unberechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen. Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe stehen.

Festungsbesatzung von Tsingtau! Ich erinnere Euch an die glorreiche Verteidigungen Kolbergs, Graudenz' und der schlesischen Festungen vor etwas mehr als 100 Jahren. Nehmt Euch diese Helden zum Beispiel! Ich erwarte von Euch, daß ein jeder sein Bestes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher sodatischen Tugend zu wetteifern. Wohl sind wir zur Verteidigung bestimmt, haltet Euch aber stets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist. Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Am 19. August habe ich den Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs Äußerste zu verteidigen. Wir werden Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Kriegsherrn durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gesetzten Allerhöchsten Vertrauens würdig sind. Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Festungsgouverneur, gez. Meyer-Waldeck."

Noch vor Beginn der Kämpfe traf in Tsingtau der letzte Gruß des Kaisers ein: „Gott mit Euch! In dem bevorstehenden schweren Kampf gedenke ich Eurer."

Am Morgen des 27. August eröffneten die Japaner die Feindseligkeiten mit der drahtlos angekündigten Blockade des Schutzgebiets. Das japanische Geschwader bestand aus den zwei Linienschiffen alten Typs „Suwo" und „Tango", mehreren Kreuzern, gleichfalls älteren und ältesten Datums, und einer Torpedobootsflottille von fünf Booten. Das Flaggschiff „Suwo" war früher in russischem Besitz und wurde von den Japanern im russisch-japanischen Kriege erbeutet und dann etwas umgebaut. Die deutschen Strandbatterien hielten den Feind vorläufig in achtunggebietender Entfernung. Die japanischen Schiffe begnügten sich fürs erste damit, eine etwa 20 Kilometer in See liegende völlig unbewohnte, nur von einem verlassenen Leuchtturm gekrönte Felseninsel, den sogenannten Heuhaufen, zu beschießen. Sie vermuteten dort offenbar starke Befestigungen und gaben sich bei der Beschießung große Mühe. Als ihr Feuer nicht erwidert wurde, landeten sie und überzeugten sich von ihrer nutzlosen Schießerei. Die Schiffe des deutschen ostasiatischen Kreuzergeschwaders waren bei Kriegsausbruch nicht mehr in Tsingtau. Die auf der Seeseite sehr starke Festung bedurfte auch keiner solchen Unterstützung, denn der Hafen liegt hinter einem die ganze Küste beherrschenden und mit Batterien gespickten Höhenzug. Die deutschen Kreuzer hatten zudem auf dem offenen Meer viel mehr Aussicht, dem Feinde zu schaden. Zurückgeblieben waren nur die Kanonenboote „Cormoran", „Iltis", „Jaguar", „Lux" und „Tiger" sowie das

älteste deutsche Torpedoboot „S 90"; ferner befand sich im Hafen der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth". Das erste Seegefecht hatte „S 90" zu bestehen. Bei einer Patrouillenfahrt vor der Kiautschoubucht stieß das Boot mit dem englischen Torpedobootzerstörer „Kennet" zusammen. Über das sich entwickelnde Gefecht schreibt ein Maschinistenmaat des deutschen Torpedoboots:

„Trotzdem uns der Zerstörer mit seiner Artillerie und auch in der Geschwindigkeit überlegen war, sind wir jedoch, ohne auch nur einen einzigen Treffer erhalten zu haben, in den Bereich der Seeforts von Tsingtau entkommen. Daß wir in dem 37 Minuten dauernden Gefecht nicht getroffen worden sind, ist lediglich einem Zufall zuzuschreiben, denn rings um unser Boot hagelte es nur so mit Geschossen, und es waren viele Geschosse nur ein bis zwei Meter vor, hinter und seitlich vom Boote eingeschlagen, so daß das Wasser bis auf die Kommandobrücke spritzte. Die meisten Geschosse sausten jedoch zwischen den beiden Schornsteinen durch übers Boot und schlugen in einer Entfernung von sechs bis acht Meter ins Wasser. Anders sah's jedoch beim Engländer aus, denn wir haben ihm schwere Beschädigungen beigebracht, so daß er später nach Hongkong zu einer größeren Ausbesserung gebracht werden mußte. Der Feind hatte drei Tote und acht Verwundete, außerdem wurde dem Kommandanten ein Bein abgeschossen, und einige Tage später ist er seinen Verletzungen erlegen. Von „S 90" meldeten die Engländer, daß das Boot in sinkendem Zustand nach Tsingtau eingelaufen wäre. Auch die Japaner haben später „S 90" mit ihren 15-cm-Feldgeschützen in den

S. M. Kanonenboot „Jaguar".

Grund gebohrt. Doch auch diese Meldung beruhte auf Unwahrheit. Mehrmals haben die Japaner zwar versucht, uns zu vernichten, doch ist ihnen dies nicht gelungen. Einmal hätte zwar nicht viel gefehlt, denn eine 15-cm-Granate schlug einen halben Meter vor dem Bug ein, ohne jedoch Schaden anzurichten. Mehrere Sprengstücke fielen dabei an Deck. Eine 15-cm-Granate hätte unser Boot in Stücke reißen können."

Präsident Juanschikai,
das Staatsoberhaupt der chinesischen Republik.

Ein stärkeres Mißgeschick traf die japanische Blockadeflotte am 2. September 1914. In der Nacht zuvor war der japanische Torpedobootzerstörer „Schirotaye" auf ein Felsriff aufgelaufen; am nächsten Morgen überschüttete S. M. S. „Jaguar" das gestrandete Schiff mit einem Eisenhagel, bis es vollständig zerschossen war. Beim Minensuchen verloren die Japaner in der Folge noch zwei weitere Torpedoboote.

Die Hauptoperationen gegen Tsingtau spielten sich aber auf dem Lande ab, wo die Festung weit schwächer ist als gegen die Seeseite, und wo den Japanern Gelegenheit geboten war, von ihrer Übermacht ausgiebigeren Gebrauch zu machen. Daß damit ohne zwingende militärische Notwendigkeit eine schwere Verletzung der Neutralität Chinas verbunden war, kümmerte die Japaner sowenig wie die Engländer, die Deutschland des belgischen Neutralitätsbruchs wegen vernichten wollten und es deswegen vor aller Welt anklagten. Die chinesische Regierung gab, ihrer Handlungsweise im russisch-japanischen Kriege folgend, unter dem japanischen Druck das Gebiet Lungkow—Laitschou—Kiautschou für die kriegerischen Operationen frei. Die Japaner gingen jedoch von Anfang an unbekümmert über diese Zone hinaus und bemächtigten sich vor allem auch der einer chinesisch-deutschen Gesellschaft gehörenden Schantungbahn. Daß das von den Nachwehen der Revolution noch geschwächte China dem japanischen Neutralitätsbruch keinen aussichtslosen Widerstand entgegensetzte, war schließlich auch

für die mit der Geschlossenheit Chinas verbundenen deutschen Interessen besser, als wenn Japan einen Anlaß gehabt hätte, sein altes Ziel weiter zu verfolgen, nämlich die Auflösung des gelben Riesenreichs zu fördern.

Die Landung der Japaner erfolgte in dem an der Bucht von Laitschou im Golf von Tschili gelegenen Vertragshafen Lungkow, den China nicht lange zuvor dem internationalen Handel geöffnet hatte. Die Wahl Lungkows war eine durchaus geschickte. Die natürliche Beschaffenheit dieses Hafens gestattete den kleinen Küstendampfern, über die Japan in großer Zahl verfügt, einen ungehinderten Zutritt. Seine Lage gegenüber Port Arthur hatte den weiteren Vorteil für sich, daß die Truppentransporte keinen großen Weg zurückzulegen brauchten, auch leicht gegen Überraschungen geschützt werden konnten, denn die durch zahlreiche Inseln beschränkte Zahl von Fahrstraßen durch die Meerenge von Tschili war mit Leichtigkeit abzusperren. Sofort verbanden die Japaner Lungkow durch eine Feldeisenbahn mit der Schantungbahn, der besten Anmarschstraße gegen das deutsche Schutzgebiet. Schon hier bei der Besorgtheit um die rückwärtigen Verbindungen und bei dem langsamen, allerdings auch infolger heftiger Regengüsse erschwerten Vormarsch zeigte sich wie nachher bei der Belagerung selbst die umständliche Gründlichkeit und die methodische Langsamkeit, die der japanischen Nation eigen ist, die zum Teil aber auch der Achtung des japanischen Schülers vor der geistigen und moralischen Überlegenheit des deutschen Lehrers zuzuschreiben ist. An Truppen hatten die Japaner zum Angriff auf Tsingtau drei Divisionen aufgeboten, also alles in allem etwa 60000 Mann, die dem Befehl des Generals Kamio unterstellt wurden. Dazu kam noch eine kleine britische Streitkraft von 8—900 Weißen und Sikhs unter Brigadegeneral Bernardiston. Die Zahl der gegen die Festung herangeschafften schweren Geschütze von 15—28,5 cm hinauf betrug schließlich allein etwa 250.

Obwohl also die Verteidiger gegen fast fünfzehnfache Übermacht anzukämpfen hatten, warteten sie den japanischen Angriff nicht etwa hinter den Werken ab. Am 23. August 1914 war vielmehr ein Detachement von rund 1000 Mann ins Vorgelände gerückt, um die Straßen nach Tsingtau zu verteidigen. Dieses kleine Häuflein hat seine Aufgabe hervorragend gelöst. Eine Strecke von zuerst 30 km, dann von 10 km war zu verteidigen. Da, wohin zwei Armeekorps gehört hätten, standen 1000 Mann. Die schwer zugänglichen Pässe des Laoshangebirges, das sich mit einem Radius von etwa 25 km als natürliches Bollwerk im Norden und Osten um die Halbinsel herumlegt, auf der Tsingtau liegt, boten den Vortruppen gute Verteidigungsstellungen. Bei ihrer kleinen Zahl und der großen Ausdehnung der Gebirgskette konnte es sich aber nicht darum handeln, die Stellung auf die Dauer zu halten, sondern nur den Anmarsch des Feindes möglichst lange aufzuhalten. Das erste Vorpostengefecht fand Mitte September bei Liuting, einer kleinen Stadt am Paishaho, der das Laoshangebirge an seinem nördlichen Hang

bespült, und an der Straße nach Tsimo, an der Grenze des Schutzgebiets, etwa 3 km östlich von der Eisenbahn, statt. Dabei fiel als erster der Leutnant der Reserve Freiherr von Riedesel von den dritten Gardeulanen, zweiter Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Peking. In der Nähe des Mecklenburghauses fand ein weiteres für die Japaner sehr verlustreiches Scharmützel statt. Beim Kletterpaß gingen die Deutschen sogar zu einem erfolgreichen Angriff gegen die Japaner vor. Den Hotungpaß verteidigte eine deutsche Abteilung von einigen 40 Mann eine Stunde lang gegen Hunderte von Japanern und zog sich dann ohne Verluste zurück. In zähem, unerschrockenem Kampf, oft nur Patrouillen ganzen Bataillonen gegenüberstehend, wichen die Verteidiger langsam der Übermacht. Am 27. September 1914 wurden die Vortruppen nach mehr als vierwöchigen Gefechten hinter das Haupthindernis zurückgenommen. In großen Massen gingen die Japaner an diesem Tage zum Angriff vor. Die Walderseehöhe mußte vor der Übermacht geräumt werden; 50—70 Deutsche wurden in den Prinz Heinrich-Bergen abgeschnitten und fielen nach hartnäckigem Kampfe dem Feind in die Hände. Beim Nachdrängen gerieten die Japaner in das wirksame Feuer der deutschen Schiffsartillerie und erlitten beträchtliche Verluste. Die Festung war nun vollständig eingeschlossen; die Belagerung begann.

Die Belagerung Tsingtaus.

Die Verteidigung Tsingtaus stützte sich auf fünf etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernte Infanteriewerke, die mit dem davor angebrachten Haupthindernis zusammen eine 5–6000 Meter lange Befestigungslinie bildeten. Sie waren durch Betonbauten verstärkt und mit Batterien versehen, aber mit Forts waren sie natürlich nicht zu vergleichen, obwohl bis zum letzten Tage an ihrer Verstärkung gearbeitet wurde. Immerhin brauchten die Japaner sechs volle Wochen, um hier durchzubrechen. Der Kommandant der Landfront war Oberstleutnant von Kessinger, der ebenso wie das Gouvernement in der Bismarckkaserne Quartier bezogen hatte und mit den Werken telephonisch verbunden war.

Am 28. September 1914 fand die erste große Beschießung von See aus statt. Die japanischen Schiffe „Suwo" und „Tango" warfen ihre 1,5 m langen 30,5-cm-Granaten und das englische Linienschiff „Triumph" seine 24,5-cm-Granaten auf die Werke und die Stadt. Das Krachen und Krepieren der Granaten in Tsingtau war furchtbar, aber nur ein Kinderspiel gegen das, was später noch kommen sollte. Von diesem Tag ab kamen die Schiffe fast täglich und warfen ihre Zuckerhüte auf Festung und Stadt.

Auch die deutschen Geschütze schwiegen nur noch selten. Tag und Nacht wurden die Anmarschstraßen und das Vorgelände unter Feuer genommen. Da

die deutschen Geschütze und Maschinengewehre die Ebenen und Hügel vor den Infanteriewerken bestrichen, wurde die Aufstellung der japanischen Belagerungsartillerie wirksam verzögert. Nur langsam und unter großen Verlusten vermochten sich die Japaner näher heranzuarbeiten. Nachdem schon an den Tagen zuvor einzelne Offizierspatrouillen über die Werke hinaus vorgestoßen waren, um festzustellen, wie weit der Feind gefolgt sei, machte sich der Angriffsdrang der Besatzung am 2. Oktober 1914 in einem größeren Ausfall vor Werk 5 Luft. Dort lag der Gegner der Verteidigungsfront am nächsten auf dem Schuang Schan. Die drei Kompagnien des Ostasiatischen Marinedetachements führten in der Nacht den Ausfall schneidig durch, stürmten den Hügel mit dem Bajonett und stießen

Fesselballon in Beobachtungsstellung.

noch darüber hinaus vor. Am nächsten Morgen gingen sie dann vor einer gewaltigen Übermacht wieder hinter das Hauptthindernis zurück. Außer Batterien der Landfront hatten bei dieser Unternehmung auch die Geschütze des „Jaguar" und der „Kaiserin Elisabeth" von der Bucht von Kiautschou aus erfolgreich mitgewirkt. Auch als seitliche Beobachtung taten die beiden Schiffe ausgezeichnete Dienste. Obwohl sie andauernd auf das heftigste mit Steilfeuergeschützen beschossen wurden, hielten sie unerschrocken auf ihrem Posten aus.

Am 5. Oktober 1914 wurde der einzige Fesselballon, den Tsingtau besaß, von feindlichen Schrapnellen getroffen. Der Beobachter, Leutnant der Reserve Weihe, kam jedoch unverletzt zu Boden. Um den Feind zu täuschen, ließ der

Offizier am nächsten Morgen einen großen, mit Gas gefüllten Beutel aufsteigen. Fast täglich stattete ein japanisches Flugzeug Tsingtau einen Besuch ab und ließ Bomben niedergehen, die aber keinen nennenswerten Schaden anrichteten. Auch der einzige deutsche Flieger, Oberleutnant zur See Plüschow, arbeitete unermüdlich. Obgleich er dauernd aufs stärkste mit Gewehren, Maschinengewehren und mit Schrapnellen beschossen wurde, zog er unerschrocken stundenlang seine Kreise über den feindlichen Stellungen und kam mit wichtigen Meldungen zurück. Die Tragflächen seines wackeren Flugzeuges wurden meist von feindlichen Gewehrgeschossen und Schrapnellkugeln durchlöchert und mußten nach der Landung immer

Japanische Feldartillerie in Feuerstellung.

erst wieder geflickt werden. Im „Ostasiatischen Lloyd" schildert der kühne Flieger seine Tätigkeit folgendermaßen:

„Je näher die Japaner kamen, umso schwieriger wurde meine Aufgabe. Aber meine Arbeit wurde am besten durch den Erfolg belohnt. Und daß ich richtig beobachtete und den Japanern furchtbar unangenehm war, sah ich am besten aus den gewaltigen Anstrengungen, die der Feind machte, mich herunterzuholen und mein Flugzeug zu zerstören. Die feindlichen Flugzeuge, acht an der Zahl, davon vier ganz vorzügliche Wasserdoppeldecker, um die ich die Japaner besonders beneidete, warfen ihre meisten Bomben nach meinem Schuppen. Da ich aber aus Segeltuch ein Scheinflugzelt angefertigt hatte und dieses immer schön vor meinem alten Schuppen aufbaute, fielen die ganzen Bomben in die Nähe dieser unschuldigen Attrappe, während mein richtiger

großer Vogel ganz wo anders in einer Ecke des Platzes stand. Ich selber wurde natürlich während der ganzen zwei bis drei oder mehr Stunden, die ich jedesmal über den feindlichen Stellungen schwebte, aufs heftigste mit Gewehren und Maschinengewehren beschossen, und als das nichts half, kamen die Schrapnelle. Die waren allerdings eklig. Und immer wieder neue Überraschungen hatten die Japaner für mich. Als ich zum Beispiel an einem herrlichen Morgen mit prächtigem blauen Himmel zurückkam und landen wollte, schwebten über meinem ganzen Platz lauter kleine weiße Wölkchen in etwa 3 Meter Höhe, die oben von mir aus ganz reizend aussahen. Aber leider merkte ich, daß die Japaner sich wieder einmal einen Scherz mit mir erlaubten, denn die Wölkchen waren die Sprengwolken von 10,5-cm-Schrapnellen. Also, was half es Zähne zusammen und durch! Vier Minuten später stand meine Maschine, aus 2000 Meter Höhe im Sturzflug kommend, wohlbehalten auf dem Platz, und so schnell ich konnte, rollte ich mit ihr in den schützenden Schuppen, auf dessen Dach die Schrapnellkugeln wie Hagel prasselten, aber Gott sei Dank, nicht durchschlugen, da das Dach durch Erde geschützt worden war.

Als ich trotz dieser neuen Überraschungen immer wiederkam, verlegten die Japaner zwei Batterien so weit nach hinten, daß ihre Schrapnelle mich erreichten, während ich die zwei bis drei Stunden über ihren Stellungen kreiste. Das war das Unangenehmste, und manchmal wäre auch beinahe mein Schicksal besiegelt gewesen, wenn ich durch eine plötzliche schiefe Wendung das Treffen nicht vermieden hätte. Die Schrapnelle krepierten so nahe, daß ich trotz des Motorgeräusches das häßliche Bellen der Detonation hörte, den heftigen Luftdruck im Gesicht verspürte und mein Flugzeug so stark wie eine alte Kuff im Seegang zu rollen anfing, was mich oft bei meinen Beobachtungen stark belästigte. Während meine vier wackeren Leute das Flugzeug nach erfolgter Landung dann zum nächsten Tage wieder klar machten, saß ich längst am Steuer meines Autos und raste nochmals durch Schrapnellhagel über den Platz zum Gouvernement, das bereits auf meine Meldung wartete. Kurz darauf krachten auch schon unsere Geschütze und warfen ihren Eisenhagel in die von mir erkundeten Stellungen."

Ganz ohne Verkehr mit der Außenwelt war die Festung auch während der Belagerung nicht. Drahtlos liefen die neuesten Nachrichten ein. Mit wem die Signalstation verbunden war, blieb natürlich geheim; es dürfte aber die eine oder andere drahtlose Station in Schanghai oder Tientsin gewesen sein. Beinahe jeden Tag trafen so Berichte über die letzten Neuigkeiten ein und wurden in den vom Gouverneur ins Leben gerufenen „Tsingtauer Kriegsnachrichten" verbreitet. Da die Nachrichten über die Kriegsereignisse in Europa günstig lauteten, blieb die Stimmung in der Festung vortrefflich, ja es erwachte die Hoffnung, Tsingtau werde sich bis zu dem nicht mehr allzu ferne geglaubten Frieden halten können. Die Nachricht vom Fall Antwerpens wurde am 11. Oktober 1914 besonders freudig begrüßt.

Am folgenden Tag fand sich ein japanischer Parlamentär ein, der im Namen des Generals Kamio, des Führers der Belagerungsarmee, und des Vizeadmirals Kato, des Chefs der Blockadeflotte, den Nichtkämpfern eine letzte Gelegenheit anbot, den Platz zu verlassen, wovon aber nur zwei Frauen und der amerikanische Konsul Gebrauch machten. Bei einer den Japanern am Nachmittag bewilligten Waffenruhe bestatteten diese allein vor dem Schuang Schan an tausend Leichen.

Zum Zeichen, daß es nun voller Ernst wurde, unternahmen die Japaner am 14. Oktober 1914 vom Meere aus eine besonders heftige Beschießung des Seewerks Hu-chuin-Huk und der Iltisbatterie; allein Hu-chuin-Huk erhielt bei dieser Feuertaufe unter anderem einundfünfzig 30,5-cm-Granaten. Während es beim Küstenkommando so aussah, als ob das Werk in Trümmer und Flammen aufgehe, erlitt es weder an Besatzung noch Geschützen Schaden. Ja es gelang einem Kanonier trotz der heftigen Beschießung, dem „Triumph“ einen Volltreffer mit einer 24-cm-Sprenggranate beizubringen. Das Schiff drehte sofort ab und verschwand für zehn Tage, um in Nagasaki Ausbesserungen vorzunehmen. Es war das einzige Mal, daß ein Schiff sich so nahe an die deutschen Seewerke herantraute, daß es beschossen werden konnte, und das geschah scheinbar auch nur aus Versehen. Die Seewerke schossen daher meist mit nach dem Land.

Von einer größeren Unternehmung zur See konnte deutscherseits bei dem Kräfteverhältnis der gegnerischen Schiffe keine Rede sein. Nur S. M. Torpedoboot „S 90“ unter Kapitänleutnant Brunner fand Gelegenheit zu einem erfolgreichen Husarenstreich, indem es sich im Dunkel der Nacht vom 17. auf 18. Oktober 1914 aus der inneren Bucht durch die Sperren auf die offene See hinausschlich und mitten aus der feindlichen Blockadeflotte heraus den „Takatschio“, einen japanischen kleinen Kreuzer von 3700 Tonnen Wasserverdrängung aus dem Jahre 1885, durch Torpedoschüsse zum Sinken brachte. Vom Rückweg nach Tsingtau abgeschnitten, landete Brunner mit seinem halben Hundert Mannen an der chinesischen Küste und vernichtete sein Schiff, das 1898 als erstes der sogenannten großen Torpedoboote gebaut worden war und seit 14 Jahren in Tsingtau Dienst getan hatte, durch Sprengung. Von dieser letzten Fahrt und den Schicksalen der Besatzung auf chinesischem Boden, die so sehr an diejenigen der heldenmütigen Ayeshamannschaft unter Kapitänleutnant von Mücke erinnern, entwirft ein Maschinistenmaat im „Schwäbischen Merkur“ folgende Darstellung:

„Da „S 90“ wegen des Feuers der feindlichen 15-cm-Brummer sich nicht mehr an den Kämpfen zu Land beteiligen konnte und wir bei Tag immer nur untätig zusehen konnten, so wurden uns die Tage schon bald unerträglich; doch bald wurde auch uns eine andere Aufgabe zuteil, die eigentliche Aufgabe eines Torpedoboots, sich in der Dunkelheit der Nacht an den Feind zu schleichen und ihn anzugreifen.

Seitdem die Japaner die Einfahrt nach Tsingtau blockiert hatten, waren weder S. M. S. „Jaguar“ noch „S 90“ außerhalb der Sperre gewesen, da gegen die japanische Flotte ein kleines Kanonenboot wie „Jaguar“ und das einzige Torpedoboot „S 90“ nichts ausrichten konnten, während unsere Schiffe in der Kiautschoubucht dem Feinde zu Land großen Schaden zufügen konnten. Eine Folge davon war, daß die japanischen Blockadeschiffe sich so sicher fühlten, daß sie sogar bei Nacht ihre Lichter setzten. Auf keinen Fall rechneten sie jedoch damit, daß „S 90“, als einziges Torpedoboot einen Ausfall wagen würde, zumal sie „S 90“ zum mindesten schwer beschädigt glaubten.

Unsere Aufgabe war es nun, den Feind anzugreifen und, wenn möglich, nach Tsingtau zurückzukehren. Zu diesem Zweck mußten wir jedoch die Blockade durchbrechen,

da die großen Schiffe hinter dem Blockadering der Zerstörer waren. Nachdem nun alles vorbereitet, verließen wir am 17. Oktober, abends 8 Uhr, Tsingtau, und die Nacht schien so richtig zu unserem Vorhaben geeignet, während die vorherigen Nächte noch ziemlich hell waren. Die Schiffe hatten in dieser Nacht kein Licht gesetzt, und wir fuhren nun mit langsamer Fahrt auf die Blockade zu. Das Boot war vollständig abgeblendet. Da die Japaner keine Lichter gesetzt hatten, mußten wir umsomehr auf der Hut sein, um den feindlichen Zerstörern auszuweichen. Daß diese immer ihren regelmäßigen Kurs fuhren, war uns bekannt, und wir benutzten nun den Augenblick, als sie ihren Kurs geändert hatten und von uns wegfuhren, um hinter ihnen durch die Blockade zu kommen, was uns um 10 Uhr schon gelang. Nun machten wir einen großen Bogen um die Blockade und suchten ein größeres Schlachtschiff zu finden. Als

Eine einschlagende Granate, unter Lebensgefahr in nächster Nähe aufgenommen.

uns dies nach Mitternacht noch nicht gelungen war, war es Zeit, die Rückfahrt nach Tsingtau anzutreten, denn wir mußten, bevor es heller wurde, wieder Tsingtau erreicht haben. Doch es sollte anders kommen. Während wir drei Zerstörern auswichen, kam uns der japanische Kreuzer „Takatschio“ in die Quere. Der Kreuzer schien uns nicht zu bemerken, und wir machten nun einen regelrechten Torpedoangriff, wie er bei Friedensübungen durchgeführt wurde. Wir fuhren bis auf 200 Meter an den Feind, doch schon auf 300 Meter Entfernung hatte der erste Torpedo, dem kurz nacheinander der zweite und dritte folgte, sein Ausstoßrohr verlassen. Jetzt erst bemerkte der Feind, wie ihm geschah, doch zu spät. Der Hornist blies nun Alarm, aber ehe er das kurze Signal zu Ende geblasen, hatten auch schon unsere Torpedos ihr Ziel erreicht, und es erfolgte nun eine Explosion, wie man sie sich schrecklicher nicht vorstellen kann. Es hörte sich an, als wenn der Feind plötzlich mit sämtlichen Geschützen aus dieser kurzen Entfernung

auf uns gefeuert hätte. Dann sah man den mittleren Teil des Schiffs in Form von kleinen Stücken in die Luft fliegen, und im nächsten Augenblick hagelte es bei uns an Bord mit kleineren und größeren Sprengstücken, so daß es ein Wunder war, daß niemand verletzt wurde. Die Wirkung war so groß, daß das Schiff sofort versank. Nachdem die Feuersäule und die Rauchwolke verschwunden, war auch nichts mehr vom Schiff zu sehen. Von der Besatzung, die 284 Mann betrug, sollen drei Mann gerettet sein.

Eine Rückkehr nach Tsingtau war nun für uns unmöglich, und wir suchten deshalb in der Richtung nach Schanghai zu entkommen. Ein Umstand war für uns günstig, nämlich daß der Angriff ohne das Leuchten eines Scheinwerfers durchgeführt war, was den übrigen Schiffen sofort verraten hätte, wo sie den Feind zu suchen hätten. Auch hätte ein vom Feind auf uns abgegebener Schuß vor der Explosion genügt, um die Anwesenheit eines Feindes, also uns, zu verraten. Der Feind mußte zunächst annehmen, daß der Kreuzer auf eine Mine gelaufen wäre. Durch diese allgemeine Verwirrung erzielten wir einen Vorsprung unsern Verfolgern gegenüber; doch da ein Entkommen nach Schanghai ausgeschlossen war, so waren wir gezwungen, „S 90" an der chinesischen Küste in die Luft zu sprengen. Wir befanden uns nun in neutralem Gebiet, und nachdem unser Kommandant noch einige Worte über die letzten Fahrten und das jetzige Ende von „S 90" an uns gerichtet und wir drei Hurras ausgebracht hatten, marschierten wir gegen 6 Uhr morgens landeinwärts, ohne jedoch zu wissen, welchen Weg wir noch zu machen hätten, um am besten nach Schanghai zu kommen. Um 1 Uhr nachmittags erreichten wir eine chinesische Stadt, in der sich ein chinesischer Truppenteil befand, und wurden dort aufs freundlichste aufgenommen. Da wir auf neutralem Gebiet waren, mußten wir unsere Waffen abgeben und uns von nun ab als Gefangene betrachten. Da wir alle der Ruhe bedürftig waren, — wir haben während der ganzen letzten Wochen nur wenig schlafen können und waren in der letzten Nacht überhaupt nicht zur Ruhe gekommen, denn jeder mußte auf seinem Posten sein — so blieben wir fürs erste in dieser Stadt, um erst am andern Morgen weiter zu marschieren. In der Nacht hatte es jedoch geregnet, und wir mußten deshalb unsern Weitermarsch noch um einen Tag verschieben, da uns von chinesischen Offizieren erklärt wurde, daß wir mehrere Flüsse überschreiten müßten, die jetzt durch den Regen zu hoch angeschwollen wären. Brücken gibt es nämlich in China noch nicht. Auch wären wir trotzdem weitermarschiert, doch sollten wir

Japaner erwarten einen Sturmangriff.

ein Begleitkommando mitbekommen und blieben also noch den zweiten Tag (Montag, den 19. Oktober) in unserem Tempel, der in ein Massenquartier umgewandelt war. Unser Ziel war nun die nächste Bahnstation der Tientsin-Pukow-Bahn, auf der ich am 3. August nach Tsingtau gefahren war, und die wir nach einem anstrengenden Gewaltmarsch am 28. Oktober, abends 7 Uhr, erreichten. Daß dieser Marsch ungewohnte Strapazen erforderte, und daß keine Sohle ganz blieb, könnt Ihr Euch wohl vorstellen, zumal es hier keine wohlgepflegten Landstraßen gibt und wir über Berg und Tal, zeitweise über nicht endenwollendes Steingeröll durch die verschiedenartigsten Schluchten und dann wieder größtenteils durch sumpfiges Gebiet zu gehen hatten, wobei wir bei jedem Tritt bis an die Knöchel in den Schlamm und Ackerboden versanken. Trotz diesen schlechten Wegverhältnissen haben wir an einem Tag 58 km zurückgelegt, während wir an den übrigen Tagen durchschnittlich 35 bis 40 km machten. Unsere Nahrung bestand täglich aus drei, fünf oder sechs Eiern und Chinesenbrot (eine Art Matzen). Da die Hühner hier sehr billig sind, so gab es auch dreimal gekochte Hühner mit Reis. Auch haben wir uns selbst chinesische Eßwaren gekauft und meist sogar für gut befunden, was wir in anderen Verhältnissen im Leben nie gegessen hätten.

Ihr könnt Euch wohl denken, daß wir alle froh waren, als wir die Bahnstation erreicht hatten, wo wir von deutschen Ingenieuren des an dieser Station liegenden Kohlenbergwerks aufs beste empfangen und bewirtet wurden. Daß wir einen guten Appetit mitgebracht hatten und unter uns kein Kostverächter war, könnt Ihr Euch denken. Am 29. Oktober 1914, morgens 4 Uhr, ging's dann mit der Bahn weiter; so sind wir dann um 4 Uhr nachmittags in Nanking eingetroffen. Zunächst mußten wir noch über den Jangtsekjang übersetzen und wurden dann in den chinesischen Landtagsgebäuden untergebracht. Wir fanden hier eine sehr gute Aufnahme; es war für die Chinesen eine doppelte Freude, daß wir gerade den „Takatschio" erledigt hatten, der im chinesisch-japanischen Krieg eine Rolle gespielt und einige chinesische Kanonenboote vernichtet hatte. Wir bewohnen zu je zwei oder drei Mann eine Stube. Die Verpflegung ist sehr gut. Auch können wir frei umhergehen, doch an Land tragen wir Zivilkleidung. Die ersten Tage konnten wir uns von den Strapazen erholen, während wir jetzt geregelten Dienst haben, Frei- und Turnübungen, gemeinsame Bewegungsspiele usw., in der übrigen Zeit haben wir Unterricht in verschiedenen Fächern, wie z. B. Mathematik, Maschinenkunde, fremde Sprachen und Kriegsereignisse. Wir haben hier alles, was wir uns wünschen können; doch lieber würden wir alle dieses untätige Leben mit einer Ozeanfahrt vertauschen, um in den Reihen unserer Kameraden mit unserer Heimatflotte weiterkämpfen zu können."

Unterdessen nahm die Beschießung Tsingtaus ihren Fortgang. Um einen Begriff von der Heftigkeit zu bekommen, seien nur einige annähernde Zahlen genannt. Am 29. Oktober 1914 erhielt Tsingtau allein von der Seeseite ungefähr 213 30,5-cm- und am 30. Oktober 239 30,5-cm-Geschosse.

Am 31. Oktober 1914 war der Geburtstag des Mikado. Durch Kundschafter hatte man erfahren, daß die Japaner Tsingtau an diesem Tage bestimmt nehmen wollten. Sie hatten bis zu dieser Nacht ihre sämtlichen Landbatterien fertig gebaut, und am 31., um sechs Uhr früh, donnerten auf einmal von See und von Land die feindlichen Geschütze und warfen ihre furchtbaren Geschosse auf die Festung. Von Land schossen die Japaner in erster Linie mit schweren Haubitzen bis zum 28-cm-Kaliber hinauf, und von See krachten die schwersten Schiffs-

geschütze. Das Fauchen der herabsausenden Haubitzgeschosse, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen der Granaten und Sprenggranaten und der Knall beim Krepieren, dann das Bellen der zerplatzenden Schrapnelle und das Dröhnen der schweren Geschütze machten einen Lärm, als ob die Hölle selbst losgelassen wäre. Die Werke und all das in der Nähe liegende Gelände wurden fürchterlich mitgenommen. Ganze Bergkuppen wurden abgetragen, Löcher bis zu 10 Meter Breite und 5 Meter Tiefe ausgestampft. Endlich kam der Abend, und das feindliche Feuer schwieg. Nach Ansicht des Feindes wie auch der Verteidiger mußten sämtliche Werke niedergekämpft sein, denn sie glichen zum Teil nur noch Trümmerhaufen, aber als die braven blauen Jungens an ihre Kanonen eilten, die zum Teil aus Erd- und Steinmassen förmlich herausgegraben werden mußten, fanden sie doch fast sämtliche Geschütze noch heil oder nur gering beschädigt.

Da fingen plötzlich mitten in der Nacht, als die feindlichen Sturmkolonnen sich sammelten, sämtliche Eisenschlünde der Festung an zu feuern, und überschütteten die feindlichen Batterien und die heranrückenden Sturmkolonnen mit ihrem vernichtenden Feuer. Die Wirkung dieser Beschießung war für die Japaner verheerend, denn es folgte kein Generalsturm, wie beabsichtigt, und am nächsten Tage setzte das feindliche Artilleriefeuer erst gegen Mittag recht flau wieder ein. Allerdings war das Feuer noch so stark, daß die Bismarckberg-Batterie über 20 Volltreffer und Hu-chuin-Huk über 50 Volltreffer aus schwersten Haubitzen erhielten.

Von nun an stoppte die Beschießung Tag und Nacht keine Minute mehr. Nicht nur die Infanteriewerke und Batterien, sondern auch die innere Stadt wurde immer mehr mitgenommen. Am schlimmsten wurde schließlich noch die letzte halbe Stunde vor der Übergabe, wo die Japaner noch einmal offenbar von allen Batterien aus ziemlich wahllos die ganze Stadt unter ein sehr lebhaftes Feuer nahmen. Es blieben auf diese Weise nur sehr wenige Gebäude in der Stadt unbeschädigt. Nur dem Umstand, daß Tsingtau von Menschen ziemlich leer war, da ja die meisten Frauen und Kinder die Stadt verlassen hatten, die Mehrzahl der Männer aber in der Front stand, war es wohl zu danken, daß trotz der vielen Treffer innerhalb der Stadt doch nicht ein einziger Europäer bei der Beschießung ernhaft zu Schaden kam. Nur Inder und mehrere Chinesen wurden getötet.

Das ununterbrochene japanische Feuer richtete schließlich an den Werken und Batterien immer größeren Schaden an. Einzelne Geschütze wurden zeitweilig oder für immer außer Gefecht gesetzt. Da ihnen sehr bald auch die Munition ausging, konnten sie das feindliche Feuer kaum mehr wirksam erwidern und mußten schließlich nacheinander alle schweigen. Die Brustwehren und das Hauptbindernis der Infanteriewerke gingen mehr und mehr in Trümmer. Die Mannschaften dort und in den neugebauten Stellungen dahinter hatten auch teilweise schon unter Verpflegungsschwierigkeiten zu leiden, da das lebhafte Feuer der Japaner selbst gegen jede einzelne Person, die sich auf den Zugangswegen blicken ließ, kaum noch irgend-

welchen Verkehr gestattete. Unter dem Schutz ihrer Artillerie waren nun die Japaner auch bereits überall bis auf Sturmentfernung an die deutschen Linien herangekommen. Zum Teil hatten sie sich bis unmittelbar ans Hauptthindernis herangegraben. Trotzdem mißlangen ihnen die ersten Sturmversuche gänzlich.

Die Stimmung der Verteidiger war hervorragend. Vom höchsten Offizier bis zum jüngsten Mann setzte jeder sein bestes Können ein, um seinem Vaterland zu dienen. Die grimmige Entschlossenheit, bis zum Äußersten auszuhalten, wurde durch das Eintreffen des folgenden drahtlosen kaiserlichen Telegramms aus dem Großen Hauptquartier noch bestärkt: „Mit mir blickt das ganze deutsche Vaterland voll Stolz auf die Helden von Tsingtau, die getreu dem Wort des Gouverneurs ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie alle meines Dankes gewiß! Wilhelm I. R."

Phot. Photothek, Berlin.

Japanische Maschinengewehre beim Feuern.

Bei dem Schwinden der Munition und der ungeheuerlichen Wirkung der überlegenen japanischen Artillerie, der die Verteidiger schließlich völlig machtlos gegenüberstanden, konnte der Fall der Festung nur noch eine Frage von Tagen sein. Trotz einer von einem japanischen Flieger herabgeworfenen Proklamation des japanischen Befehlshabers, die so recht die japanische Habgier verriet und besagte, „es dürfte dem Gotteswillen wie der Menschlichkeit entgegenwirkend sein, wenn man die noch nicht ausgenützten Waffen, Kriegsschiffe und sonstigen Baulichkeiten, ohne taktischen Anspruch zu haben, zugrunde richten würde, und zwar bloß

aus der eifersüchtigen Absicht darauf, daß sie in die Hände der Gegner fallen werden," wurde in Erkenntnis der Lage diese „Gedankenlosigkeit", wie das japanische Schriftstück sich ausdrückte, am 2. November 1914 doch verwirklicht. Die Werkstätten der Werft, das Schwimmdock und der 150-Tonnen-Kran, ein Wahrzeichen Tsingtaus, wurden zerstört. Dann versenkte man die letzten Schiffe, und zwar an Stellen, wo sie später den Verkehr so sehr als möglich hemmen sollten. Der tapfere kleine „Jaguar" ging mit geöffneten Ventilen in die Tiefe, und ihm folgte die „Kaiserin Elisabeth", ein alter Kreuzer von 4000 Tonnen aus dem Jahre 1890. Die Besatzung von 4—500 Mann unter dem Kommandanten, Linienschiffsleutnant Richard Mallowiz, kämpfte Schulter an Schulter mit ihren Verbündeten zu Land weiter.

In der Frühe des 6. November 1914 ging auch der Flieger, Oberleutnant Plüschow, nach Schanghai ab. Er kam unbehelligt von den Japanern davon. Hinter ihm ging der Flugzeugschuppen auf dem Iltisplatz in Flammen auf. Über diesen seinen Flug aus der Festung schrieb der deutsche Offizier im „Ostasiatischen Lloyd":

„Am 5. November abends (am Tage vor der Übergabe der Stadt) stand ich vor meinem Festungsgouverneur und sagte: ‚Ich melde mich gehorsamst aus der Festung!' Das war wohl die einzige Meldung dieser Art, die bisher in einer belagerten deutschen Festung gemacht worden ist.

Brummend kreiste der Propeller, als ich am 6. November, früh um 5½ Uhr, an mein startklares Flugzeug herantrat. Meine brave Maschine, die mich so oft durch und über Geschoß- und Schrapnellhagel geführt hatte, sollte nun zum letzten Mal ihren Meister tragen. Noch eine verantwortungsvolle Aufgabe hatte ich zu erfüllen. Schnell noch eine kurze Prüfung des Motors, dann war keine Zeit mehr zu verlieren. Denn seit acht Tagen zerpflügten die feindlichen Granaten förmlich den Landungsplatz, der gleichzeitig mein einziger Start- und Landungsplatz war, und niemand, den nicht die eiserne Pflicht hier hielt, wagte sich in diesen Höllenpfuhl hinein. Noch ein kräftiger Händedruck meiner vier braven Leute zum Abschied, noch einmal streichelte ich den Kopf meines treuen Hundes „Husdent", der mich traurig mit seinen treuen, klugen Augen ansah, dann gab ich Vollgas, und wie ein Pfeil schoß die „Taube" in die Nacht hinaus. Da plötzlich, als ich eben 30 Meter hoch und etwa über der Mitte des Platzes war, erhielt mein Flugzeug einen furchtbaren Stoß, und nur mit eiserner Faust konnte ich die Maschine zur Ruhe zwingen und vor dem Absturz bewahren. Eine feindliche Granate war gerade unter mir krepiert, und der Luftdruck hätte mich beinahe zu Boden geschleudert. Aber gottlob! Nur mit Erde wurde ich überschüttet, und außer einem faustgroßen Loch, das ein Granatsplitter in meine linke Tragfläche riß, war kein weiterer Schaden angerichtet. Nun kamen noch einige Schrapnelle hinter mir her, es waren die letzten Abschiedsgrüße der Japaner an mich. Als ich hoch genug war, drehte ich nochmal um, da lag das liebe, kleine Tsingtau, das so viel durchgemacht und so viel auszuhalten hatte. Bis in meine einsame Höhe drang das Dröhnen der Geschütze, der Klang des begonnenen Sturmangriffs und der verzweifelten Gegenwehr. Ob wir diesen dritten Sturmangriff noch aushalten würden? So schwer wurde mir dieser Abschied! Als die Sonne aufging, schwebte ich schon hoch oben im blauen Äther über südlich liegenden wilden Gebirgen. Der modernste Blockadebruch war mir gelungen."

Gefangene Deutsche in Matsujama (Japan).

Der Fall Tsingtaus.

In der Nacht vom 5. auf 6. November 1914 setzten die Japaner beim Infanteriewerk 3, dem schwächsten Werk, das durch Artilleriefeuer vollständig zerstört war, und dessen zerschossene Hindernisse der Feind weggeräumt hatte, zum Generalsturm an. Bei Tagesgrauen gelang es den Japanern schließlich, bei Werk 3 die Linien zu durchbrechen und auch die schwachen dahinter stehenden Kräfte zu überrennen. Über den Iltisberg drangen sie sofort bis zur Bismarckkaserne vor. Auch sonst auf der ganzen Front hatten sie unbestreitbare Erfolge. Noch waren zwar auf dem linken Flügel die Stellungen der zweiten Linie, die vom ostasiatischen Marinedetachement gehalten wurden, ziemlich unversehrt. Aber eine weitere Fortsetzung des Kampfes noch in diesem Augenblick angesichts des Durchbruchs im Zentrum hätte das Schlachtenglück doch nicht mehr wenden können und nur zur Niedermetzelung der kleinen, der vielfachen Übermacht nunmehr so gut wie wehrlos ausgelieferten Besatzung, die schon beträchtliche Verluste erlitten hatte, führen müssen, ohne daß das noch einen erkennbaren nennenswerten Zweck gehabt hätte. Die Tsingtaubatterie, Hu-chuin-Huk, Yunuisan und der Bismarckberg wurden eben noch gesprengt, dann ging etwa um ½7 Uhr früh die weiße Flagge auf dem Signalberg hoch. Das Artilleriefeuer schwieg bald. Nach und nach erlosch auch das Gewehrfeuer, zuletzt auf dem linken Flügel. Das Ringen, in dem ein paar tausend Mann Deutschlands Platz an der Sonne gegen eine gewaltige Übermacht über alles Erwarten lange mit staunenswerter Tapferkeit gehalten hatten, solange sie noch an Widerstand denken konnten und ihr Widerstand auch noch im geringsten Zweck hatte, war zu Ende.

Ein Unterarzt, der in einem der Infanteriewerke Dienst tat, schildert in einem in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Briefe den Schlußkampf folgendermaßen:

„Heute vor vierzehn Tagen, am 7. November, etwa 7 Uhr früh, fiel der letzte Schuß von unserer Seite, der letzte Atemzug unseres lieben Tsingtau. Der Kampf dauerte von abends etwa 10 Uhr ab. Herr v. Schönberg hatte Dienst. Er war oben mit etwa 20 Mann zur Bewachung unseres sogenannten Infanteriewerkes. Wir hatten in der Tat kein Werk mehr; keinerlei befestigte Stellung. Drahthindernis (Haupt- und Werkhindernis), Postenstände, Brust- und Rückenwehren, Front- und Flankenlinien, dies alles bildete einen wirren Trümmerhaufen, der nicht im geringsten mehr Schutz bot, im Gegenteil durch das lockere Umherliegen beim Krepieren der Granaten uns noch gefahrvoller wurde. Große, breite Breschen in den Mauern und im Drahthindernis an den verschiedensten Stellen, so daß der Japaner bequem durchmarschieren konnte. Dies alles war das Werk einer ganz heftigen achttägigen Beschießung mit schwerer Artillerie bis zu 25-cm-Geschossen. Acht Tage lang mußten wir unten in der wirklich bombensicheren Kasematte bleiben, meist schottendicht, beim Schein der Petroleumlampe. Welch üble Luft dort oft herrschte, die Leute dicht zusammengedrängt! Dann das fortwährende Krepieren der Geschosse bei und über uns und dabei das Gefühl der Ohnmacht.

Dazwischen wieder die Schwerverwundeten, ab und zu Tote, das Bewußtsein, daß sich der Feind unter dem Schutze seines heftigen Artilleriefeuers immer näher an uns heranpürschte, immer weiter seine Laufgräben vorschob, immer näher seine Sandsackwerke vor unserem Hauptglacis errichtete. Dies alles regte die Gemüter anfangs sehr auf; schließlich aber wurde man abgestumpft, übermüdet, mürbe gemacht im Bewußtsein, wir können uns nicht schützen, wir dürfen auf keine Hilfe rechnen, wir haben keine Artillerie mehr, die fähig ist, dem feindlichen artilleristischen Vernichtungskampf wirksam gegenüberzutreten. Man hatte so das Gefühl, die Kehle wird uns langsam zugeschnürt, wir müssen es uns ruhig gefallen lassen, wir sind vollkommen machtlos gegen diese Übermacht.

Phot. Phothothek, Berlin.
Japanische Infanterie beim Gewehrreinigen.

Trotzdem man nicht in einer gerade glänzenden Stimmung war, sehnte man sich nach dem Sturme, nach dem Ende dieses ganz ungleichen Kampfes. Und die Japaner zögerten auch nicht lange damit. Wie schon gesagt: Am 6. abends begann der finstere Nachtkampf, der Sturm auf die „Infanteriewerke". Vorher eine auffallende Ruhe; kein Artilleriefeuer. Etwa um 10 Uhr ging die schrill klingende Alarmglocke, jeder eilte hinauf auf seinen Platz, d. h. man besetzte die Wälle, so gut es ging. Bald hörte man Gewehre, Maschinengewehre, Handgranaten. Nachher gab es für mich reichlich zu tun. Unser Werk mochte etwa 240 Mann gehabt haben; davon etwa 15 Tote und ungefähr 50 Verwundete im ganzen. Der erste Sturm auf unser Werk wurde von uns zurückgeschlagen; hierbei taten unsere Handgranaten besonders gute Wirkung. Das konnte ich an zwei Japanern sehen, die durch sie schwer verwundet bald nach dem Verbande bei mir im Lazarett starben. Ich vergesse nie dies namenlose Staunen, als sie bei uns auf dem Tische lagen. Etwa nachts 2 Uhr wurde uns telephoniert: ‚Infanteriewerk 3 hat sich ergeben.' Das war der Anfang vom Ende; die Feinde konnten bequem durch unsere Linien hindurch nach Tsingtau vordringen und sich im Rücken der anderen

Werke breit machen. So konnten wir dem zweiten Sturme nicht lange standhalten. Revolver, Degen, Gewehre wurden vernichtet, die bevorstehende Übergabe an den Chef der Landfront telephoniert, Telephon vernichtet — und schon hörten wir die Japaner in den Gängen ihr „Bansai" brüllen. Unsere Leute wurden bald von den gelben Fluten zurückgedrängt; die Türe zur Kaserne wurde offen gelassen. Ein japanischer Offizier erschien, besonders zu erkennen an seinen Zugstiefeln. Unser Hauptmann übergab ihm die Degenstücke; er besah sie, wußte scheinbar nicht, was er damit anfangen sollte, legte sie schließlich auf meinen Instrumententisch, dann wanderte er mit seinem vorgehaltenen Revolver weiter durch die Räume. Er war äußerst erstaunt zu hören, daß wir hier nur 200 Mann wären und in Tsingtau etwa 4000 in allem. Über unsere Stärke waren sie scheinbar falsch unterrichtet.

Dies war so etwa ½7 Uhr früh. Dann mußten wir alle das Werk verlassen,

Japanische Matrosen beim Exerzieren.

vor ihm antreten. Ein eigenartiges Bild, überall die kleinen gelben Kerls sich herumtreibend auf den Trümmern unseres Werkes. In zwei Autos schaffte ich die Verwundeten nach Tsingtau. Dann durften wir unser Bündel packen, und um die Mittagszeit zog die 2. Kompagnie vom 3. Seebataillon ab in die Gefangenschaft, vorläufig drei Stunden weit nach Tabatun. Ich mußte ebenfalls mit. Nächsten Tag schon ließen sie mich laufen. Ich ging nach Tsingtau zurück und hause nun hier auf der Hochschule. Am 24. November muß das Sanitätspersonal Tsingtau verlassen, und wir werden auf Schanghai, Peking und Tientsin verteilt."

Durch Vermittlung der japanischen Gesandtschaft in Peking gelangte folgende dienstliche Meldung des Gouverneurs von Kiautschou nach Berlin:

„Tsingtau, 9. November. Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement vom Land mit

schwerstem Geschütz bis 28 cm, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See, schwer erschüttert. Artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwerstem anhaltendem Feuer wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten. Gez. Meyer-Waldeck."

Die telegraphische Antwort des Kaisers an die deutsche Gesandtschaft in Peking lautete: „In wärmster Anerkennung für die heldenmütige Verteidigung Tsingtaus verleihe ich Kapitän z. S. Meyer-Waldeck das Eiserne Kreuz 1. Klasse und behalte mir vor, in weitgehendem Maße auch die Offiziere und die Besatzung der Festung zu belohnen, ebenso wie die Tapferen von der „Kaiserin Elisabeth". Sie alle werden aber den schönsten Lohn in der Bewunderung finden, die ihnen über die Grenzen des Heimatlandes hinaus gezollt wird. Mit Freude habe ich vernommen, daß die Verluste verhältnismäßig gering sind. Die Namen der Gefallenen und Verwundeten sind sobald wie möglich zu telegraphieren. Gez. Wilhelm I. R."

Die Japaner waren höchlichst erstaunt über die geringe Stärke der Festungsbesatzung; sie hatten mindestens auf die doppelte Anzahl gerechnet. Waren doch ihre eigenen Verluste weit größer als die Zahl der Verteidiger. Der Gouverneur und die Offiziere durften ihre Waffen behalten. Sämtliche Gefangene, mit Ausnahme von etwa 400 Verwundeten, wurden nach Japan gebracht und dort interniert. Die gefallenen Deutschen wurden in Einzelgräbern beigesetzt mit der Aufschrift „Heldengräber". Die Kriegsbeute gaben die Japaner an auf 2500 Gewehre, 100 Maschinengewehre, 30 Feldkanonen, 1200 Sterling in Geld, 15000 Tonnen Steinkohlen, 40 Automobile und Vorräte für 5000 Mann auf 3 Monate.

Über den Einzug der Japaner in die eroberte Festung und die Tage nach dem Sturm berichtet ein Holländer im „Nieuwe Rotterdamsche Courant":

„Nach der Übergabe ging alles ganz ruhig zu. Am 7. November, um 7 Uhr morgens, zogen die Japaner in die Stadt ein und besetzten ruhig und ohne Übereilung die wichtigsten Punkte der Stadt, hißten ihre Fähnlein mit der aufgehenden Sonne. Dann, noch vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, verließen sie bis auf ein paar Mann die Stadt und besetzten die Zugänge, so daß niemand ohne Paß aus und ein konnte. Aber im übrigen wurde den deutschen Soldaten Freiheit gelassen. Alle Soldaten in der Stadt hatten nach ein paar Tage Zeit und konnten sauber ihre Siebensachen packen. Alle Offiziere durften ihren Degen behalten. Montag, den 9. November, war das Begräbnis eines Teils der Gefallenen auf dem europäischen Kirchhof, und Dienstag mußte der größte Teil der Mannschaften antreten und wurde von den Japanern in die Gefangenschaft übernommen. Abgesehen von ein paar Fällen von Plünderung am Samstag Morgen, als die Japaner zum erstenmal in die Stadt einzogen, ging alles sehr geordnet zu. Die Fälle von Plünderungen sind nicht sehr ernster Art, aber doch höre ich, daß die Japaner selbst etwa 30 eigene Leute für Vergehen dieser Art totgeschossen haben."

Eine besondere Würdigung bedarf der Anteil, den das englische Detachement an den Kämpfen nahm. Bei der Belagerung waren die Engländer kaum zu sehen. Einmal versuchten sie, eine Befestigung aufzuwerfen; als sie aber unter

Artilleriefeuer genommen wurden, ergriffen sie schleunigst den Rückzug unter Zurücklassung von einigen Toten und Verwundeten, die sie erst am nächsten Tage in der Dunkelheit abholten. Von da ab spielten sie nur noch hinter der Front der Japaner Fußball. Am Sturm nahmen sie überhaupt nicht Teil, obwohl sie nach Aussage eines japanischen Offiziers zweimal dazu aufgefordert worden waren. Die Japaner behandelten ihre Verbündeten auch entsprechend. So schreibt ein Deutscher aus Tientsin über die Vorgänge bei der Unterzeichnung des Übergabeprotokolls:

„Als das Protokoll von dem japanischen und englischen Oberstkommandierenden und dem Gouverneur unterzeichnet war, soll Meyer-Waldeck dem Japaner die Hand gedrückt und ihn aufgefordert haben, Platz zu nehmen. Darauf bestellte der Gouverneur eine Flasche Sekt und schenkte dem Japaner und sich ein Glas ein, während er den Engländer vollständig auf der Seite und unbeachtet stehen ließ. Außerdem stellte Meyer-Waldeck die Bedingung, daß die Besatzung Tsingtaus in japanische und nicht in englische Gefangenschaft kommen sollte. Als er nun vollends durchsetzte, daß die von Tsingtau eingezogenen Landsturmleute, besonders die Chefs der verschiedenen deutschen Firmen, nicht mit in die Gefangenschaft ziehen sollten, wollte der Engländer alles dransetzen, um den Japaner von diesem Zugeständnis abzubringen; er verweigerte seine Einwilligung zu diesem Schritt und wollte haben, daß dieserhalb mit London unterhandelt werden sollte. Der Japaner erwiderte ihm darauf kalt lächelnd, daß die Japaner Tsingtau genommen hätten und nicht die Engländer, und wenn er hier in dieser Angelegenheit etwas dreinsprechen wolle, dann solle er innerhalb 24 Stunden eine entsprechende Vollmacht beibringen."

Natürlich wollten die Engländer nach dem Fall Tsingtaus als erste einziehen; das wurde ihnen aber von ihren Verbündeten untersagt. Sie durften sich nur ganz hinten anschließen, und als sie in ihren noch ganz neuen Uniformen durch die Straßen zogen, drehten sich die Deutschen um und zischten, was sie bei den die Spuren der Belagerungsarbeit tragenden Japanern nicht getan hatten. Während die Japaner ihre Leute, die zu plündern anfingen, erschossen, wurden die englischen und indischen Soldaten, die sich am meisten dieser Beschäftigung hingaben, von ihren Offizieren hieran nicht gestört.

Neben der tiefen Dankbarkeit gegenüber den Helden Tsingtaus, die über zwei Monate lang gegen eine gewaltige Übermacht durchhielten und für Deutschlands Ruhm und Ehre bluteten, wird im deutschen Volk nie vergessen werden, wer der Anstifter des heimtückischen Überfalls war, dem seine Söhne im fernen Land zum Opfer fielen, und der die Früchte langjähriger deutscher Kulturarbeit vernichtete.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Der zweite Vormarsch Hindenburgs in Polen.

Die Anlage des Feldzugs in Polen und die Gruppierung der beiderseitigen Streitkräfte.

Der Ende Oktober 1914 angetretene strategische Rückzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere vor Warschau und Jwangorod (siehe S. 812 u. ff.) ging, anfangs unter mehrfachen Kämpfen, dann aber unbehindert, in südwestlicher Richtung vor sich und kam gegen die Mitte des November an der Grenze Oberschlesiens und Westgaliziens zum Stehen. Die Russen folgten den Verbündeten mit gewaltiger Macht, aber langsam in dem ganzen Raume zwischen der ostpreußischen Südgrenze und den Karpathen, also in einer Breite von mehr als 300 Kilometer. Die russische Heeresleitung setzte auf ihren Vormarsch die größten Hoffnungen; Nikolai Nikolajewitsch sandte an seine westlichen Verbündeten hochfahrende Siegesmeldungen, und die Blätter der Entente ließen wieder polternd die „Dampfwalze“ rollen, die spätestens um Weihnachten herum nach Berlin gelangen und Deutschland zermalmen sollte.

Die Gruppierung der an der ostpreußischen Grenze, im Weichselbogen zwischen Thorn und Krakau und in Galizien versammelten russischen Heeresmassen war gegen die Mitte November 1914 etwa die folgende*). Die X. russische Armee, bestehend aus dem 8. und 9. Armeekorps, stand an der ostpreußischen Grenze zwischen Schirwindt und Bialla. Beiderseits der Weichsel ging eine starke die Nummer I führende Armee unter General Rennenkampf vor, und zwar rückte das 3. und 4. Armeekorps mit einigen Kavalleriedivisionen zwischen der ostpreußischen

*) Zur Verfolgung der nachstehend beschriebenen Operationen siehe die Karten Seite 95 und Seite 802.

Südgrenze und der Weichsel gegen Mlava und Thorn vor, während südlich der Weichsel zwischen Wloclawec und Dombie, gegen Thorn beobachtend, das 2. und 3. Armeekorps stand. An diese schlossen sich nach links bis in die Gegend von Nowo-Radomsk und nördlich Krakau die Hauptkräfte an, nämlich die II. Armee mit der Front gegen Posen, die etwas schwächere X. Armee mit dem Gesicht gegen Mittelschlesien und die IV. und IX. Armee, die, die Stirn gegen Oberschlesien und Krakau gerichtet, den linken Flügel bildeten. Zusammen waren das etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavalleriedivisionen. Südlich der Weichsel in Galizien gingen die übrigen russischen Armeen vor. Alles, was in dem großen russischen Reich für den Feldkrieg brauchbar war, hatten die Russen bis auf geringe Teile herangeschafft. Sibirische Korps, von denen Nordasien fast ganz entblößt worden sein

Russisch-asiatische Truppentransporte.

muß, nahmen dabei eine hervorragende Rolle ein; neben ihnen traten Truppen aus Mittelasien auf, und selbst aus dem Kaukasus wurden zu einer Zeit, da schon die türkische Stellungnahme vorauszusehen war, beträchtliche Streitkräfte herangezogen. Die gesamte Stärke der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Österreichisch-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte muß auf annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reservedivisionen geschätzt werden und ist mit 1½ Millionen Mann keinesfalls zu hoch bemessen. Rechnet man die beiden Flügel in Ostpreußen und Galizien ab, so beläuft sich die zu dem Vorstoß in Polen im Weichselbogen zwischen Thorn und Krakau angesetzte russische Heeresmacht auf mindestens 900 000 Mann.

Das Ziel Hindenburgs war, die Kraft der großen Offensive der russischen Massen unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz der großen zahlen-

mäßigen Überlegenheit des Feindes nur durch den Angriff erreicht werden; eine schwache Verteidigung vermochte nur Zeitgewinn zu bringen, mußte aber von den gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden. Der Operationsplan der Verbündeten war folgender: Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung und einer überraschenden Umgruppierung der Truppen, durch die es gelang, starke Heeresgruppen auf den beiden Flügeln zu versammeln, während die dazwischen liegende Front durch verhältnismäßig schwache Kräfte in befestigten Feldstellungen gehalten wurde. In Südpolen, in der Gegend von Krakau und der oberschlesischen Grenze, wurde aus der österreichisch-ungarischen aus den Karpathen herangezogenen Armee Böhm-Ermollis und der Dankls, zwischen die sich ein preußisches Landwehrkorps unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Woyrsch gruppierte, ein starker rechter Flügel gebildet. Diese Verlängerung des linken Flügels der österreichisch-ungarischen Armee erlaubte es, die auf Oberschlesien zurückgegangenen Hindenburgischen Truppen von dort wegzunehmen und sie weiter nördlich in einem Raume zu versammeln, dessen Mitte etwa die Festung Thorn darstellt. Aus diesen Truppen, sowie einigen anderen zum Teil vom westlichen Kriegsschauplatz herangezogenen Streitkräften wurde eine zum Einbruch in den Raum zwischen der russischen 1. und 2. Armee bestimmte Armee gebildet, die zum größten Teil auf dem linken, zum kleineren auf dem rechten Weichselufer an der Grenze sich bereitstellte. Der besondere Befehl über diese Offensivarmee ging auf den General von Mackensen über, während Generaloberst von Hindenburg die Oberleitung der Gesamtoperationen im Osten in Händen behielt. Diese kolossalen Truppenverschiebungen angesichts des Herannahens eines weit überlegenen Feindes ließen sich nur mit Hilfe des dichten deutschen Eisenbahnnetzes ermöglichen. Die schlesischen Eisenbahnen insbesondere hatten dabei eine Aufgabe zu bewältigen, deren Umfang vielleicht noch größer war als die in den ersten Mobilmachungstagen.

Während sich der Halbkreis der verbündeten Heere überall an Bahnlinien anlehnte, die in ihrem Rücken Truppenbewegungen und Transporte aller Art tagaus tagein ermöglichten, konnten die an sich in günstigerer Lage stehenden, weil über die innere Linie verfügenden und zahlenmäßig weit überlegenen Russen ihre Vorteile gar nicht ausnützen, da die Straßen und Eisenbahnen von Hindenburg bei seinem Rückzug mit größter Gründlichkeit zerstört worden waren. Mit vollem Vorbedacht war dieses Vernichtungswerk ausgeführt worden. Der in Polen verlaufende Teil der bekannten Warschau-Wiener Bahn, ebenso die von Iwangorod über Kielce

zur schlesischen Grenze nach Beuthen führende Bahn, sowie die Strecken von Warschau nach Lodz und Lowicz waren so vollständig zerstört worden, daß sie praktisch nicht mehr vorhanden waren. Dagegen blieben bemerkenswerter Weise die Schienenwege von Lodz und Lowicz zur deutschen Grenze unangetastet, da sie offenbar von vornherein für eine Unterstützung des überraschenden Vorstoßes des deutschen Nordflügels in Aussicht genommen waren. Nie zuvor hatten in einem Kriege die Eisenbahnen eine so bedeutsame, ja geradezu entscheidende Rolle gespielt. Als die großartige Hindenburgische Eisenbahnstrategie, die in der Schlacht bei Tannenberg ihren ersten glänzenden Triumph gefeiert hatte, offenbar wurde, bemerkten ausländische Zeitungen nicht ganz unzutreffend, daß an Stelle des deutschen Schulmeisters, der frühere Kriege gewann, der deutsche Bahnschaffner getreten sei. Als Hindenburg seine Absicht verwirklicht sah und die russischen Heeresmassen unter einer täppischen Führung in den eisenbahnlos gemachten Raum zwischen Lodz und Krakau eingedrungen waren, setzte der geniale Flankenstoß Mackensens ein und warf die ganzen russischen Pläne über den Haufen. Seine Aufgabe war, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und dem Ner-Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen und dann von Norden her gegen die rechte Flanke der russischen Hauptkräfte vorzugehen. Ein durch diese Bedrohung der geraden rückwärtigen Hauptverbindung des russischen Heeres veranlaßter Rückzug mußte aber bei dem Fehlen guter Verbindungslinien geradezu verhängnisvoll werden. Mit diesem Plane hatte Hindenburg eine Anregung des alten Moltke wieder aufgenommen, der in einer Studie vom Jahre 1859 eine starke Flankenstellung bei Thorn als die beste Verteidigung gegen einen von Warschau aus die Provinz Posen angreifenden und weiterhin Berlin bedrohenden Feind bezeichnete. Wahrscheinlich ging aber Hindenburgs Absicht noch viel weiter. Allem Anscheine nach sollte die Vernichtungsstrategie von Tannenberg eine zweite vervielfachte Auflage erleben, indem dem Südflügel eine ähnliche umfassende Bewegung zugedacht war wie der Armee Mackensen. Wenn dieser gigantische Plan, dessen volles Gelingen den in dem „Hindenburgischen Vacuum" zusammengepreßten russischen Heeresmassen eine Katastrophe von nie dagewesenem Umfang bereitet hätte, nur zum Teil zur Verwirklichung kam und eine endgültige Entscheidung somit nicht erreicht wurde, so ist das auf den raschen Abbau der russischen Stellungen, vor allem aber auf die zahlenmäßige Übermacht der Russen zurückzuführen, die durch ihre anerkanntermaßen meisterhafte Verteidigungskraft es schließlich erreichten, daß der ihnen verhängnisvolle Bewegungskrieg auf großen Teilen der Front, insbesondere auf dem Südflügel, in den nur langsame Fortschritte zeitigenden Stellungskrieg überging.

Beilage zu Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914/15

Verlag von Levy & Müller Stuttgart

Vorgehen der Deutschen in Polen.

Nach einer Originalzeichnung von Alb. Reich.

Die Schlachten bei Wloclawec und Kutno.

Gegen den 10. November 1914 erreichte die russische Hauptmacht die Warthe. Hier machten die Russen zunächst halt, begannen aber nach einigen Tagen den Fluß zu überschreiten. Zusammenstöße zwischen der beiderseitigen Reiterei fielen trotz großer ziffernmäßiger Überlegenheit der russischen Kavallerie durchweg zu Gunsten der Verbündeten aus. So hatten sich bei Kolo drei russische Kavalleriedivisionen beim Versuch, den Wartheübergang zu erzwingen, blutige Köpfe geholt.

W. Braemer, Berlin.

Erkundungsfahrt einer deutschen Patrouille.

Bei Konin zersprengte die deutsche Kavallerie am 9. November ein vorgeschobenes russisches Bataillon und nahm ihm 500 Mann und 8 Maschinengewehre ab. Am 11. November wurde östlich von Kalisch starke russische Kavallerie erneut geschlagen.

Während die Russen, die die Fühlung mit ihren Gegnern völlig verloren hatten, glaubten, Hindenburg werde sich allenfalls auf der Linie Kalisch-Czenstochau zu einer Schlacht defensiven Charakters stellen, belehrte sie der im richtigen Zeitpunkt einsetzende Flankenstoß der Armee Mackensen plötzlich eines anderen. Am 13. November 1914 warf dieser in der Gegend von Wloclawec auf dem linken

Ufer der Weichsel ein russisches Armeekorps, machte dabei 1500 Gefangene und eroberte 12 Maschinengewehre. An dieser Schlacht hatten auch sechs Boote des freiwilligen Motorbootkorps regen Anteil. Sie waren auf vorgeschobenen Posten dazu bestimmt, den linken deutschen Flügel zu decken. Mit ihren Maschinengewehren beteiligten sie sich tapfer am Kampf und entsandten sogar Landungskorps. Das schwierige Fahrwasser der Weichsel mit ihren Sandbänken erschwerte die Aufgabe der Boote ungemein. Obgleich sie auf der Wasseroberfläche dem Feinde ein gutes Ziel boten — eines der Fahrzeuge erhielt 16 Treffer — ging

Phot. Leipziger Pressebüro.

Wiederherstellung einer von den Russen zerstörten Eisenbahnbrücke über die Warthe durch deutsche Pioniere.

doch kein Boot verloren. Durch den Frost und die Eisbildung wurde dann allerdings der Tätigkeit der Motorboote im Osten bald ein Ziel gesetzt.

Nördlich des Stroms vormarschierende starke russische Kräfte erlitten am 15. November 1914 bei Lipno eine Niederlage und wurden unter Einbuße von 5000 Gefangenen auf Plozk, eine über 30000 Einwohner zählende rege Gouvernementsstadt, zurückgeworfen. Diese Operationen rechts der Weichsel hatten für den eigentlichen Feldzug in Mittelpolen keine unmittelbare Bedeutung und dienten nur der Sicherung des Vormarsches der eigentlichen Einbruchsarmee. Diese hatte sich unterdessen ebenfalls bis auf die Höhe von Plozk vorgearbeitet. Dort überschritten die nördlich der Weichsel geschlagenen Russen den Strom und gingen mit

den Resten des Korps, das bei Wloclawec im Feuer gestanden hatte, schwer erschüttert ostwärts weiter zurück. Wenn es noch eines Beweises über die Natur des deutschen Rückzugs von der Weichsellinie bedurft hätte, der im feindlichen Lager jubelndes Siegesgeschrei, im Reich starke Beunruhigung hervorgerufen hatte, so war es dieses urplötzliche Umschwenken aus der rückwärtigen Bewegung in die kräftigste und treffsicherste Vorwärtsbewegung, dergleichen nicht ein geschlagenes Heer, sondern nur ein Heer vollbringt, das mit voller Freiheit der Bewegung seine Entschlüsse faßt und ausführt. Das Gesetz des Handelns ward nun wieder von den Deutschen vorgeschrieben.

Mit seinen Hauptkräften wandte sich nun General von Mackensen in der Richtung auf Kutno gegen die rechte Flanke der 2. russischen Armee. Unter dem Eindruck der neuen deutschen Offensive, die zwar noch nicht den ganzen Aufmarsch der neugruppierten Heere verriet, aber doch schon seine Grundzüge erraten ließ, scheint die russische Heeresleitung sofort den Abbau ihrer voreilig eingenommenen Stellungen eingeleitet zu haben. Ihr linker Flügel in Polen grub sich fest ein, mußte aber in der Folge unter Rückzugsgefechten an mehreren Punkten stark zurückgehen. Der rechte Flügel, der nach den Kämpfen bei Wloclawec die deutsche Hauptmacht sich gegenüber vermuten mußte, suchte ebenfalls eine rückwärtige Stellung einzunehmen. Allein es war dazu bereits zu spät. Mehrere zur Deckung der rückgängigen Bewegung nach Norden sich entwickelnde russische Armeekorps wurden am 15. November 1914 vor Kutno von den Truppen des Generals von Mackensen angegriffen und unter sehr beträchtlichen Einbußen auf Lodz zurückgeworfen. Der Tagesbericht vom 16. November 1914 besagte:

In den seit einigen Tagen in Fortsetzung des Erfolges bei Wloclawec stattgehabten Kämpfen fiel die Entscheidung. Mehrere uns entgegengetretene russische Armeekorps wurden bis über Kutno zurückgeworfen. Sie verloren nach den bisherigen Feststellungen 23000 Mann an Gefangenen, mindestens 70 Maschinengewehre, sowie mehrere Geschütze.

Der Kaiser sandte dem Sieger von Kutno vom Großen Hauptquartier aus folgende Glückwünsche:

„Als ich Sie an die Spitze der tapferen 9. Armee berief, war ich überzeugt, daß Sie das Ihnen zum Ausdruck gebrachte Vertrauen voll rechtfertigen würden. Ihre vortrefflichen Erfolge dieser Tage haben mir hiefür den Beweis gebracht, und ich beglückwünsche Sie und Ihre tapferen Truppen zu diesen Ruhmestaten. Ihre unerschütterliche Tapferkeit einem weit überlegenen Feind gegenüber ist des höchsten Lobes wert. Sprechen Sie das Ihren Truppen mit meinem kaiserlichen Gruß und meinen besten Wünschen aus.“

Der Sieg wurde glänzend ausgenützt von einem Kavalleriekorps unter Generalleutnant Freiherr von Richthofen, das sich so dicht an der vorderen Linie gehalten hatte, als das Feuer gestattete, und nach dem von der Infanterie er-

zwungenen Durchstoß vorbrach und die Verfolgung des weichenden Gegners aufnahm. Kutno selbst wurde in der Nacht vom 15./16. November 1914 von einer Kavallerie-division nach hartnäckigem Straßenkampf genommen. Im „Schwäbischen Merkur" gibt ein Mitkämpfer folgende Darstellung von diesen Verfolgungskämpfen:

„Es war etwa 10 Uhr abends bei 12 Grad Kälte geworden. Um diese Zeit kam die Meldung, daß unsere Spitze einen russischen Infanterieposten vor Kutno überrannt und gefangengenommen hatte. Hieraus ging für uns hervor, daß die Jägerbataillone, von denen wir wußten, daß sie auf Kutno angesetzt waren, noch nicht bis hierher gelangt waren und wir uns allein vor dem Feinde befanden. Das sonst unserer Kavallerie-division zugeteilte Infanteriebataillon und die Radfahrerkompagnien waren nach ander-weitiger Verwendung noch nicht wieder zur Division zurückgekehrt. Bald trafen weitere wichtige Meldungen der bereits vor Kutno angelangten Vorhut ein. Ein Ortseinwohner sagte aus, daß Kutno am 15. November von feindlicher Infanterie und Artillerie stark besetzt gewesen sei, daß aber im Laufe des Abends die Hauptkräfte des Gegners in Richtung Warschau abgerückt seien und sich gegenwärtig im Ort nur sehr schwache feindliche Truppen befänden. In den ersten Häusern der Stadt wurde ein russischer Offizier aus dem Bett geholt, nach dessen Einzeichnungen auf der Karte noch drei Infanterieregimenter westlich von Kutno standen. Diese bildeten eine starke Bedrohung unserer rechten Flanke, wenn die Aussagen des gefangenen Offiziers zutrafen, die sich mit seinen Einzeichnungen deckten. Jedenfalls wurde eine neue ausgiebige Aufklärung nach Westen hin erforderlich. In dieser Richtung mußten späterhin die Schützen einer Kavalleriebrigade zum Schutz der rechten Flanke eingesetzt werden.

Kutno, erst nach der Schlacht vom 15. und 16. November weiteren Kreisen bekannt, ist ein für russische Verhältnisse leidlich freundliches Städtchen. Es verdient durch seine größtenteils massiv gebauten Häuser und seine geschlossenere Anlage eher die Bezeichnung Stadt als die meisten seiner gleich großen Konkurrenten in Russisch-Polen. Es zählt etwa 25 000 Einwohner und hat auch etwas Industrie.

Inzwischen hatte der Führer der Vorhut, seinem Auftrage, sich in den Besitz von Kutno zu setzen folgend, sich entschlossen, mit den vordersten Teilen durch den vom Gegner belegten Ort durchzustoßen, um sich so schnell wie möglich aller Ausgänge zu versichern. In raschem Lauf gelang es unsern Reitern zu Fuß, diese durch das noch im tiefen Schlaf liegende Städtchen zu gewinnen und, wenn auch nur mit schwachen Kräften, abzusperren. Der Oberst H. selbst, mit den Schützen etwa zweier Eskadrons und zwei Geschützen, folgte und erreichte gerade den geräumigen Marktplatz, als es im Orte lebendig zu werden begann. Ein wahrscheinlich als Hauptwache zurückgelassener Teil der russischen Ortsbesatzung drang aus einer Seitenstraße auf den Marktplatz vor und begann den Straßenkampf mit einer Salve, der als die ersten der beim Brigadestab stehende Rittmeister Bodenstedt und Trompeter Sergeant Schmieter zum Opfer fielen. Der Geistesgegenwart des Kanoniers Dietzmann der reitenden Abteilung gelang es, durch selbständiges Abziehen des gerade schußbereit werdenden ersten Geschützes diesen Vorstoß zum Stehen zu bringen. Aber aus allen Häusern stürzten nun die Russen heraus, und es begann ein wilder, regelloser Straßenkampf Mann gegen Mann. Die Geschütze auf dem Marktplatz, deren Bedienungsmannschaften größtenteils verwundet waren, waren schließlich so gefährdet, daß sie zurückgezogen werden mußten.

Dieses Abfahren der Geschütze machte den Russen neuen Mut. Sie setzten mit doppelter Energie ihre Angriffe fort. Ein besonders bedrohtes Geschütz wurde nur

Angriff ungarischer Husaren auf russische Reiterei.

durch das energische Zugreifen des Husaren Birkenhauer gerettet. Dem mit schwer verstauchtem Fuß am Bogen liegenden Oberst H. führten seine beiden braven Burschen, Gefreiter Grohman und Husar Dierkes, von draußen die Pferde zu, hoben ihn in lebhaftestem Feuer aufs Pferd und retteten ihn so vor der Gefangenschaft. Inzwischen hatte sich auch der Kampf an den Ausgängen, besonders an dem nach Lowicz, der Rückzugsstraße der Russen, entwickelt. Hier stand Leutnant Schmidt vom Jägerregiment zu Pferde mit nur sieben Husaren an einer Brücke. Dorthin hatte sich eine stärkere russische Infanteriekolonne in Marsch gesetzt und wurde aus nächster Nähe von heftigem Feuer aus den wenigen Karabinern empfangen. Nach beträchtlichen Verlusten stürzten die Russen in die Häuser und eröffneten ein starkes Feuer auf unsere paar Schützen, die in guter Deckung lagen und jeden Durchbruch verhinderten. Nun versuchten die Russen, unseren Leuten von der Seite beizukommen und aus den Gärten vom Ausgang

Phot. R. Sennecke.

Leichtverwundete Deutsche hinter der Feuerlinie;
links ein Infanterist mit dem Patronenstreifen eines russischen Maschinengewehrs.

her zu schießen. Die vordersten drei, die sich durch die Zäune zwängten, fielen den Kugeln des Leutnants Schmidt zum Opfer. Da hob der Rest die Hände hoch.

Draußen harrte unterdessen der Divisionsstab ungeduldig des Ausgangs des Straßenkampfes. Immer stärker hörte man das Gewehrfeuer anschwellen. Die Tatarennachrichten häuften sich: ‚Ein Geschütz ist verloren.‘ ‚Die Postierungen an den Ausgängen sind abgeschnitten.‘ ‚Der Oberst H. ist gefallen.‘ Gegenüber diesen sich mehrenden ungünstigen Nachrichten war es ein schwerer Entschluß, die Eroberung der Stadt nicht aufzugeben, sondern durch Einsatz neuer Kräfte sich den Sieg zu sichern. Der Divisionskommandeur Graf Schmettow hielt allen Alarmnachrichten zum Trotz an seiner Ansicht fest. Die Artillerie erhielt Befehl, vor dem Nordausgang von Kutno aufzufahren und an Granaten in die Stadt zu werfen, was sie bei sich hatte. General v. S. wurde angewiesen, die Schützen von 2 Brigaden vor unserer Artillerie gegen die

Stadt zu entwickeln, aus der jetzt auch das Feuer begann. Auf der Chaussee herrschte ein tolles Durcheinander. Bei stockfinsterer Dunkelheit mußten Artillerie und Schützen nach vorne geworfen werden, Handpferde wurden zurückgeführt.

Da hieß es: ‚Maschinengewehre in die Schützenlinie vor!' Sofort meldete sich der dem Divisionsstabe als Ordonanzoffizier zugeteilte Prinz Joachim von Preußen zur Übernahme dieses Auftrags, nach dem oben Gesagten keine leichte Aufgabe. Mit Entschlossenheit und Schneid wurde sie durchgeführt. Nach ganz kurzer Zeit konnte der Prinz melden, daß es ihm gelungen war, diese wichtige Waffe persönlich in die vorderste Feuerlinie zu bringen. Die über den Häusern platzenden Granaten, das Eingreifen der Maschinengewehre und der Schützen gegen den Stadtrand und nicht zuletzt das brave Aushalten aller Teile in der Stadt und an den Ausgängen brach allmählich die Kraft der Russen. Das Feuer in und vor der Stadt wurde langsam schwächer. Um 4 Uhr morgens wurde die Eroberung von Kutno gemeldet.

Eine große Zahl von Russen hatte sich bereits in der Stadt ergeben. Aber noch immer mehr Gefangene wurden gesammelt und auf dem Kirchplatz zusammengetrieben. In Gruppen suchten unsere Leute die Häuser ab. Manch spaßiges Ereignis spielte sich dabei ab: Vor einem Hause fragte einer unserer Offiziere drei badische Dragoner, warum sie daständen. Antwort: Ein deutschsprechender Russe hätte gerade aus dem Fenster gerufen, sie brauchten nicht nach oben zu kommen, sie kämen zu sechs sofort herunter. Sie müßten sich nur erst anziehen! Gegen 5 Uhr morgens zog der Divisionsstab in Kutno ein. In einer Apotheke gab es dann etwas zu essen, in Ermangelung eines anderen Getränks einen Schluck Pepsinwein und ein warmes Zimmer.

Zwei Stunden Rast standen nach der Heranführung der Handpferde zur Verfügung; so gut es ging, wurde diese Zeit zur Verpflegung der Mannschaften und Pferde ausgenutzt. An Hafer fehlte es leider fast völlig. Im Überfluß gab es nur requirierte Zigaretten, von deren Vorrat unsere famosen Reiter noch einige Tage später an die Infanterie abgaben, die an demselben Morgen noch Kutno erreichte. 1500 Gefangene konnte ihr die Kavalleriedivision abgeben, und ein herrlicher Dank für uns war die Freude unserer Infanterie über die unerwartet große Beute. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Infanteriedivision, deren Sieg durch die Verfolgung der Schwesterwaffe so schöne Früchte getragen hatte.

Bald ging es weiter vor gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes. Bereits 9 Uhr 30 Minuten vormittags befand sich die Division wieder auf dem Vormarsch gegen Lowicz. Nach halbstündigem Marsch sollte unserer noch eine besondere Freude warten. Ein stattliches Automobil fuhr in eine Patrouille unter Leutnant Dünn und in die Spitze der Metzer Dragoner hinein, deren Führer, Leutnant Haußmann, den Wagen mit den gefällten Lanzen seiner Leute zwang, zu halten. Exzellenz Baron v. Korff, Gouverneur von Warschau, saß mit seinem Adjutanten in dem Kraftwagen. Er hatte nach Kutno fahren wollen, das er von einer russischen Infanteriebrigade besetzt glaubte, und wurde nun wenige Minuten nach seiner Gefangennahme dem Divisionskommandeur und dann dem Führer des Kavalleriekorps zugeführt. Uns aber führte der Weg weiter gegen den Feind, tief in dessen Rücken hinein. Tag für Tag, bis in die sinkende Nacht kämpfte die Division. Keinen Augenblick verlor die brave Truppe das felsenfeste Vertrauen auf einen guten Ausgang und den Sieg unserer Waffen."

Der Durchbruch bei Brzeziny.

In dem Bestreben, die wichtige Industriestadt Lodz unter allen Umständen zu halten, machten die zurückweichenden Russen nördlich und nordwestlich der Stadt in der Linie Strykow—Kasimierz—Zdonska—Wola zu erneutem Widerstand halt. In dieser Linie wurde nach und nach auch noch die Masse der von Süden herangeschafften 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Stellung eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 4. Armee entstand. Den über den Ner-Abschnitt in der allgemeinen Richtung Lodz unaufhaltsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. November 1914 den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierz zu nehmen. Immer weiter griff der linke deutsche Flügel um Lodz herum; am 18. November warf er den Gegner von Strykow bis gegen die Straße Brzeziny—Lodz zurück. Die um Lodz auf geringem Raum vereinigte 2. und 5. russische Armee wurde in den folgenden Tagen von dem zunächst über Brzeziny in südlicher Richtung, dann über Tuszyn in südwestlicher Richtung vordringenden linken deutschen Flügel zuerst von Osten, dann auch von Südosten eingeschlossen, während schwächere von Posen und Breslau herangezogene Teile sowie Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umfaßten. Fast schien es jetzt, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könnte — da trat unerwartet ein Rückschlag ein. Mit einer Geschwindigkeit, die ihrem operativen Können alle Ehre macht, gelang es den Russen, den umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Südosten Hilfe zu bringen. Teile der an der ostpreußischen Grenze befindlichen russischen Kräfte sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau—Skierniewice in der Gegend westlich Skierniewice vereinigt worden. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren von Süden anrückenden Truppen, anscheinend Teilen vom rechten Flügel der 4. Armee, gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampf stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entsandten deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten. Die Lage der Deutschen war ernst; von den in Richtung Lowicz vorgedrungenen Truppen des Generals v. Morgen war Hilfe nicht zu erwarten, da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen westlich Lowicz auf stark überlegenen Feind gestoßen waren. Das Schicksal der von mehrfacher Überlegenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Lodz ließ Ernstes befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schar gab ihre Sache keineswegs verloren; eine kühne, in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehende Tat sollte sie retten: sie sprengten den eisernen Ring. In der Nacht vom 24. zum 25. November 1914 schlugen sich die Truppen in der Richtung Brzeziny durch, wobei es ihnen gelang, den sie hier einschließenden Feind gefangenzunehmen und dank der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppen und einer entschlossenen

und tatkräftigen Führung bis zum 26. November zwischen Lowicz und Lodz den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen des Generals v. Mackensen wieder zu gewinnen. Die Oberste Heeresleitung stellte die vorzeitigen russischen Siegesmeldungen in folgendem Bericht vom 1. Dezember 1914 richtig:

Anknüpfend an den russischen Generalstabsbericht vom 29. November wird über eine schon mehrere Tage zurückliegende Episode in den für die deutschen Waffen so erfolgreichen Kämpfen bei Lodz festgestellt: Teile der deutschen Kräfte, die in der Gegend östlich Lodz gegen die rechte Flanke und den Rücken der Russen im Kampf waren, wurden ihrerseits wieder durch starke, von Osten und Süden heranrückende russische Kräfte im Rücken ernstlich bedroht. Die deutschen

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg.

Russische Gefangene werden von einem Dolmetscher verhört.

Truppen machten angesichts des vor ihrer Front stehenden Feindes kehrt und schlugen sich in dreitägigen erbitterten Kämpfen durch den von den Russen bereits gebildeten Ring durch. Hierbei brachten sie noch 12000 gefangene Russen samt 25 eroberten Geschützen mit, ohne selbst auch nur ein Geschütz einzubüßen. Auch fast alle eigenen Verwundeten wurden mit zurückgeführt. Die Verluste waren nach Sachlage natürlich nicht leicht, aber durchaus keine „ungeheuren", gewiß eine der schönsten Waffentaten des Feldzugs!

Eine lebendige Schilderung dieser einzigartigen Durchbruchskämpfe bei Brzeziny gibt der Kriegsberichterstatter Fritz Wertheimer in der „Frankfurter Zeitung". Er schreibt:

„‚Die Division greift in rücksichtsloser Offensive den Feind östlich Lodz an und vernichtet ihn,‘ so lautete der Befehl. Die Division wußte nicht, was erst später sich herausstellte, daß dieser Feind über vier Armeekorps stark war; sie hatte ihren Befehl und führte ihn aus. Der Morgen des 21. November ist feucht und kalt. Winternebel füllen die Talmulden und kleiden alles in undurchsichtiges Grau. Kaum heben sich aus der dicken Luft die beiden Marschkolonnen ab, die langsam voranschleichen. Die Truppen haben seit zehn Tagen gewaltige Eilmärsche zur Umgehungsbewegung zu bewältigen gehabt. Menschen und Pferde sind abgespannt und müde. Ein hartnäckiger Feind hat ihnen seit Wochen keine Nachtruhe gelassen. Nun geht es weiter, dem ungewissen Schicksal entgegen. Keine Meldungen liegen vor. Man wußte, daß der Feind im Norden stehe, und wendet sich dahin. Aber plötzlich kommt auch von der Bagage die Meldung, daß der Feind von hinten links nachdrängt. Da leuchtet eben die Morgensonne siegreich durch die Nachtnebel, ein frischer Wintertag hebt an. Schon beginnt auch die Kanonade. In zwei Kolonnen schiebt sich die Division voran, bei der rechten Kolonne befindet sich der Stab, die linke Kolonne scheint einen Keil zwischen die russischen Stellungen zu treiben. Es geht voran, der Zuruf der Führer ermuntert die Kompagnien und Batterien. Der Divisionskommandeur reitet an der Spitze. Plötzlich gibt es einen Halt, einen Ruck; ein Zittern geht durch die Reihen. Von allen Seiten krachen die feindlichen Geschosse in die Kolonnen. Man ist eben im Dorfe Wiskitno

Erstürmte, mit Sandsäcken befestigte russische Schützengräben mit davorliegendem Drahtverhau.

eingezogen. Wie durch ein Zauberwort sind da die Straßen leer, alles verschwindet in die Häuser. Der Divisionsstab birgt sich im nächsten Gehöft. Die gesamte Vorhut ist in ein heftiges Gefecht verwickelt. Inmitten der feindlichen Infanterie ist überall die Artillerie geschickt verdeckt aufgebaut und feuert unaufhörlich. Die Division ist nicht etwa in ihrer ganzen Stärke hier versammelt, die Hälfte ist auf der anderen Seite, in der Gegend von Andrespol und nordöstlich davon in heftige Straßenkämpfe verwickelt, die seit Tagen immer hitzigere Formen annahmen. Haus schließt sich dort an Haus, Garten an Garten. Auf den Dächern hat der Feind Maschinengewehre angebracht, ringsum hat er schwere Artillerie, das Vorwärtskommen war unendlich schwer. Diese Teile der Division kämpfen mit der Front nach Westen, während die anderen ihre Front nach Norden zu haben. Zwischen den beiden Brigaden steht eine Kavallerieabteilung südlich von Andrespol in hartem Schützenliniengefecht. Um 8 Uhr morgens hat das Gefecht bei Wiskitno seinen Höhepunkt erreicht. Gewehrsalven donnern über den festgefrorenen Boden, die Aufschläge der Granaten zerspritzen harte Erde und Steine. Im Dorfrande von Olechow steht feindliche Artillerie tief eingebaut; gegen sie werden die Infanteriebataillone entwickelt. In Wiskitno ziehen sich derweilen die Bagagewagen zusammen. Leichtverwundete kommen zurück, Schwerverwundete werden auf Zeltbahnen daher getragen. Lazarette werden aufgemacht. Im Orte stauen sich die Kolonnen, immer neue Karren drängen herein, unaufhörlich füllt sich das Dorf, in das jetzt die feindlichen Geschütze hereinfunken. Die Energie der Führer sorgt für Ordnung und Ruhe. Mitten im Granatfeuer werden die Bespannungen gewechselt, tote Pferde ausgeschirrt, zersplitterte Wagen umgeladen. Die Leute arbeiten mit einer Ruhe, als ob sie auf dem Exerzierplatze ständen. Die Nachrichten lauten günstig, die Infanterie arbeitet sich voran. Da kommt endlich die Meldung, daß auch die linke Kolonne, die bei dem Orte Dombrowa, etwa drei Kilometer östlich von Lodz, vorgeht, in Kampf getreten sei. Der Feind war anfangs dort zurückgewichen, machte aber nun in festungsartig ausgebauten Schützengräben halt und erhielt Verstärkungen aus der Stadt. Trotzdem geht der Angriff gut voran. Der Morgen verrinnt, es wird 1 Uhr nachmittags. Meldungen von der bei Andrespol fechtenden Brigade bleiben aus. Schwerer Geschützdonner aus der Gegend im Norden, in der man das eigene Nachbarkorps vermutet, scheint anzudeuten, daß auch dieses in heftige Kämpfe verwickelt ist, und daß hier neu hereingeschobene russische Truppen die erstrebte Verbindung unterbrechen. Schon um die vierte Stunde wird es dämmerig, das Dorf Olechow brennt, ringsum leuchten wie Fackeln am Horizont brennende Gehöfte und Dörfer. Olechow wird schließlich erstürmt. Die Nacht senkt sich herab, die Schützenlinien lösen sich vom Feinde ab und graben sich tief in die Erde. Man macht den sogenannten Igel, das heißt; man sichert sich nach allen Seiten hin. Die Artillerie hat sich auf die feindlichen Stellungen eingeschossen und funkt auch etwas nach Lodz herein, um die dort entstandene Verwirrung noch zu vergrößern. Um 11 Uhr geht der Stab zur Ruhe, nachdem man aus einem Bauernzimmer den gesamten Hausrat, die menschlichen und tierischen Bewohner, bis auf die leider nicht fangbaren, entfernt und frisches Stroh aufgeschüttet hatte. Man schläft tief den Schlaf völliger Erschöpfung.

Der nächste Tag bringt nicht viel Veränderungen, das langsame Vorarbeiten geht seinen Gang. Am Abend treffen sich der Führer der Division und der kommandierende General des Armeekorps in einem entlegenen Gehöft. Die Schlacht steht zweifellos nicht gerade günstig; der Feind ringsum. Es gilt, das Äußerste zu wagen oder die Waffenehre wahrend unterzugehen. Im Norden besitzt der Feind eine festungsartige

Feldstellung von zwölf Kilometer Länge, im Südwesten muß er gewaltige Verstärkungen herangezogen haben, aus dem Südosten ist Rennenkampf herangezogen, der allerdings hier um zwei Tage zu spät kam. Die beiden Führer sprechen sich unter vier Augen. Dann tritt der Divisionsgeneral zu seinem Stabe: ‚Meine Herren, gratulieren Sie mir, an den morgigen Tag werden wir entweder als an einen großen Sieg denken, oder wir werden ihn nicht überleben. Wir werden einen Durchbruch nach Norden machen. Sind Sie damit einverstanden?' Ein jubelndes Hurra ist die Antwort, man schüttelt sich die Hände. In erhobener und erregter Stimmung geht man schlafen.

Plötzlich um ½1 Uhr nachts wird alarmiert. Der Befehl kommt: die Division geht zurück. Großes Staunen und Kopfschütteln. Niemand in der Truppe kennt den Grund, niemand kennt das Ziel. Man war doch siegreich vorgedrungen! Aber der Befehl muß ausgeführt werden. Nach einer halben Stunde gehen die ersten Kolonnen rückwärts. Es herrscht eisige Kälte, Wind peitscht um die Ohren, scharfer, schneidender Regen fährt ins Gesicht, die Kälte zieht durch alle Mäntel und Pelze. Alles ist abgesessen und führt die zitternden und müden Pferde. Die Stimmung ist gedrückt und schwer. Noch liegen die eigenen Toten und Verwundeten zum Teil draußen vor dem Feinde, und die läßt kein deutscher Mann ohne Not in den Händen des Gegners. Die Leute wissen nicht, daß die Sanitätstruppen inzwischen in aller Ruhe das Schlachtfeld aufräumen, und daß die Wagen mit den Verwundeten alle mitkommen. Man weiß überhaupt nichts, man ist nur hungrig, schläfrig, abgehetzt, und man muß rückwärts. Um 5 Uhr sollte alles aus den Stellungen heraus sein. Todmüde hängen auch die Führer auf den Pferden, vergebens versuchen sie, sich über den Befehl klar zu werden. Wenn nur wenigstens die schützende Nacht nicht aufhören möchte! Man erreicht die Straße Rzgów—Karpin, man drängt und eilt, um bei Karpin die Miazga zu überschreiten und das rettende andere Ufer zu erreichen. Bald sind die Wege verstopft mit Kolonnen und Bagagewagen. Vor Tagesanbruch sollten sie alle herüber sein, vor Nachmittag wird es sich kaum schaffen lassen. Da bricht strahlend der neue Tag an, und mit dem ersten Sonnenstrahle krachen auch schon die Geschütze des Feindes von allen Seiten. Jeder Wagen wird zur Eile angetrieben. In sechs, sieben Kolonnen nebeneinander rasselt die Artillerie über die steinhart gefrorenen Furchen der Äcker, die Peitschen sausen über den Köpfen der Pferde, in breiter Front strebt alles auf Karpin. Der Feind drängt aus Rzgów nach. Ein, zwei Bataillone Infanterie werden ihm entgegengeworfen und halten ihn bei Kalinko und in der Richtung Talszyn auf, bis um 12 Uhr das letzte Fahrzeug die Miazga überschritten hat. Nun drängt alles nach Norden in der Richtung nach Brzeziny. Auch aus Norden und Nordosten kommt feindliches Feuer. Aber ein einziger Wille beseelt nun alles: Angreifen! Durchhauen! Der Befehl kommt. In nordöstlicher Richtung wird die Infanterie entwickelt, man läßt sich erst gar nicht mehr in Feuergefechte ein, das Bajonett wird aufgepflanzt, mit Hurrarufen geht es in den Wald hinein, der westlich von Borowo und südlich von Galkow liegt. Die russischen Schützengräben werden überrannt, die Soldaten darin heben die Hände hoch und geben sich gefangen. Immer mehr Mann bleiben zurück, um diese Scharen von Gefangenen zu bewachen, immer dünner werden die vordersten Linien. Aber es geht voran. Dahinter, bei den Wagen und bei der Bagage schwillt der Strom der Gefangenen beängstigend an. Man behütet sie sorgsam, man benützt sie, um an den Wagen und Geschirren zu helfen, willig legen sie Hand mit an, schieben die Wagen, tragen die Verwundeten, führen die Pferde. Der Befehl des Divisionsgenerals lautet: Vorgehen bis zum Bahndamm der Lodz-Warschauer Eisenbahn, die

den Wald durchschneidet. Er ist stark besetzt und befestigt, aber dort soll die Ruhepause sein. Die Kolonnen bleiben vorläufig mit der Artillerie hinten stehen, weil man sie nicht in das Ungewisse des dunklen Waldes führen will. Der Divisionsgeneral setzt sich an die Spitze der ersten Kompagnie. Der ganze Stab hat die Degen gezogen, mit brausendem Hurra geht es auf den Feind. Der Wind trägt das Echo weiter, die anderen Kompagnien nehmen den Ruf auf, mächtig schallen die Töne durch den Wald, und neue Ströme von Kraft und stolzem Selbstbewußtsein durchdringen die Leute. Der Sturm in der Dunkelheit glückt, der Bahndamm wird genommen, der Divisionsgeneral wird von hilfreichen Händen heraufgezogen, der Feind ist zerstreut. Aber der Kampf war hitzig und verlustreich. Das Bahnwärterhäuschen ist übervoll von Verwundeten, immer neue strömen herzu, kein Platz ist mehr frei. In einem Hühnerstalle

Straßentypen in Russisch-Polen.

kommt der Stab unter, der General wird auf ein paar zusammengeschichtete Hühnerkörbe gesetzt, und ein Hauptmann überreicht ihm seinen ersten Fund, ein köstliches, frischgelegtes Hühnerei! Ein Kerzenlicht erleuchtet die Karten und Pläne. Um ½8 Uhr erscheinen die befehlsempfangenden Leutnants, und im trüben Flackerschein schreiben sie den Befehl: ‚1. Der Feind ist geschlagen. 2. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompagnien zurück. 3. Befehlsempfang nach der Erstürmung Brzezinys auf dem Marktplatz im Divisionsstabsquartier vom 18. November.‘

Ein denkwürdiger Befehl, ein Befehl in den Feind hinein. Aber die Lage erfordert es: die fechtende Truppe muß durch den Durchbruch nach Norden hin gerettet werden, die Artillerie und der Train muß vorderhand einem ungewissen Schicksal über-

lassen werden. Langsam formiert sich die Division, und die Leute schleppen sich todmüde auf dem Fußwege voran, der nach Norden führt. Die Begeisterung des Kampfes ist wieder gewichen, die Natur macht ihre Rechte geltend, alles ist erschlafft. Eine buntgewürfelte Schar aus allen Regimentern und Formationen findet sich zusammen, der Wald hat viel verschluckt, was sich erst allmählich sammeln und orientieren kann. Der Marsch beginnt, 50 Meter hinter der Spitzengruppe reitet der General mit seinem Stabe. Es ist eine bitterkalte Nacht, die Leute, die nichts gegessen haben, hungern und frieren fürchterlich. Der General feuert die Leute an, die Führer suchen allen Witz und Humor zusammen, um die Mannschaft aufrecht zu erhalten. Nach einer Stunde wird Galkow erreicht. Meldungen kommen, daß in jedem Hause 10 bis 20 Russen schlafen. Sicherungsposten sind nicht ausgestellt, die Leute ahnen nichts vom Feinde. Die Häuser

Einzug deutscher Soldaten, mit Maschinengewehr auf dem Rücken, in ein polnisches Quartier.

werden umstellt, man rüttelt die Schläfer wach, ohne einen Schuß abzugeben werden 100, 200 Gefangene gemacht. Voran geht der Weg, die Hauptstraße wird vermieden, weil sie wohl vom Feinde besetzt ist. Der General ist abgestiegen und geht an seinem Stocke über die harten Ackerfurchen und über die tiefen Löcher. Im nächsten Dorf wiederholt sich das Spiel. Die Häuser werden umstellt, die schlafenden Kirgisentruppen werden überrascht und gefangen. Weiter geht es in der Dunkelheit, die Leute stolpern und fallen, stehen auf, kriechen weiter. Malczew wird erreicht, umstellt, von schlafenden Russen gesäubert. Nun werden unsere Leute wieder lustig und munter bei diesem Russenfang. Es kommt wieder etwas Stimmung auf, sofort erfassen die Führer die Lage und helfen nach. Man kommt auf die große Chaussee, B r z e z i n y liegt nur noch fünf Kilometer weit entfernt. Man nähert sich der Stadt, die Regimenter werden zum Kampf entwickelt. Man erwartet ernstlichen Widerstand. Ein lautloses, schlei-

chendes Heer ist durch den Wald und die Nacht gezogen, mitten durch die feindlichen Linien durch, aber hier, in der Stadt, wird es unmöglich sein, nach dem alten System weiter zu kommen. Ein Regiment wird rechts, ein zweites links aufgestellt. Kein Ruf wird laut, kein Kommando ertönt. Jeder weiß, worauf es ankommt, alle Nerven sind gespannt, jedermann hängt am Munde des Führers. Es ist 2 Uhr nachts, alles ist fertig und bereit, es geht los. Ein Russenposten auf der Straße wird mit dem Kolben niedergeschlagen. Schlafende Wachtposten werden gefangen. Die ersten Häuser sind erreicht. Stumm, ohne ein Wort zu sprechen, stürzen sich die Leute auf die Häuser, die Türen splittern, die Hiebe der Gewehrkolben krachen dumpf, ein fürchterliches, wortloses, stummes Schlachten hebt an. Stühle und Tische splittern, unterdrückte Schreie ersticken in schauervollem Gewinsel. Die Leute wissen, was es gilt. Das Wohl und Heil der eigenen Truppen verlangt es, daß ganze Arbeit gemacht wird, ehe es zu spät ist; es darf keine Schonung geben, soll nicht die Division, das ganze Korps verloren sein. Man kann die schlafenden Russen nicht erst wach kriegen und dann lange gefangennehmen, man muß sie erschlagen, wegräumen, Bahn hauen wie durch das Unterholz eines Urwaldes. Draußen stolpern auf den gefrorenen Straßen die harten Stiefel der weiter eilenden Truppen. Der Divisionsgeneral ist allein und ohne Bedeckung auf dem Bürgersteig weiter gegangen und findet sich plötzlich auf dem Marktplatze. Er ist vollgestopft mit russischen Wagen, Munitionskolonnen, Train, Bagage, alles ist wirr durcheinander hier aufgefahren. Plötzlich schwillt das Lärmen und Rauschen an, Bewegung kommt in die nachtschlafende Stadt, ein Schuß fällt, die Russen sind erwacht. In der stockdunkeln Nacht hebt ein Häuserkampf an, der die unheimliche Stille urplötzlich durch rasendes Geknatter ablöst. Wo ein Licht sich zeigt, wird geschossen. Pferde, Reiter, Fußgänger, alles flutet durcheinander, eine Hölle ist lebendig geworden in Brzeziny. Der General tritt vor dem Stabsquartier des 18. November in eine Apotheke. Der Befehl ist ausgeführt, die Stadt ist erstürmt. Ein Leutnant wird hereingetragen, dem das unvorsichtige Anzünden der elektrischen Taschenlampe das Leben gekostet hat. Die Division bezieht Quartier in Brzeziny; Befehlsempfang am Morgen um 7 Uhr. Es ist jetzt 3¼ Uhr, nur Infanterie ist zur Stelle, kein Pferd, kein Wagen. Der Lärm des Straßenkampfes tobt weiter, aber die Stadt, die Stellung im Herzen der feindlichen Armee, ist genommen.

Man geht ans Quartiermachen für den Divisionsgeneral und den Stab. Jedermann war zu Fuß gegangen, hatte alles selbst mitgemacht, war todmüde. Ein Grenadier mit aufgeflanztem Seitengewehr und ein alter Jude aus dem Orte begleiteten den Quartiermacher. Der Grenadier wollte gerade in einen Keller steigen, um dort schlafende Kirgisentruppen zu fangen. Der Offizier geht mit, drunten sitzen um ein altes Billard herum 25 schlafende Kerle, bis an die Zähne bewaffnet. Der Grenadier haut mit dem Kolben drein, der Revolver fuchtelt, die Leute springen hoch und heben die Hände auf. Sie werfen ihre Waffen in die Ecke, man führt sie heraus und nimmt alle 25 gefangen. In der Mitte des Marktes haben die Soldaten bereits ungeheure Massen von Gefangenen zusammengepfercht. Auf und übereinander liegen hier wie die Tornister auf dem Wagen wahre Menschenknäuel. Der Quartiermacher geht mit dem Juden weiter. Das alte Stabsquartier ist inzwischen Lazarett geworden, man muß ein neues suchen. Der Jude führt zu einem Rechtsanwalt. Aber eine eiserne Türe sperrt den Eingang. Der Jude wird zur Hintertür geschickt, um von innen zu öffnen. Der Offizier und sein Soldat kauern auf der Treppe. Da ein Knirschen und Klirren an der Türe. Der schlafende Soldat, der schon fest schnarcht, wird vom Offizier

geweckt, die Taschenlampe blitzt auf, der Revolver wird gespannt. Der Riegel der Tür schiebt sich zurück, sie öffnet sich, und heraus treten drei russische Offiziere mit ihren vier Burschen. Sie sind sauber und prächtig gekleidet, mit Waffen behängt und in schweren kostbaren Pelzen. Man brüllt sie an, man täuscht dadurch eine ganze große Besatzung im Hause vor, sie heben ängstlich die Hände hoch und werden entwaffnet. Waffen, Pistolen, Sättel, Karten, alles sind erwünschte Beute, ebenso wie drinnen die Toilettengegenstände, Seifen und andere köstliche Erfrischungen.

Müde und mehr kriechend als gehend kommen die Stabsoffiziere in das verlassene Quartier. Die eiserne Tür wird verriegelt. Es ist ½6 Uhr geworden, man sinkt um und schläft. Der Sturmtag von Brzeziny ist zu Ende. Um 7 Uhr aber wird schon wieder alles alarmiert. Der Feind wird wiederum von Norden gemeldet, aber gleichzeitig wird eigener Kanonendonner hörbar. Das Nachbarkorps naht heran, und man kann vor den Straßen Brzezinys sich auf die Höhen aufstellen, um den Feind im Rücken zu fassen. Das hält der Russe nicht lange aus, er flieht in regellosem Rückzuge, der Durchbruch nach Norden ist gelungen.

Aber wo war die Artillerie, wo war die Bagage? Die Hauptsache, die fechtende Truppe war gerettet, aber ungern hätte man den Train in des Feindes Hand gelassen. Vier Kanonen hatte man mitnehmen können, zwei waren nun rechts, zwei waren links zur Verfügung, zeitweise hatte der Divisionsgeneral sie selbst zu kommandieren und konnte von den Höhen von Brzeziny herab den Gegner in seinem Rücken selbst mit diesem schweren Kaliber bedenken. Alles übrige aber war hinten, und die drei Kompagnien Bedeckung hatte schwere, harte Arbeit, den nachdrängenden Feind zurückzuhalten. Aber es gelang der Umsicht des Führers, sie so zu verteilen, daß dem Feind eine viel größere Truppenmacht vorgetäuscht wurde. Alle Gefangenen, alle Verwundeten, alle Wagen wurden vorangeschickt, und die fechtende Infanterie zog sich langsam zum Schutze hinterher. Heil und munter, wenn auch zerschunden und zerschlagen, müde und abgeklappert, traf alles in Brzeziny ein. Von dort ging es weiter nach dem Norden, unter steten Gefechten nach vorwärts und nach rückwärts wie nach beiden Seiten. Und hier darf die Heldentat eines jungen Leutnants erzählt werden, der Übermenschliches geleistet hat. Der in der Mitte der 20er Jahre stehende Leutnant v. Wißmann war durch den Hals geschossen worden. Die Kugel steckte noch im Halse und wurde am 21. November operativ daraus entfernt. Der Leutnant verläßt eben das Lazarett, als ein neuer Straßenkampf beginnt, als die nachziehenden Russen in das von uns schon wieder verlassene Brzeziny nachrücken. Noch aber ist die Stadt voll von Wagen und Train. Da rafft der Leutnant die Teile der Kompagnie zusammen, die zur Bedeckung noch da sind. Er sammelt von überallher Versprengte und Leichtverwundete und wirft sie den Russen entgegen. 200 deutsche Leichtverwundete befreit er aus ihren Händen, die bereits gefangen und zum Abmarsch formiert waren. Zwei Maschinengewehre verstärken noch den kleinen Trupp, und der schwer verwundete Leutnant hält erneute Angriffe der Russen aus. Er besetzt die Ausgänge der Stadt, er ist hier und dort und überall. „Der Leutnant“ heißt er bei seinen Leuten. Sämtliche Trains und Kolonnen ziehen in Ruhe ab, sämtliche Verwundete werden abgeführt. Den ganzen Tag des 22. November halten schließlich die 150 Mann die feindliche Reiterei und Artillerie fern. Dann ist die Aufgabe erfüllt, und die Truppe zieht zum Regiment ab. Am 23. November nimmt sie unter ihrem tapferen Führer am weiteren Rückzugsgefechte teil, und der Leutnant wird zum zweiten Male verwundet. Heute aber ist er schon wieder beim Regiment.

Gefechtspause im verschneiten Schützengraben.

Auch einer anderen, fast lustigen Episode darf hier gedacht werden. Ein russischer Flieger zeigte sich über unseren Reihen und kam im Gleitfluge nieder. Der russische Fürst Michalski hatte den Auftrag, ein von Lodz her anmarschierendes Korps in Eilmärschen heranzuholen, und sah die unendlichen Scharen der russischen Gefangenen für die Truppen dieses Korps an. Er schimpfte wie ein Rasender, als er den Irrtum erkennen mußte, denn es war sein erster strategischer Flug, der kaum zwanzig Minuten gedauert hatte. Aber es half ihm auch nichts, daß er den Fürsten etwas herausstrich. Im Kriege gilt ein fürstliches Ehrenwort weniger als eines Wachtmeisters Faust. Der Herr wurde splitternackt ausgezogen und auf Nachrichten und Befehle untersucht. Wichtiges Material wurde bei ihm gefunden."

Des Kaisers Dank über diese glänzende Waffentat, von der selbst eine englische Stimme anerkennen mußte, daß sie nur mit deutschen Truppen zu vollbringen war, kleidete sich in folgenden Befehl: „Es ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen, daß eine so geschwächte Armee, die von einem vielfach überlegenen Feind vollständig eingeschlossen war, denselben durchbricht, 12000 Gefangene, 30 Geschütze, 49 Maschinengewehre erbeutet, dies alles mit durchbringt und keinen Verwundeten in den Händen des Feindes läßt. Ich sehe der Einreichung zur Verleihung der Eisernen Kreuze 1. und 2. Klasse entgegen."

General der Infanterie, Freiherr von Scheffer-Boyadel, der Führer des 25. Reservearmeekorps, dessen entschlossener Leitung nächst dem zähen Durchhalten der Truppen das Gelingen des Durchbruchs hauptsächlich zu verdanken war, wurde durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite ausgezeichnet. Der am 28. März 1851 geborene General stammt aus bürgerlichen Kreisen. Er erhielt 1890 den Adel und Anfang 1906 den Freiherrntitel. Seit dem Feldzug von 1870, wo er sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erwarb, gehört er dem Heer an, viele Jahre im Generalstab arbeitend. Am 5. März 1908 wurde er unter Beförderung zum General der Infanterie als Nachfolger des Herzogs Albrecht von Württemberg zum kommandierenden General des 11. Armeekorps (Kassel) ernannt. Am letzten Tage des Jahres 1913 trat er in den Ruhestand, stellte sich aber bei der Mobilmachung sofort wieder zur Verfügung.

Dieselbe Auszeichnung erhielt der mit seiner 3. Gardedivision an den Durchbruchskämpfen ebenfalls hervorragend beteiligte Generalleutnant z. D. Karl Litzmann. Wenige Wochen später wurde er unter Beförderung zum General der Infanterie mit der Führung eines Reservekorps betraut.

Auf russischer Seite mußte General Rennenkampf als Sündenbock dafür büßen, daß den Russen der Sieg, dessen sie schon sicher zu sein geglaubt hatten, unter den Händen zerrann; der General, der in Rußland einen großen militärischen Ruf genoß, wurde des Oberbefehls über seine Armee enthoben, da man ihm, offenbar nicht mit Unrecht, zum Vorwurf machte, er habe bei der Einkreisung der Deutschen seine Streitkräfte zu spät herangeführt, ähnlich wie er in den Tannenberger Tagen versagt hatte.

Die Schlacht von Lodz.

Durch die notwendig gewordene Rücknahme des deutschen linken Flügels bis über Lowicz war somit das Verhängnis von der im Raume um Lodz stehenden russischen Hauptmacht noch einmal abgewendet worden. Die zurückgegangenen Truppen rückten in die durch die Verhältnisse bedingte neue Frontlinie ein, die sich an die unverändert gebliebene Mitte der deutschen Kampflinie bei Strykow anschloß und von da nordöstlich verlaufend sich über Glowno bis in die Gegend nordwestlich Lowicz erstreckte. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine russische Gegenoffensive. Trotz blutigster Verluste, wie sie in solchem Umfange die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten die Russen in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausharrenden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden. Die Schwere des Ringens verriet der Tagesbericht vom 26. November 1914:

Hofphot. Berger.

Der Kaiser und Mackensen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

In den Kämpfen der Truppen des Generals v. Mackensen bei Lodz und Lowicz haben die russische 1. und 2. und Teile der 5. Armee schwere Verluste erlitten. Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als 40000 unverwundete Gefangene verloren. 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind von uns erbeutet worden; 30 Geschütze wurden unbrauchbar gemacht.

Auch in diesen Kämpfen haben sich Teile unserer jungen Truppen trotz großer Opfer auf das glänzendste bewährt. Daß es ungeachtet solcher Erfolge

noch nicht gelungen ist, die Entscheidung zu erkämpfen, liegt an dem Eingreifen weiterer starker Kräfte des Feindes von Osten und Süden her. Ihre Angriffe sind gestern überall abgewiesen worden, der endgültige Ausgang der Kämpfe steht aber noch aus.

Gegenüber Verkleinerungsversuchen der ausländischen Presse stellte der Tagesbericht vom 2. Dezember 1914 ausdrücklich fest, daß in der gemeldeten Zahl von 40000 Russen die aus den vorhergegangenen Kämpfen nicht eingeschlossen seien. Alles in allem wurde die Zahl der von der Ostarmee in den Kämpfen bei Wloclawec, Kutno, Lodz und Lowicz vom 11. November bis 1. Dezember gemachten unverwundeten russischen Gefangenen mit über 80000 beziffert. Mit Einschluß

Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.

Kriegsfreiwillige Stuttgarter Grenadiere vor dem Abmarsch ins Feld.

der von den Österreichern am 25. November gemeldeten 29000 Gefangenen hatte somit das russische Heer in wenig mehr als 14 Tagen, von großen Materialverlusten ganz abgesehen, allein durch Gefangennahme weit mehr als 100000 Mann, das sind 2 bis 2½ Armeekorps, eingebüßt.

Wiederum erklang aus dem amtlichen deutschen Bericht das hohe Lied der jungen deutschen Truppen, die, wie auf Flanderns blutgetränkter Erde, so auch auf Polens Gefilden in vorbildlichem Todesmut sich glänzend bewährten. Für seine hervorragenden Leistungen vor Lodz zeichnete der Kaiser das 21. Reserve-Jägerbataillon durch Verleihung der Gardelitzen und des Totenkopfs am Tschako aus. Der damalige Führer dieser tapferen Truppe, ein früherer braunschweigischer Husarenoffizier, schreibt von seinen Leuten:

„Als ich mich kürzlich beim Bataillon nach einem Kriegsfreiwilligen erkundigte, erhielt ich zur Antwort: ‚Ja, das war der letzte von 30 Juristen. Zwei Bauchschüsse bei Glowno, geht ihm aber gut.‘ Was ich ohne Brot, ohne Küchenwagen usw. mit den 30 jungen Juristen, 25 anderen Studenten und vielen halben Schülern erlebt habe, die kein Feuer anmachen, nicht schlachten und nicht kochen konnten, Ruhr hatten, tags kämpften und nachts marschieren mußten! Die wenigen Tage, die ich sie führte, haben einen starken Kitt gebildet.“

Zum erstenmal erfuhr man aus obigem Tagesbericht vom 26. November 1914 auch amtlich den Namen des deutschen Heerführers, der bei Lodz und Lowicz befehligte. General der Kavallerie v. Mackensen hatte sich als Führer des 17. Armeekorps (Danzig) schon bei der Besiegung der russischen Wilnaarmee an den masurischen Seen hervorragend ausgezeichnet (siehe S. 325 und 331/332). Nun verlieh ihm der Kaiser Ende November mit folgendem ehrenden Telegramm für seine hervorragende Führung den Orden Pour le mérite:

„Die 9. Armee hat unter Ihrer sicheren Führung in schweren, aber von Erfolg gekrönten Kämpfen sich von neuem unübertrefflich geschlagen. Ihre Leistungen in den verflossenen Tagen werden als leuchtende Beispiele für Mut, Ausdauer und Tapferkeit der Geschichte erhalten bleiben. Sprechen Sie das Ihren vortrefflichen Truppen mit meinem kaiserlichen Dank aus, den ich dadurch zu betätigen wünsche, daß ich Ihnen den Orden Pour le mérite verleihe, dessen Insignien ich Ihnen zugehen lassen werde. Gott sei ferner mit Ihnen und unseren Fahnen! Wilhelm I. R.“

General v. Mackensen gab das Telegramm in einem Armeebefehl bekannt und fügte hinzu: „Ich freue mich, meinen heldenmütigen Truppen eine solche Anerkennung zur Kenntnis zu bringen. Das Verdienstkreuz gilt der ganzen 9. Armee.“

Nach dem Eintreffen von Verstärkungen ging die Armee Mackensen anfangs Dezember 1914 trotz der großen Erschöpfung der seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über. Es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehende Lücke einbrechend, Lask zu nehmen, und in der Richtung auf Pabianice vordringend, die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zäh behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen. Alle Versuche der Russen, die Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank der energischen Angriffe der nördlichen Gruppe der Verbündeten, namentlich ihres in der Richtung Nowo-Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels, mißlungen. Ebenso mißglückte ein russischer Flankenangriff, der westlich von Petrikau in den Raum zwischen den Schlachtfeldern bei Lodz und der südlich zunächst stehenden österreichisch-ungarischen 2. Armee des Generals der Kavallerie Böhm-Ermolli einzudringen versuchte.

Die amtlichen Berichte über die Einnahme von Lodz lauten:

6. Dezember. Lodz ist heute nachmittag von unseren Truppen genommen. Die Russen sind nach schweren Verlusten dort im Rückzug.

7. Dezember. Im Nordpolen haben wir in langem Ringen um Lodz durch das Zurückwerfen der nördlich, westlich und südwestlich dieser Stadt liegenden starken russischen Kräfte einen durchgreifenden Erfolg errungen. Lodz ist in unserem Besitz. Die Ergebnisse der Schlacht lassen sich bei der Ausdehnung des Kampffeldes noch nicht übersehen. Die russischen Verluste sind zweifellos sehr groß. Versuche der Russen, aus Südpolen ihren bedrängten Armeen im Norden zu Hilfe zu kommen, wurden durch das Eingreifen österreichisch-ungarischer und deutscher Kräfte in der Gegend südwestlich Piotrkow vereitelt.

8. Dezember. In Nordpolen folgen die deutschen Truppen dem östlich und südöstlich Lodz schnell zurückweichenden Feind unmittelbar. Außer den gestern schon gemeldeten ungewöhnlich starken blutigen Verlusten haben die Russen bisher etwa 5000 Gefangene und 16 Geschütze mit Munitionswagen verloren.

12. Dezember. Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des nachts, daher ohne Kampf und zunächst unbemerkt. Sie war aber nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe. In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel. Obgleich wir die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Wir haben insbesondere im Gegensatz zu ihnen ganz unverhältnismäßig wenig Tote verloren. So fielen bei dem bekannten Durchbruch unseres 25. Reservekorps von diesem Heeresteil nur 120 Mann, gewiß eine auffallend niedrige Zahl. Für die Verhältnisse bei dem Feind ist demgegenüber bezeichnend, daß allein auf einer Höhe südlich Lutomiersk (westlich Lodz) nicht weniger als 887 tote Russen gefunden und bestattet worden sind. Auch die russischen Gesamtverluste können wir, wie in den früheren Schlachten, ziemlich zuverlässig schätzen. Sie betragen in den bisherigen Kämpfen in Polen mit Einschluß der von uns erbeuteten 80 000 Gefangenen, die inzwischen mit der Bahn nach Deutschland befördert worden sind, mindestens 150 000 Mann.

Selbst die russischen Berichte machten kein Hehl aus den gewaltigen Menschenverlusten, ja sie erweckten geradezu den Eindruck, als ob sie mit ihnen prunkten, um damit die Unerschöpflichkeit des russischen Menschenmaterials, von der der Russe fest überzeugt ist, zu betonen. Aus demselben Empfinden heraus, das eine Volkszählung für überflüssig hält, weil die Überzeugung, „zahllos“ zu sein, durch die Unbestimmbarkeit der Zahl nur bestärkt wird, verzeichnen die russischen Verlust-

listen nur die gefallenen, verwundeten und vermißten Offiziere. Die Mannschaften sterben und verbluten sich namenlos. Freilich die große Masse des russischen Volks wäre auch unfähig oder doch zu schwerfällig, Verlustlisten zu studieren. Viel schwerer trifft das russische Heer der ebenfalls beträchtliche Verlust an Offizieren, denn auf den reichen Ersatz, den Deutschland an seinen Reserve- und Landwehroffizieren, an seinen Offizierstellvertretern und nötigenfalls an beförderten unteren Chargen hat, kann Rußland nicht rechnen. Allein in den Kämpfen um Lodz und Lowicz fielen zwei russische Generäle, während acht andere schwer verwundet wurden. Nach der Angabe russischer Zeitungen waren schon bis zum 20. November 1914 9702 russische Offiziere tot, 19511 verwundet, 3679 vermißt, im ganzen also eine Einbuße von etwa 33000 Offizieren, während man die gesamten russischen Mannschaftsverluste bis dahin auf etwa $1^1/_2$ Millionen veranschlagen kann, selbst für russische Verhältnisse eine sehr empfindliche Schwächung.

Ein Wasserturm in der Nähe von Lodz, der von den Deutschen gesprengt wurde, weil er von Zivilpersonen zur Übermittlung von Lichtsignalen an die Russen benutzt wurde.

Die rund 600000 Einwohner, darunter etwa 180000 Deutsche und ebensoviele Juden zählende Fabrikstadt **Lodz** war beim ersten Offensivstoß der Verbündeten, der bis vor Warschau und Iwangorod führte, schon einmal in deutsche Gewalt gelangt, dann aber beim strategischen Rückzug kampflos wieder aufgegeben worden. Auch bei den neuen Kämpfen um den Besitz der Stadt erlitt diese nur wenig Schaden, da es ja nicht zu Straßenkämpfen kam. Nur einige Vororte und Fabrikanlagen außerhalb des Stadtbezirks trugen Spuren des Kampfes davon, während das Stadtinnere völlig unberührt blieb. Die elektrische Straßenbahn erlitt keine Unterbrechung in ihrem Betrieb. Freilich muß es in Lodz höchst ungemütlich zu leben gewesen sein, während dicht vor seinen Toren ein erbitterter Kampf wütete. Das verrät folgende interessante Schilderung einer Odessaer Zeitung:

„Die Kämpfe spielten sich rund um Lodz ab. Die große, bevölkerte Fabrikstadt war von einem Feuerkranz umringt, und von allen Seiten hörte man ununterbrochen Kanonendonner. Die Wolken des Pulverdampfes verdunkelten den Horizont und senkten sich über die Stadt. Die Schlachtfelder waren nicht mehr als vier bis fünf Werst entfernt. Die Straßen der Stadt waren vollständig menschenleer, man sah nur Verwundetentransporte, die in die Lazarette geführt wurden. Am 22. November begannen die deutschen Geschosse in die Stadt zu fallen. Es zeigten sich deutsche Flugzeuge, die 14 Bomben auf einmal schleuderten, von denen bloß vier nicht explodierten. Die Bomben, die in der Tarjowastraße niederfielen, richteten ziemlich großen Schaden an. Das eiserne Tor der Station der Elektrischen wurde in kleine Stücke zerrissen, ein Bahnschaffner und ein Kind getötet. In den Nachbarhäusern sprangen alle Fensterscheiben. Die Zahl der Bomben verdreifachte sich später, und sie forderten viele Menschenopfer. Aber noch größer waren die Verheerungen, welche die Schrapnelle und Granaten anrichteten. In einer Straße allein wurden mehrere Dutzend Häuser in Schutt gelegt.

Der 30. November war der schrecklichste Tag. Die beiden feindlichen Armeen hatten sich einander genähert, so daß an einigen Punkten die Entfernung zwischen den Deutschen und den Russen nicht mehr als 200 Schritte betrug. Zwei deutsche Armeen, deren eine sich östlich, die andere westlich von Lodz befand, wollten um jeden Preis durch die Stadt hindurch Fühlung miteinander gewinnen. Eine wunderschöne Straße verbindet in schnurgerader Richtung die äußeren Bezirke von Lodz. Durch diese Straße, die Piotrkowska, wollten die deutschen Armeen zueinander stoßen. Aber dieser Plan konnte anfänglich nicht ausgeführt werden, obwohl die Deutschen großen Opfermut an den Tag legten. Um die Mittagsstunde desselben Tages begann die regelrechte Beschießung der Stadt. Das erste Geschoß schlug in ein Eckhaus und tötete elf Personen. Dann folgte ein Geschoß nach dem anderen. Es verging keine Minute, in der nicht eine Granate mit ohrenbetäubendem Lärm platzte. Die Einwohner flüchteten in die Keller, jeden Augenblick den Tod erwartend. Am meisten litten unter der Beschießung die Straßen in der Nähe des Bahnhofes, denn die Deutschen schienen hauptsächlich bestrebt gewesen zu sein, den strategisch wichtigen Bahnhof zu zerstören. Zum Glück für die vielen dort liegenden Verwundeten richteten die Geschosse nicht allzu großen Schaden an. An zahlreichen Punkten der Stadt, hauptsächlich in den Außenquartieren, brachen Feuersbrünste aus, und überall vernahm man das Wehklagen der Leute, die von Geschossen oder Häusertrümmern getroffen wurden. Kühne Feuerwehrleute und Polizisten liefen durch den Granathagel zu den brennenden Häusern, um zu löschen. Am Horizont wurden außerdem Feuersäulen sichtbar. Das waren aber deutsche Signale. In einem Irrenhause riefen der Kanonendonner und die Feuersbrünste eine fürchterliche Panik hervor. Alle Kranken, etwa 300 Personen, bekamen Tobsuchtsanfälle und warfen sich auf die Ärzte und die Pfleger. Einige versuchten, Selbstmord zu begehen.

Um 2 Uhr nachts war der tragische Höhepunkt erreicht. Die Deutschen drängten mit Wucht gegen die Piotrkowska, die an beiden Enden durch starke Barrikaden geschützt war. In den benachbarten Häusern und auf den Fußsteigen waren Maschinengewehre und Kanonen aufgestellt, die während des ganzen bisherigen Verlaufes der Schlacht geschwiegen hatten, um den Deutschen das Vorhandensein der Geschütze nicht zu verraten. Als die Deutschen sich auf die Barrikaden warfen, spien die Maschinengewehre und Kanonen zum erstenmal Tod und Verderben, während große Reflektoren in Tätigkeit traten. Die Sturmangriffe der Deutschen wurden die ganze Nacht hindurch erneuert.

Aufhebung eines russischen Vorpostens durch deutsche Ulanen. Nach einer Originalzeichnung von H. Rothgängel.

Erst in der Frühe kam der erbitterte Kampf zum Stillstand. Am zweitnächsten Tage, am 2. Dezember, sahen die Russen ein, daß Lodz nicht mehr zu halten sei, und sie traten den Rückzug an. Der Stadtkommandant machte kund, daß jeder, der die Stadt verlassen wolle, dies ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen könne. Es war aber leichter gesagt als getan. Ein Platz in einem Automobil kostete 200 bis 300 Rubel. Ein großer Teil der Bevölkerung mußte, ob er wollte oder nicht, in der Stadt zurückbleiben. Am 3., 4. und 5. Dezember, bis 9 Uhr abends, wurden die Verwundeten fortgeschafft."

Auch in dem zähen Ringen um Lodz zeigte sich wieder die hervorragende Verteidigungskraft der Russen. Ihrer Gegenwehr wurde von deutscher Seite alles Lob gespendet. Gleichermaßen wurden ihre Schützengräben und ihre Drahtverhaue,

Vorbringen von Munition in die Schützengräben.

von denen die ganze Gegend um Lodz wie von einem Netz durchzogen war, ihre mit Todesverachtung vorgetragenen Nachtangriffe und ihr unerschütterliches Ausharren gerühmt. Nur durch gründliche artilleristische Vorbereitung, namentlich durch schwere Kaliber, war es möglich, diesen zähen Widerstand zu brechen. So erklären sich die gewaltigen russischen Verluste an Toten. Daher kommt es aber auch, daß die Ortschaften um Lodz, so Konstantynow, Lutomiersk, Alexandrow, Zgierz u. a., alle mehr oder weniger der Zerstörung anheimfielen. Überall waren hier Siedelungen von Webern und Heimarbeitern deutscher Abstammung. Die Holzhütten und Strohdächer fingen bei der Beschießung Feuer, und die Webstühle und Webvorräte boten ihm gute Nahrung. Die zügellose russische Soldateska

vereinte sich mit dem polnischen Pöbel, um die vom Feuer verschonten Baulichkeiten auszurauben. Dabei waren die plündernden russischen Soldaten zum großen Teil Leute der vielgerühmten Garderegimenter. Der russische Kommandant in Konstantynow erreichte selbst mit den strengsten Verboten nichts gegen die Zügellosigkeit der Mannschaften; schließlich ließ er 40 Mann auf dem Markte erschießen. Das Elend war meist schon fertig, ehe überhaupt noch ein deutscher Soldat die Ortschaft betrat; hinterher aber schoben die Russen die Verwüstungen den Deutschen in die Schuhe. Vielfach blieben nicht einmal die Kirchen erhalten, da sie von den

Straßenbild aus dem besetzten Lodz.

Phot. R. Sennecke.

Russen als Telephonzentralen und Beobachtungsposten mißbraucht wurden und deshalb von den Deutschen niedergelegt werden mußten.

Am Morgen des 6. Dezember 1914 zogen die ersten deutschen Patrouillen in Lodz ein; nachmittags um 4 Uhr erfolgte bei Regen und Schnee, der die Wege in Brei verwandelte, aber begleitet von munterem Gesang, der eigentliche Einzug. Obwohl Lodz eine der schmutzigsten und häßlichsten Städte der Welt ist, erschien es den deutschen Soldaten doch als Paradies, bot sich doch wieder einmal die Aussicht auf ein halbwegs menschenwürdiges Quartier. Die sprunghafte Entwicklung der größten Fabrikstadt des europäischen Rußland, des russischen „Manchester", prägt sich auf Schritt und Tritt in ihrem Äußeren auf. Neben kitschigen Palästen reicher Fabrikherren und prunkenden vielstöckigen Mietsgebäuden stehen schmutzige, dem Einsturz nahe Lehmhütten. Kanalisation gibt es nicht, und der Lodzer ist

stolz auf den Wassermangel, dem er das Ausbleiben der in Rußland so häufigen Cholera zuschreibt. Ganze Straßenzüge sind ohne Beleuchtung. Die Straßenräuberei, förmlich organisiert, steht denn auch in keiner Großstadt so in Blüte wie in Lodz, ebenso das Bettlerwesen. Die Geleise der Straßenbahnen ragen an manchen Stellen hoch über das eingesunkene Pflaster hinaus. Schmutz und üble Gerüche fehlen auch nicht in der zwölf Kilometer langen, schnurgeraden, von Norden nach Süden verlaufenden Hauptstraße, der Piotrkowska, der Petrikauerstraße, in der alles wohnt, was Anspruch auf gesellschaftliche Geltung macht. Hier herrscht großstädtisches Leben, doch fehlt die polnische Eleganz fast ganz. Die ständigen politischen Unruhen haben einen großen Teil der vornehmen Welt vertrieben; sie hat sich zumeist nach Warschau gewandt. Treten schon im Äußeren der Stadt die Gegensätze scharf hervor, so noch mehr in der Bevölkerung. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabriken sind zur Hälfte Polen, zur Hälfte Deutsche. Wenn sie sich auch nicht mit den deutschen Arbeitern messen können, so erheben sie sich doch über das Niveau der Bewohner des belgischen Industriegebiets. Die Juden betätigen sich als Trödler, Kutscher und Packträger. Der jüdische Mittelstand, dem die Fabrikanten, Rechtsanwälte, Ärzte und Handelsagenten angehören, zeigt eine durchaus mitteleuropäische Bildung und gibt dem gesellschaftlichen Leben, soweit man überhaupt von einem solchen sprechen kann, seine Farbe. Völlig abgesondert lebten die russischen Beamten und Offiziere. Was in Lodz an tüchtiger Arbeit, Gesittung und Bildung geleistet wird, das ist deutsch. Deutsche Ingenieure leiten die großen Fabrikbetriebe, deutsch ist das vortreffliche Gymnasium, deutsch das Theater. Die „Lodzer Rundschau“, eine täglich zweimal in deutscher Sprache erscheinende Zeitung, war von der russischen Regierung trotz ihrer loyalen Haltung schon ein Jahr vor dem Krieg unterdrückt worden. Reichtum, Intelligenz, starken Kulturwillen gibt es genug in Lodz, um eine glänzende moderne Großstadt daraus zu machen, wenn der lähmende Druck einer böswilligen Regierung aufgehört hat, die kein frohschaffendes Volk sehen mochte, weil sie allen Grund hatte, sich vor dem freien Geist, dem starken Willen und der reinen Gesinnung zu fürchten.

Dem zum Gouverneur von Lodz bestellten Generalleutnant v. Liebert, dem früheren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, harrten gewaltige Aufgaben. Seit drei Monaten stand die Kohlenzufuhr still, und infolgedessen mußte die ganze Industrie feiern. Arbeitslosigkeit und Not waren die Folge, zumal auch die Nahrungsmittel knapp wurden. In der raschen Herbeischaffung von Kohlen und Lebensmitteln, der Festsetzung von Höchstpreisen und der Anwerbung von Arbeitern leistete die fürsorgliche deutsche Verwaltung in kurzer Zeit Musterhaftes. Eine Bürgermiliz, die an Stelle der Polizei den Ordnungsdienst in der Stadt übernahm, arbeitete dem deutschen Kommandanten willig in die Hände. Ordnung und Sicherheit wurden geschaffen, und ein großes Reinemachen hub an. Da war z. B. der neue Markt, der wochenlang einen einzigen großen Stall der russischen Pferde

gebildet hatte. Vor dem Rathaus und der Kirche war der Unrat fußhoch angewachsen, und Hunderte von Wagen waren nötig, um ihn zu beseitigen. Die „Lodzer Zeitung" stand als „Neue Lodzer Zeitung" wieder auf. Die Bevölkerung war zunächst außerordentlich verschüchtert und verängstigt. Ihr Mißtrauen und ihre Furcht vor russischen Spionen war einigermaßen begreiflich, nachdem die Stadt im Laufe der Monate Freund und Feind in der Herrschaft wechseln sah. Die Tage vor der Räumung der Stadt waren schwer gewesen; man saß ängstlich in den Kellern, während die deutschen Granaten einschlugen. Den Abzug der Russen in

Photothek phot.

Deutscher Landsturm in Schafpelzen.

der Nacht vom 5. auf 6. Dezember 1914 hatten einzelne Leute im geheimen beobachtet, während natürlich die Mehrzahl, der Weisung gehorchend, in den letzten drei Tagen des Abends um 7 Uhr zu Hause war und Türen und Fenster wohl verschlossen hielt. Sie erzählten, daß die russischen Mannschaften die Stadt gar nicht verlassen wollten, weil sie sich vor neuen Kämpfen fürchteten. Kosaken mußten die Leute mit Peitschen vorwärts treiben. Das Zutrauen der Lodzer zu der deutschen Besatzung stellte sich bald ein, als sie die Disziplin der deutschen Soldaten kennenlernten, die überall höflich und ordentlich in den Läden sich benahmen und überall bezahlten. Vom russischen Militär war man es anders gewohnt. Wohl

hatte ein strenger Kommandant auf Ordnung und Ruhe gehalten, aber daß die Kosaken in die Häuser kamen und Verschiedenes mitgehen hießen, hatte er doch nicht hindern können, namentlich nicht in den Vorstädten, wo die russische Soldateska bös hauste. Nur wenige Lodzer Fabrikanten trauerten der russischen Herrschaft nach, weil ihr ganzer Fabrikbetrieb auf russischen Absatz eingestellt ist und sie von einer künftigen deutschen Konkurrenz ihrer Tuchweberei nichts Gutes erwarten. In viele Lager sind auch die Interessen der Polen geschieden; nur die Juden sagen sich wohl, daß etwas Schlimmeres als das bisherige Regiment gar nicht folgen könne, und sind deshalb die größten und reinsten Deutschenfreunde.

Mit der Besetzung des größten Teils Westpolens durch die Verbündeten machte sich bald auch eine geordnete Verwaltung dieses volkswirtschaftlich so bedeutenden Gebiets notwendig. Außer der blühenden Textilindustrie von Lodz, dem Mittelpunkt des osteuropäischen Kapitalismus, ist vor allem der Reichtum an Zinkerzen zu erwähnen, der über drei Viertel der russischen Gesamtförderung an Zinkerzen deckte, und die bedeutende Kohlen- und Eisenindustrie in dem an das oberschlesische Kohlenbecken sich anschließenden Dombrowabecken. Anfangs Januar 1915 wurde für die von den deutschen Truppen besetzten Gebietsteile Russisch-Polens eine Zivilverwaltung mit dem Sitz in Posen eingesetzt. Zum Verwaltungschef wurde der im Jahre 1849 geborene Regierungspräsident v. Brandenstein ernannt, über dessen Vorzüge als reifer und geschickter Verwaltungsmann auch außerhalb der konservativen Partei, der er angehörte, nur eine Stimme herrscht. Als Verwaltungsbeamter wie als Parlamentarier hat Herr v. Brandenstein manchen Strauß durchgefochten, da er es liebte, mit seiner Meinung offen und furchtlos auch gegen oben hervorzutreten. — Zur Lösung mildtätiger und wirtschaftlich-sozialer Aufgaben, die über das Tätigkeitsfeld der deutschen Verwaltung hinausgehen, wurde anfangs Februar 1915 ein Zentralhilfskomitee in Berlin gegründet, dessen Vorsitz der Fürst von Hatzfeldt übernahm.

Ende Februar 1915 gingen nach einer Bekanntmachung des k. u. k. Armeekommandos die Bezirke Czenstochau, Petrikau, Laski und Nowo-Radomsk in österreichische Verwaltung über.

Ein österreichisch-ungarischer 30,5-cm-Mörser wird in Stellung gebracht.

Phot. E. Benninghoven.

Die Kämpfe an der Miazga.

Die bei Lodz geschlagenen russischen Streitkräfte wichen schnell in östlicher und südöstlicher Richtung zurück, unmittelbar verfolgt von den deutschen Truppen. Die natürliche Rückzugslinie nach Warschau in nordöstlicher Richtung über Lowicz war durch das gleichzeitig vor sich gehende erfolgreiche Vordringen des deutschen Nordflügels bereits nicht mehr benutzbar, und so schien eine energische Verfolgung schöne Früchte zu versprechen. Der Tagesbericht vom 8. Dezember 1914 meldete 5000 Gefangene und 16 Geschütze mit Munitionswagen. Aber schon aus dem Bericht des folgenden Tages ergab sich, daß die russischen Führer ihre Truppen noch fest in der Hand hatten. Nach einem knappen Tagmarsch hatte der Rückzug der Russen bereits ein Ende; in einer wohlvorbereiteten starken Feldstellung östlich der Miazga machten sie zu neuem Widerstand halt. Die Miazga, polnisch Kurowka, entspringt etwa zehn Kilometer östlich von Lodz und fließt von da in südöstlicher Richtung vor Bedkow in die Wolborza, die sich dann bei Tomaszow in die Piliza ergießt. Aufs neue entbrannte die Schlacht mit großer Heftigkeit. Diesmal handelte es sich um reine Frontalkämpfe. Schritt für Schritt mußte der Boden dem Feind entrissen werden, der sich in drei, vier und mehr Stellungen hintereinander meisterhaft eingegraben hatte. Wieder hämmerte die schwere deutsche Artillerie die gegnerischen Gräben zusammen, denen oft ganze Scharen zermürbter Überläufer entstiegen. Dann erfolgte der Sturm, der bei Nowosolno den Durchbruch der feindlichen Linien herbeiführte. Einer umfassenden Bewegung entzogen sich die Russen abermals durch den Rückzug. Nach zehntägigen Kämpfen konnte der Tagesbericht vom 17. Dezember 1914 als Ergebnis der Doppelschlacht in Polen den endgültigen Zusammenbruch der mit so großem Pomp angesagten russischen Offensive melden:

Die von den Russen angekündigte Offensive gegen Schlesien und Posen ist völlig zusammengebrochen. Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hartnäckigen, erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzug gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen

und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit ostpreußischer und hessischer Regimenter die Entscheidung. Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zur Zeit noch nicht übersehen.

Einer endgültigen Entscheidung waren die Russen auch diesmal wie bei Lodz ausgewichen, aber mit dem Zusammenbruch der russischen Generaloffensive war der deutsche Feldzug im Osten in dem Sinne entschieden, als Rußland von nun ab dauernd auf die Verteidigung beschränkt blieb. Schüchtern sprach der Bericht des russischen Großen Generalstabs von einer Umstellung bestimmter Armeen. Ein halbamtlicher deutscher Bericht würdigte das bis dahin Erreichte in folgenden treffenden Worten:

Phot. Presse-Zentrale W. Braemer.

Beim Frühstück im vordersten Schützengraben.

„Das ursprüngliche Ziel der Operation ist erreicht: die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, kann als völlig niedergeworfen bezeichnet werden. Eine Kraftprobe ersten Ranges, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil nahm, hat einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen. Der von ihnen errungene Erfolg ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem gemeinsamen Wirken zusammengeschweißt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundestreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zu-

versichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit fünf Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, haben die deutschen Truppen kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie haben ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten drei Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der, an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast fünf Wochen ununterbrochen anhaltenden Ringens ist die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapfern Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Überlegenheit des Feindes zu siegen verstehen."

Der amtliche Bericht vom letzten Tage des Jahres 1914 gab eine Aufstellung der deutschen Siegesbeute in Polen. Danach wurden bei der an die Kämpfe bei Lodz und Lowicz sich anschließenden Verfolgung, obwohl es sich durchaus um Frontalkämpfe handelte, abermals über 56000 Gefangene gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Gesamtbeute der am 11. November 1914 in Polen einsetzenden deutschen Offensive war damit auf 136600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre gestiegen. Hatte die Gesamtzahl der in den deutschen Gefangenenlagern befindlichen Russen am 1. November 1914 ohne Einrechnung der auf dem Abtransport befindlichen Gefangenen 3121 Offiziere und 186797 Mann betragen, so war diese Zahl am Ende des Jahres 1914 nach amtlicher Angabe auf 3575 Offiziere und 306294 Mann gestiegen.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Der heiße Dank des vom drohenden Einfall der russischen Barbarenhorden bewahrten deutschen Vaterlands vereinigte sich auf die immer mehr zum deutschen Nationalheld werdende Person Paul v. Hindenburgs. Schon am 27. November 1914 hatte der Kaiser dem Generalobersten mit folgendem Telegramm die höchste Würde des Krieges, den Kommandostab des Feldmarschalls, verliehen:

„An Generaloberst v. Hindenburg. Ihrer energievollen, umsichtigen Führung und der unerschütterlichen, beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In langem, aber von Mut und treuer Pflichterfüllung vorwärts getragenem Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht. Für diesen Schutz der Ost-

grenze des Reichs gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und meinem kaiserlichen Dank, die Sie erneut mit meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will ich dadurch Ausdruck geben, daß ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere. Gott schenke Ihnen und Ihren sieggewohnten Truppen weitere Erfolge. Gez. Wilhelm I. R."

Gleichzeitig wurde der verdiente Generalstabschef Hindenburgs, Generalmajor Erich v. Ludendorff (siehe S. 331), zum Generalleutnant befördert.

Von der überragenden und doch so liebenswürdigen Persönlichkeit des großen Heerführers, um den sich bereits die üppig wuchernde Sage zu winden begann (siehe S. 314 u. ff.), vermittelt folgender anziehende Bericht eines Korrespondenten der „Neuen Freien Presse" über einen Besuch im Hauptquartier der deutschen Ostarmee zu Beginn der großen deutschen Offensive in Polen einen vortrefflichen Eindruck:

„Generaloberst v. Hindenburg ist eine imposante Erscheinung, ganz so hochragend, so reckenhaft, wie man den Sieger von Tannenberg sich vorstellt. Die Abbildungen aber, die jetzt zu vielen Tausenden in ganz Deutschland verbreitet sind, sind nicht sehr ähnlich, weil der Generaloberst trotz seiner 67 Jahre in Wirklichkeit weit jünger aussieht als auf allen seinen Bildern. Die hohe Gestalt des berühmten Heerführers ist von den Jahren auch noch nicht um eine Linie gebeugt; selbst zu jener rundlichen Fülle, die mit dem Generalsrange nicht selten verbunden ist, und die Feldherrneigenschaften durchaus nicht ausschließt, ist kaum ein Ansatz vorhanden. In seiner aufrechten, echt militärischen Haltung gibt Herr v. Hindenburg ein Bild von Kraft und Gesundheit. Hindenburg trägt sein graues Haar nach militärischer Sitte kurz geschnitten. Der Schnurrbart, mit Sorgfalt gekräuselt und gewunden, ist zum Teil noch blond. Tief unter der schmalen Stirn liegen kleine blaue Augen, die im Gespräch sich manchmal schließen. Der Kopf scheint klein im Verhältnis zu der außergewöhnlich hohen Gestalt. Für sich betrachtet, ist er ein mächtiges Haupt — der echte Kopf eines Tatmenschen, eines Kriegsmannes, stark und fest — zugleich ein echt deutscher Charakterkopf mit den markigen Zügen der Bildnisse von Holbein und Dürer.

Mit Hindenburg erscheint in der Halle ein noch sehr junger General, der höchstens im Alter zwischen 40 und 50 Jahren stehen kann. Eine hochgewölbte Stirn, klarblickende blaue Augen, eine kräftig geschwungene Adlernase, ein energisch geschnittener Mund — ein Gesicht, mit einem Worte, das auffallen würde, auch wenn der Mann, dem es gehört, nicht die Generalsuniform und den Orden Pour le mérite trüge — man weiß, daß man den Generalstabschef Ludendorff vor sich hat.

Exzellenz v. Hindenburg begrüßt den Gast mit gewinnender Freundlichkeit, begibt sich mit ihm zu Tisch und hat die Güte, ihm einen Platz neben sich anzuweisen. Das Abendessen ist einfach: Suppe und ein Gang. Was an raffinierteren Genüssen gespendet wird, stammt aus Liebesgaben, die in Menge aus ganz Deutschland bei dem Befreier von Ostpreußen eintreffen. Daher der Champagner und daher der alte Ungarwein. Herr v. Hindenburg füllt mit ihm ein Glas und erhebt es mit den Worten: ‚Auf das deutsche Vaterland!' Um den Tisch sitzen etwa zehn Offiziere, unter ihnen der k. u. k. Generalstabshauptmann Fleischmann v. Theißruck, der den österreichisch-ungarischen Generalstab beim Hindenburgschen Oberkommando vertritt, und der sich die Hochschätzung und die Sympathien der deutschen Offiziere in hohem Maße gewonnen hat.

Während des Abendessens sprach sich Hindenburg über die tapfere Armee unserer Verbündeten und über die Kriegführung gegen die Russen aus. In die Zuversicht des Generalobersten stimmten auch seine ersten Generalstabsoffiziere ein. Oberstleutnant Hoffmann ergänzte: ‚Wir haben das Gefühl der völligen Überlegenheit über die Russen. Wir müssen siegen, wir werden siegen.' Und der schweigsame General Ludendorff fügte hinzu — kurz, aber mit einer Bestimmtheit, die jeden Einwand ausschließt: ‚Wir machen's.'

Das Gespräch berührte den Vorstoß gegen Iwangorod und Warschau. ‚Der Hauptzweck dieses Vorstoßes war,' erklärten die Offiziere, ‚die Eisenbahn nach Warschau zu zerstören. Das haben wir auch gehörig besorgt. Wenn uns bei dieser Gelegenheit Warschau und Iwangorod in die Hände gefallen wäre, hätten wir nicht Nein gesagt. Aber darauf gerechnet haben wir nicht. Hingegen mit der Eisenbahn haben wir erreicht, was wir wollten. Die ist gründlich kaput. Die Russen verstehen sich zwar vortrefflich darauf, eine zerstörte Eisenbahn wiederherzustellen, allein es hat sie doch wochenlang aufgehalten, und das war unser Plan.'

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.
Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der russische Generalissimus.

Dann ging man wieder ein Stück zurück — weit genug, damit den Russen das Fehlen der Eisenbahn sich fühlbar machen könne, aber auch nicht weiter. Jetzt zeigte sich erst, wie unbegrenzt das Vertrauen der Truppen zu ihrer Heeresleitung ist. Eine Rückzugsbewegung ist eine starke Belastungsprobe für dieses Vertrauen; es hat sie glänzend bestanden. Die Truppen sagten sich, daß ein strategischer Plan verfolgt werde, vollzogen den Rückmarsch in tadelloser Ordnung und blieben in zuversichtlicher Stimmung. Sie waren überzeugt, daß sie bald wieder vorgehen würden, und sie haben sich nicht getäuscht. Eben ist die neue Vorwärtsbewegung im Gange.

Ein Kapitel für sich bilden die Landstraßen in Russisch-Polen. Keine Phantasie kann sich diesen Schmutz vorstellen. (Es wurde ein anderes Wort als „Schmutz" gebraucht, das der Schriftsprache nicht angehört, jedoch erheblich ausdrucksvoller ist.) ‚Auf einer Landstraße,' erzählte Exzellenz v. Hindenburg, ‚gab es ein ganz im Kot verborgenes Hindernis. Auf der Oberfläche sah man nichts; das Ding steckte tief drin. Es wurde nachgegraben, und man fand einen — Pferdekadaver. Der Kot lag so hoch, daß das ganze Pferd darin eingesunken war.'

Man rückt also jetzt wieder gegen die Russen vor. Das ist der wirksamste Grenzschutz. Der Generaloberst erwähnte einen Brief, den er von einem unbekannten Absender erhalten hatte, und in dem ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht werden, weil wieder eine Kosakenpatrouille in irgendeine Grenzstadt eingedrungen sei. ‚Das wird immer wieder einmal vorkommen,‘ meinte der Oberbefehlshaber, ‚und das läßt sich nun nicht verhindern. Ich kann doch meine Truppen nicht die ganze Grenze entlang aufstellen, Mann neben Mann, wie einen Sanitätskordon. Sich stets von neuem zusammenballen und stets von neuem die Russen schlagen — das ist das sicherste Mittel, ihnen den Aufenthalt an den deutschen Grenzen zu verleiden.‘

Auf Vorposten in der Gegend von Lowicz.

Das System des Grenzschutzes, das der Generaloberst sich gewählt hat, hat die Russen in die masurischen Seen geführt. Es ist das „System Tannenberg". Hindenburg erzählt von dieser gewaltigen Schlacht, die sich auf einem Terrain abgespielt hat, das dasjenige der Schlacht bei Sedan an Ausdehnung um mehr als das Vierfache übertraf. Auf diesem Schlachtfelde wurden die Russen nach allen Regeln der Kunst „eingekreist". Die strategische Einkreisung als Antwort auf die politische. In der Mitte hatten sich die Russen eine wunderschöne Stellung aufgebaut. Es half ihnen aber nichts. Hindenburg hielt sich mit seinem Stabe bei einer der Armeen auf, welche die Russen umzingelten. Dort wartete er auf Nachricht. Gegen Mittag erschien plötzlich

hoch in den Wolken ein Flieger. Er kommt näher und näher, schwebt über die russischen Stellungen hinweg und geht beim Hindenburgschen Hauptquartier nieder. Der Oberbefehlshaber erhält auf diese Weise die Meldung, daß seine Ostarmee in den ihr zugewiesenen Raum eingerückt ist, daß der Kreis geschlossen ist, und daß die Russen in der Falle sitzen. Und Hindenburg befiehlt den Angriff.

Ein Haß gegen die Russen besteht im Hindenburgschen Hauptquartier nicht. Die Heeresleitung betrachtet es als ihre Aufgabe, die Russen zu vernichten, und unterzieht sich dieser Aufgabe ganz sachlich, man möchte beinahe sagen ohne Feindseligkeit. Es wird sogar anerkannt, daß die Russen den Krieg jetzt im wesentlichen „anständig“ führen. Überhaupt werden die Gegner mit ruhiger Objektivität beurteilt; man ist bemüht, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es wird von ihnen in einem ritterlichen Tone gesprochen. Auch die Leistungen der Franzosen in der Verteidigung ihres Landes werden gewürdigt, wenngleich natürlich kein Zweifel daran besteht, daß alle französischen Anstrengungen vergeblich sein werden, und daß auch im Westen der deutsche Sieg mit Sicherheit zu erwarten ist. Nur gegen die Engländer besteht auch hier derselbe Haß wie in ganz Deutschland. Herr v. Hindenburg sagt, der Kronprinz von Bayern mit seinen markigen Tagesbefehlen, welche die Engländer als den verhaßtesten Feind bezeichnen, habe ihm ganz aus der Seele gesprochen. Dabei unterschätzt man aber durchaus nicht die Kriegstüchtigkeit der englischen Soldaten. Diese sei keine Überraschung für den deutschen Generalstab, versichert General Ludendorff. Das deutsche Publikum habe die Engländer als eine Art Schützengilde betrachtet, allein der Generalstab sei sich auch vor dem Kriege schon darüber klar gewesen, daß sie auch zu Lande ernst zu nehmende Gegner seien. An Kitcheners Millionenheer freilich glaubt man nicht. Wenn es selbst gelingen würde, die Millionenarmee zusammenzubringen — wer soll sie ausbilden? Woher will England über Nacht die Offiziere und die Unteroffiziere nehmen, die sich Deutschland durch die ununterbrochene militärische Arbeit von Generationen geschaffen hat? Und die Ausbildung ist doch das Entscheidende. Ein Haufen von Menschen, die in Uniform gesteckt sind, ist noch lange keine Armee.

Mit Herzlichkeit wird der Türken gedacht. Man erwartet viel von der tapferen türkischen Armee. Der Generaloberst v. Hindenburg ist mit dem türkischen Botschafter in Berlin, dem General Mahmud Mukhtar Pascha, gut bekannt, und General Ludendorff hat sogar mit ihm zusammen auf der Kriegsakademie studiert. ‚Er hat es weiter gebracht als ich,‘ bemerkt der General mit der Bescheidenheit, die ihn charakterisiert.

Die Stunden vergehen. Herr v. Hindenburg wird nicht müde zu erzählen. Man freut sich der Frische, der Heiterkeit dieses prächtigen alten Herrn und denkt dabei belustigt an die Berichte über Hindenburgs Gebrechlichkeit und schwere Leiden. ‚Nein, wirklich,‘ sagte er, ‚ein kranker Mann bin ich nicht. Ich bin auch nicht vom Krankenbett geholt worden, um den Oberbefehl zu übernehmen. Die „historische“ Wahrheit ist: ich lag nicht im Bett, sondern ich saß am Kaffeetisch, als die entscheidende Depesche eintraf. Bald darauf kam mein Generalstabschef mit Extrazug aus Belgien, teilte mir Näheres mit, und dann fuhren wir zusammen weiter, nach Tannenberg. Und auch das ist nicht wahr, daß ich seit Jahren jeden Sommer nach den masurischen Seen gegangen bin und eine alte Kanone durch sie durchgezogen habe, um auszuprobieren, wie tief man darin einsinkt. Von meinen eingebildeten Krankheiten — von den Krankheiten, die man mir einbildet — machen mir am meisten die Gallensteine zu schaffen. Nie im Leben habe ich Gallensteine gehabt. Das hilft mir nichts. Andere Leute wissen es besser, und es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht Rezepte gegen Gallensteine erhalte

Manche schicken gleich das Pulver mit, das mich heilen soll. Ich bin all den braven Menschen ja sehr dankbar, daß sie um meine Gesundheit so besorgt sind. Aber es geht mir ausgezeichnet, und ich kann doch all das Zeug nicht schlucken, beim besten Willen nicht...

Und dann: strategische Ratschläge brauche ich auch nicht. Es kommen unaufhörlich Briefe, die mir sichere Mittel angeben, den Krieg zu gewinnen. Da schreibt mir neulich jemand, ich solle immer am Ufer eines gewissen Flusses entlang ziehen, immer geradeaus, bis Petersburg. Die Idee ist nicht schlecht; und wenn mir die Russen vorher versprechen würden, immer am andern Ufer zu bleiben, so täte ich's vielleicht. Nein, nein, ich habe nun einmal meine eigenen Ansichten über die Strategie. Die guten Ratschläge sind nicht nötig. Meine Herren vom Generalstab und ich, wir helfen uns schon allein durch.'

Und dann die Liebesgaben. Auch sie treffen in Menge ein! Der Generaloberst gedenkt mit herzlicher Dankbarkeit aller der Spender. ‚Es ist rührend, wie gut die Leute zu mir sind. Manches ist auch höchst willkommen, — aber was soll ich im Kriege mit gerahmten Bildern anfangen? Ich schlafe auch in keinem Schlafsack, und man soll mir doch nur ums Himmels willen keine Pulswärmer mehr schicken!'

Nachdem der Generaloberst mit frischem Humor noch von mehr oder weniger erbaulichen Begleiterscheinungen einer schnell erlangten Volkstümlichkeit erzählt hatte, gedachte er auch noch in charakteristischen Wendungen der Zukunft. ‚Ja, was soll ich denn nach dem Kriege anfangen?' Nun, es gäbe schon Stellungen für einen berühmten General, beispielsweise die Leitung des Generalstabs. ‚Aber wir haben ja einen sehr guten Generalstabschef.' Kriegsminister? ‚Ist auch in bester Qualität vorhanden. Und dann, — mich mit dem Reichstag herumärgern? Nein, ich danke!' Also was wird geschehen? ‚Gar nichts wird geschehen. Ich gehe wieder nach Hannover in Pension. Die Jüngeren sind da' — er zeigt auf Ludendorff und die andern — ‚die auch heran wollen. In meinen Jahren gibt es nichts Schöneres, als nach getaner Arbeit vom Schauplatz abzutreten und der Jugend Platz zu machen.'

Um 11 Uhr abends trennte sich die Tafelgesellschaft. Die Generalstabsoffiziere gingen an ihre Arbeit, an die Leitung der großen Schlacht, die in Polen begann."

Die Kämpfe um Lowicz und an der Bzura, Rawka und Sucha.

Während der erfolgreichen Kämpfe um Lodz und an der Miazga hatte auch der linke deutsche Flügel unter Generalleutnant v. Morgen erhebliche Fortschritte gemacht. Infolge des gegenseitigen Bemühens, sich die Flanke abzugewinnen, hatten sich die Linien allmählich über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt, und so waren die Umgehungskämpfe auch an dieser Stelle in heiße Frontalkämpfe übergegangen. Sie drehten sich in der Hauptsache um Lowicz, eine kleine Kreisstadt von rund 20000 etwa zu gleichen Teilen polnischen und jüdischen Einwohnern, die in ziemlicher Ärmlichkeit eng zusammengedrängt wohnen. Die Stadt liegt an dem Punkt, wo die von Westen her in breiten Sumpfniederungen heranströmende Bzura einen Bogen macht, um in nordöstlicher Richtung der Weichsel zuzuströmen. Hier treffen sich neun wichtige Landstraßen sowie die von Wien über Lodz und die

von Deutschland über Wloclawec und Kutno nach Warschau laufenden Schienenstränge. Rings um die Stadt dehnt sich ein flaches, breites Land mit vielen Niederungen und Sümpfen, von unzähligen Wasserläufen durchzogen, berühmt durch seinen Körnerbau und die Fruchtbarkeit seiner schwarzen Erde. Die bodenständigen Bauern, die hier wohnen, sind ein schwerer, stämmiger Schlag.

Die Eroberung der Stadt wurde in den deutschen Tagesberichten nicht ausdrücklich verzeichnet, erst am 30. Dezember 1914 wurde zur Widerlegung auswärtiger Falschmeldungen festgestellt, daß Lowicz und Skierniewicze schon seit mehr als sechs Tagen in deutschem Besitz seien. Über die Besetzung von Lowicz gibt folgender Feldpostbrief eines im Osten kämpfenden Offiziers einen anschaulichen Bericht:

Hofphot. Kühlewindt.

Deutsche Wache mit verdecktem Beobachtungsstand.

„So sind wir denn nach 14tägigen schweren Kämpfen in den Besitz von Lowicz gekommen. Die Stadt, die die Russen zur Festung ausgebaut hatten, wurde von ihnen als Schlüsselpunkt ihrer ganzen Bzurastellung hartnäckig verteidigt. Nach ununterbrochenen Anstrengungen und Kämpfen unserer Truppen, und nachdem wir Schnellbrücken über den Bzurakanal geworfen hatten, konnten wir endlich in die durch unsere Artillerie und besonders die österreichisch-ungarischen Motorbatterien ziemlich mitgenommene Stadt einrücken. Am Abend kamen wir auf dem großen Platz an, wo die Reserve des Korps stand und ein Wachtfeuer angezündet hatte. Es war ein wunderschönes Kriegsbild. Aber als dann, nachdem unser Kommandierender, General v. Morgen, eingeritten und am Postgebäude abgestiegen war und alles auf ihn zustürzte, um ihn zu dem Erfolge seiner heldenmütigen Truppen zu beglückwünschen, nun plötzlich die Mannschaften den Choral von Luther anstimmten — das war einer der ergreifendsten Augenblicke dieses ganzen Krieges."

Der Lauf der unteren Bzura und ihres Nebenflusses, der Rawka, bot den bei Lodz und Lowicz geschlagenen Russen eine neue Aufnahmestellung. Dem russischen Bestreben, den Bewegungskrieg in den Stellungskampf überzuführen, kamen

hier mancherlei Umstände zu Hilfe. Der Rückzug der Russen hinter diese Linie begann, als eben wieder der Frost von Tauwetter abgelöst und so das Eingraben wieder möglich wurde. Während das deutsche Vorgehen unter den Schwierigkeiten litt, die Kolonnen und Geschütze auf den morastigen Straßen vorwärtszubringen, warfen die Russen in dem frisch gelockerten Boden wieder Schützengräben hinter Schützengräben auf und errichteten Drahtverhaue und verdeckte Batteriestellungen; kurz, es entstand hier im alleräußersten Festungsbereich Warschaus — der Bzuraabschnitt liegt nur noch 45 Kilometer von der Festung entfernt — eine befestigte Feldstellung von beträchtlicher Stärke in strategisch gut gewählter Lage. Die beiden Flußabschnitte bilden an sich schon ein gewichtiges militärisches Hindernis. Die Bzura und die Rawka fließen in ziemlich eiligem Lauf durch breite Niederungen, die oft auf weite Strecken versumpft sind. Die wenigen günstigen Übergangsstellen sind leicht zu verteidigen. Die Russen hatten in ihren meist stark überhöhten Stellungen den Vorteil eines guten und bequemen Schußfeldes für sich, während der Angreifer sich in dem kahlen Vorgelände im Feuerbereich des Gegners heranarbeiten mußte. Nur in der Gegend von Skierniewicze, dem berühmten Jagdgebiet des Zaren, dehnen sich zu beiden Seiten der Rawka große Wälder voll schlanker, kräftiger Tannen und Kiefern, welche die gegenseitigen Bewegungen verschleierten. In diesen durch Natur und Kunst gleichermaßen fast uneinnehmbar gemachten Bzura- und Rawkaabschnitt hatten die Russen ihre besten Truppen, Sibirier und Garde, geworfen, wohl wissend, daß für sie alles darauf ankam, ein weiteres Übergreifen des deutschen linken Flügels zu verhindern, um nicht von ihrer Basis Warschau abgedrängt zu werden.

Karte zum Stellungskampf an der Bzura, Rawka und Pilica.

In dem nun einsetzenden hartnäckigen und für beide Teile verlustreichen Schützengrabenkampf an der Bzura und Rawka erzwangen die Deutschen nach und nach die Flußübergänge und schoben in kühnen Angriffen, die meist bei Nacht erfolgten, die Front ruckweise immer weiter nach Osten vor. Ein italienischer Kriegsberichterstatter entwirft von einem solchen Nachtkampf an der Bzura, dem er auf der russischen Seite anwohnte, folgendes eigenartige Gemälde:

„Nachtkämpfe sind eines der wundersamsten Schauspiele des modernen Krieges. Das Aufblitzen in den Batterien, die schwankenden Wellenlinien des hin und her zuckenden Gewehr- und Maschinengewehrfeuers, die sich von den dunklen Schattenmassen scharf abheben, bieten ein Gemälde der großartigsten Gegensätze. Über dieses unruhige Geflacker hinweg ergießen sich dann die silbrigen Strahlen der Scheinwerfer, die grell in die Finsternis hineinstechen, und blendend steigen Raketen auf, die im Zerspringen den Himmel wie mit Quecksilber sprenkeln und das Panorama vervollständigen, das in Weiß und Gold auf dem tiefschwarzen Hintergrunde der Nacht gemalt ist. Rings ist in weitem Umkreise das Land von Lagerfeuern erhellt, die ihre schwelenden Flammen in einer Wolke von Rauch zum Himmel strecken. Diese kleinen roten Flecke werfen überall einen glühenden Schein über den Schnee, und auf diese wunderliche Farbensinfonie gießt durch einen Vorhang von Wolken der Mond sein schwaches Geisterlicht, so daß die Gestalten wie in einer traumhaften Beleuchtung zu verschweben scheinen.

In dieser nebligen Dämmerung marschieren drei Bataillone russischer Füsiliere zur Front. „Des Großfürsten Lieblinge“ werden sie genannt, denn sie gehören zum Leibregiment des Oberbefehlshabers. Der Lärm des Geschützfeuers dringt in einzelnen krampfhaften Ausbrüchen zu uns. Feuerblitze zucken am Horizont auf. Der Schmutz geht den Rädern des Autos fast bis oben hin, und nur langsam prustet der Wagen, schwer gegen die undurchdringlichen Sumpfmassen ankämpfend, vorwärts. Aber allmählich kommt man näher und näher der Feuerlinie. Nun sind sie nur noch vier bis fünf Kilometer von den feuernden Batterien entfernt.

Wir wenden uns nach Westen, und da breitet sich vor unseren Augen ein großartiges Schlachtengemälde aus. Das Mondlicht gibt durch die Wolken gerade genug Helligkeit, um die Schatten auf dem Schnee erkennen zu lassen. Das flache weiße Feld ist von einem Saum schwarzer Bäume eingefaßt. Hinter diesen dünnen Gehölzen stehen die Kanonen. Sie dehnen sich aus in einer langen Linie, soweit das Auge reicht, und ihre unregelmäßigen Stellungen werden bezeichnet durch die roten Flammenzungen, die immer wieder emporschlagen. Der Geschützlärm, der uns dumpf umhallte, ist nun zum brüllenden Kanonendonner geworden. In einiger Entfernung, da, wo der Himmel das Feld zu berühren scheint, zucken andere Blitze auf; es sind die der deutschen Kanonen. Manchmal brechen vier solcher Blitze zugleich durch die Dunkelheit durch und zerreißen das matte Dämmerlicht mit ihrer grellen Helle. Für einen Augenblick ist die ganze Umgebung mit ihren phantastischen Schatten und hinhuschenden Scheinen in einen blendenden Glanz getaucht; dann nimmt eine andere flimmernde Beleuchtung das Auge gefangen. Es ist das Flimmerlicht einer platzenden Rakete, die in tausend Sternchen zerfällt und das weite Schneefeld überallhin erleuchtet, so daß es unter dem Feuerwerk schimmert. Aber schon erscheint ein anderes Licht an dem nebligen Himmel. Ein Spritzer Gold. Das ist ein explodierendes Schrapnell, und fast auf demselben Punkte bersten noch drei andere dieser Geschosse in

ihrem goldroten Licht. Dann schiebt sich der Riesenarm eines Scheinwerfers mitten hinein in neblig wogende Atmosphäre und legt Häuser, Zäune und Wege in eine schonungslose Klarheit. Unschlüssig wandert der ungeheure Lichtfinger weiter über die Ebene, wie wenn er etwas suchte und es nicht finden könnte. Zuletzt läßt er seinen kalt glänzenden Strahl auf einen Hohlweg fallen und hält hier an.

Nun flackern aus der Dunkelheit eine Unmenge kleiner Blitze hervor, die in der Entfernung aussehen, als würden plötzlich unzählige Streichhölzer angestrichen und gäben Funken. Die Funken rennen in einer geraden Linie hin, und diese springenden Lichtlein zeigen die Lage der Schützengräben an. Eine andere Funkenlinie tritt in die Erscheinung, wie uns dünkt, nur eine Spanne weit entfernt. Das sind die Bataillone des vordringenden, des angreifenden Feindes. Dann schneidet plötzlich ein Flammenband durch die Schatten, und der scharfe Widerhall von Maschinengewehren beißt sich in die Nachtluft.

Dieses Schlachtgemälde entfaltet sich in so ungeheurem Maße, daß das Auge nur kleine Ausschnitte auf einmal festhalten kann. Wenn die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht, dann vermischen sich die verschiedenen Blitze miteinander und ebenso die Geräusche. Nun sind die russischen Linien in einen einzigen Lichtschein lodernder Funken getaucht. Das Rattern des Gewehrfeuers wird immer lauter, so daß es sogar das Brüllen der Kanonen übertönt. Dann, wie ausgelöscht durch einen plötzlichen Wind, bricht das Licht des Gewehrfeuers zusammen. Wie ich nachher hörte, hatten die Deutschen einen russischen Schützengraben genommen. Dann bricht die Hölle des Granatfeuers wieder lauter hervor, und so tobt es stundenlang."

Als Weihnachten heranrückte, waren noch nicht alle Flußübergänge in deutscher Hand. Wie im Westen, so ließen es sich die deutschen Kämpfer auch im Osten nicht nehmen, dieses deutscheste aller Feste inmitten des Feindeslands zu begehen. Von weither mußte oft der Weihnachtsbaum geschafft werden, um den sich in der Etappe, in der Reservestellung und im vordersten Schützengraben die Offiziere und Mannschaften in inniger Gemeinschaft versammelten. Die Weisen der alten Weihnachtslieder machten manches Herz weich, das inmitten so viel Elend und Jammer hart geworden war. Freilich schmerzlich entbehrt wurden die Weihnachtspakete mit den Grüßen aus der Heimat, die wegen der Nachschubschwierigkeiten und der zahllosen Truppenverschiebungen an den meisten Teilen der Front nicht zur rechten Zeit eingetroffen waren.

Zum Beginn des neuen Jahres erließ Generalfeldmarschall von Hindenburg nachstehenden Tagesbefehl an seine Truppen:

„Soldaten des Ostheeres! Am Schlusse des Jahres ist es mir ein Herzensbedürfnis, euch meinen wärmsten Dank und meine vollste Anerkennung für das auszusprechen, was ihr in dem nun abgelaufenen Zeitabschnitt vor dem Feinde geleistet habt. Was ihr an Entbehrungen ertragen, an Gewaltmärschen ausgeführt, in langandauernden Kämpfen erreicht habt, wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten stets zu den größten Taten zählen. Die Tage von Tannenberg und den masurischen Seen, von Opatow, Iwangorod und Warschau, von Wloclawec, Kutno und Lodz, von der Piliza, Bzura und Rawka können euch nie vergessen

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Deutsche Weihnachten im Schützengraben.

werden. Mit Dank gegen Gott, der uns Kraft zu solchem Tun gegeben, und mit festem Vertrauen auf seine weitere Hilfe wollen wir in das neue Jahr eintreten. Treu unserem Soldateneide werden wir unsere Pflicht auch ferner tun, bis unserem teuren Vaterland ein ehrenvoller Friede gewiß ist. Und nun weiter frisch drauf, wie im Jahre 1914, so auch im Jahre 1915! Es lebe Se. Majestät unser Kaiser und König, unser allergnädigster Kriegsherr! Hurra!"

Größere Kampfhandlungen fanden im Januar und Februar 1915 hauptsächlich in dem von der Bzura und Rawka gebildeten Winkel statt. Borzymow, Bolimow, Humin und Sucha sind die Örtlichkeiten, die in den offiziellen Kriegsberichten jener Tage immer wiederkehren. Hier, wo am ehesten noch ein Durchbruch durch die feindliche Front möglich schien, der eine seitliche Aufrollung der russischen Bzura- und Rawkastellungen versprach, wurden auf beiden Seiten ganz gewaltige Truppenmassen eingesetzt, wie es auf so engem Raume im ganzen Kriege bisher nie geschehen war. Um die starken russischen Mauern einzurennen, wurden die deutschen Infanteriestoßkolonnen vielfach so tief gestaffelt, daß ein schwedischer Militär von ihnen sagte, man müsse bis zu der bekannten mazedonischen Phalanx zurückgreifen, um ein Seitenstück für diese Taktik zu finden. Am 2. Januar 1915 gelang es nach mehrtägigem harten Ringen, den besonders stark befestigten Stützpunkt der russischen Hauptstellung Borzymow zu nehmen, wobei 1000 Gefangene gemacht und 6 Maschinengewehre erbeutet wurden.

Das lange Wochen ungewöhnlich milde Winterwetter in Polen, das auch in den deutschen Generalstabsberichten wiederholt als hemmender Umstand angeführt wurde, erschwerte die Operationen ungemein. Trockene Kälte wäre für die seit dem Beginn des Stellungskampfes hervorragend verpflegten und mit Wollsachen fast überreichlich versehenen deutschen Truppen leichter zu ertragen gewesen als das naßkalte Regenwetter, das den Aufenthalt in den Schützengräben unleidlich machte. Den Russen kam der Umstand zugute, daß sie ermüdete Truppen leicht für einige Zeit in bequeme Ruhestellungen in und um Warschau zurücknehmen konnten. Auch erlaubte ihnen das Bahnnetz um die Festung rasche Truppenverschiebungen und neue Gruppierungen. So vermochten die Russen stets rechtzeitig ihre Gegenzüge zu machen und, wiewohl in der Hauptsache in die Verteidigung gedrängt, die deutschen Stürme mit hartnäckigen Gegenangriffen zu beantworten. Manches Grabenstück wechselte so in kurzer Zeit oft mehrmals den Besitzer.

Der Erfolg von Borzymow wurde Ende Januar und anfangs Februar 1915 durch Vertreibung der Russen aus ihrer Hauptstellung östlich von Bolimow und die Eroberung des Dorfes Humin erweitert. Der Kriegsberichterstatter Fritz Wertheimer schreibt über diese blutigen Kämpfe*):

---

*) Die packenden Kriegsberichte Fritz Wertheimers sind gesammelt in einem gut illustrierten Bande unter dem Titel: „Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen" bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen.

„Man hatte seit einigen Tagen die Vorbereitungen getroffen, eine große artilleristische Streitmacht in diese Gegend zusammenzuziehen. In der Nacht vom 30. auf 31. Januar, etwa um die dritte Morgenstunde, begann diese Riesenzahl von Rohren kurz zu sprechen; es war wie eine kleine Kampfprobe, um das Instrument einmal einzuspielen, und man war kaum aus dem Schlafe aufgewacht, als auch alsbald alles vorbei war. Es war aber nur ein kleiner Vorgeschmack zu dem Höllenlärm, der Punkt 7½ Uhr in der Morgenfrühe anhob, als eben die Sonne sich anschickte, die Schleier der Nacht zu durchdringen. Da brach es los, als ob die Erde sich auftäte und Feuersäulen gen Himmel brächen. Der Boden zitterte und schwankte wie bei einem Erdbeben, die Luft

Der Schützengraben und seine Spezialfeuerwaffen.
Vorn (links): Zwei Mann mit Handgranaten, rechts (auf den Rand des Grabens aufgelegt): Minenwurfapparat, dahinter: Minenbombe (in der Hand des aufrechtstehenden bärtigen Soldaten), ganz hinten: Gewehrgranate (auf dem Holzgestell).

war voll von einem einzigen dröhnenden Sausen, das sich betäubend auf die Nerven legte. Ängstlich flatterten die Krähen über die Schneefelder, und verschüchtert stoben die dichten Haufen der Sperlinge auseinander. Die Pferde spitzten die Ohren und tänzelten unruhig umher. Zu Anfang unterschied man noch deutlich die einzelnen Schüsse unserer Kaliber, das leichte Feldgeschütz, die Haubitzen, den scharfen Knall der 10-Zentimeter, der wie eine ungeheuer starke Spatzenflinte klingt und immer wieder die Ohren zerreißt und peinigt. Der dumpfe Ton der österreichisch-ungarischen Mörser mischte sich darein, und man vernahm noch ganz klar das Sausen der Luft, ihr höhnisch gelles Lachen. Allmählich verschwammen die Klänge, und das Rauschen schob sich zu-

sammen. Ein einzig Grollen und Rollen wurde es, ein langgezogenes, schmerzvolles Stöhnen der zerrissenen und verwundeten Erde, ein Tönen von so gräßlicher Qual, daß jedes Wort verstummte. Wie der Gewitterschlag in die Berge fährt und noch lange zwischen den Felswänden in den Tälern verhallt, wie der Sturmwind das eben noch ruhige Meer zu brüllenden Wogen aufpeitscht, die brausend über dem Schiff zusammenschlagen, so schwoll diese Sprache an, ebbte ab, wurde lauter, heftiger, überschrie sich und kam von einem scheinbaren Höhepunkt zu immer noch schaurigerem Getöse. Bis plötzlich nach drei Viertelstunden der ganze Lärm schwieg und nur noch einzelne Klänge die Luft durchschnitten. Eine Feuerpause war eingetreten, ein Fesselballon ging dick und schwer, mit seiner ganzen Prallheit von der Sonne bestrahlt, auf, und eine Schar von Fliegern bevölkerte den Himmel. Sie schraubten sich hoch, machten einige Schleifen, ein paar weiße Schrapnellwölkchen zersprangen in ihrer Nähe und wurden vom Wind

Schlafzimmer im Schützengraben.

weggetragen, und dann setzte plötzlich wieder das Feuer der Geschütze ein, und das Konzert begann von neuem.

Pünktlich ein Viertel nach 10 Uhr verstummte das Höllengetöse der Geschütze und löste sich wieder in ein reguläres, wenn auch immer noch kräftiges Einzelfeuer auf. Die Entfernung wurde jetzt vergrößert, so daß die Geschütze hinter die feindliche Schützengrabenfront gegen etwaige Nachschübe von Mannschaften, Munition und Verpflegung wirken konnten, während vorn der deutsche Sturm einsetzte. Das Wetter war klar und sichtig. Weiß leuchtete unter mir eine große Schneefläche, dunkle Wälder schlossen sich an, und weit hinten lag, abermals vor Wäldern, wiederum ein schmaler, weißer Schneestreifen. Dort brachen jetzt die deutschen Schützenlinien zum Sturme vor. Deutlich sah man durchs Fernrohr jeden einzelnen Mann und dahinter in etwas dichteren Verbänden die Reserven. Gewehrknattern und das Rollen der Maschinengewehre setzte ein. Prachtvoll, wie im Manöver, war der Fortgang des Gefechts zu verfolgen,

das dauernde Vorrücken, das Stocken, das Wiederinflußkommen der Linien, bis der Dampf der Geschütze und der Staub der Aufschläge am Nachmittag die Sicht verwehrten und es zu schneien begann. Den ganzen Nachmittag war der Gefechtsstand des unsichtigen Wetters wegen nicht mehr verwendbar. Nur gegen Abend leuchtete die Sonne gerade vor dem Untergehen noch einmal in rötlicher Glut durch und beschien mit ihren letzten Strahlen das Gelände, da war aber der Kampf schon über die Waldstreifen hinweggegangen, und es gab nichts mehr zu sehen. In allen Farben schillerte der Schnee, die Tannenwipfel vergoldeten sich, und rasch senkte sich die Nacht, eine mondhelle Nacht, die erfüllt war vom Halle der Geschütze und vom Knattern der Gewehre. Man erfuhr, daß nach den Meldungen von der Front das Artilleriefeuer den Russen schwere Verluste zugefügt haben mußte, da die Gräben voll lagen von Toten und stöhnenden Verwundeten, und daß ein Regiment um die Erlaubnis gebeten habe, weiter vorrücken zu dürfen, weil es in den eroberten Gräben zwischen den Leichenhaufen und dem Gewimmer der Verwundeten nicht auszuhalten sei. Erst in der Nacht erfuhr man dann sicher, daß einige neue Gräben fest in unserer Hand seien, und daß etwa tausend Gefangene nebst einigen Maschinengewehren der Lohn des Tages waren.“

Noch aber hatte der russische Widerstand um das halb zerschossene Dorf Humin, aus dem den anstürmenden Deutschen verheerendes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer entgegenbrandete, nicht gebrochen werden können. Wieder mußte die Artillerie eingreifen. Ohne die Entscheidung gebracht zu haben, ging der zweite Schlachttag, der 1. Februar, zu Ende. Nocheinmal setzte am 2. Februar das Artilleriefeuer mit allem zur Verfügung stehenden Nachdruck ein. Da war es mit einem Male mit der Spannkraft der russischen Nerven vorbei; in hellen Scharen kamen mit hoch erhobenen Händen die Überläufer aus ihren Gräben hervor. Am Abend des dritten Gefechtstages war Humin vom Westeingang bis zum letzten Hause des Ostausgangs in deutscher Gewalt. Wohl versuchten die Russen durch kräftige Gegenangriffe das Verlorene zurückzugewinnen, allein vergebens. Die russische Gefechtsstärke wurde in diesen Kampftagen um etwa 30000 Mann geschwächt. Etwa 6000 davon gerieten in deutsche Gefangenschaft, 6—10000 Tote und sicherlich über 15000 Verwundete blieben als Opfer eines der mächtigsten Artilleriegefechte.

War auch kein eigentlicher Durchbruch erzielt worden, so bewirkte die Eroberung Borzymows und Humins, die einen Keil in die russische Front trieb, doch, daß die Russen nach der schon länger geräumten Bzuralinie nun auch den Rawkaabschnitt, wo sie sich bis dahin immer noch an einzelnen Stellen gehalten hatten, vollends ganz aufgeben mußten. Am nächsten Flußabschnitt, an der Sucha, einem Flüßchen, das unterhalb der Rawka in die Bzura mündet, begann das alte Spiel von neuem.

Anfangs Februar 1915 begab sich Kaiser Wilhelm II. zu den in Nordpolen fechtenden Truppen, nachdem er schon anfangs Dezember 1914 der Armeeabteilung Woyrsch in Südpolen einen Besuch abgestattet hatte. Im Park eines polnischen Edelsitzes unweit der Front hatte der Kaiser an einem klaren, schönen Winter-

morgen die abkömmlichen Truppen und zahlreiche Abordnungen mit ihren Fahnen und Standarten zu einer erhebenden Feier um einen schlichten Feldaltar versammelt. Nach Beendigung des Gottesdienstes ergriff der Kaiser selbst das Wort, um die kampferprobten Truppen der 9. Armee des heißen Dankes des Vaterlandes zu versichern und sie mit dem Hinweis auf den sichtbaren Beistand des „großen Alliierten" zum weiteren Durchhalten zu ermahnen, bis die Macht der Feinde gebrochen und dem deutschen Volke die Daseinsberechtigung erstritten sei. Nachdem Generaloberst v. Mackensen im Namen der ihm unterstellten Truppen in kernigen Worten das Gelöbnis, bis zum letzten Atemzuge auszuhalten, abgelegt hatte, erfolgte zum Schluß noch ein schneidiger Vorbeimarsch vor dem Kaiser, der den Boden erzittern machte.

Von Mitte Februar 1915 ab ebbten die Kämpfe in Polen immer mehr ab und erstarben im reinen Schützengrabenkampf. Das Schwergewicht der Kämpfe im Osten ging von der Mitte wieder auf die beiden Flügel über, wo in Masuren und in den Karpathen neue Entscheidungen von durchschlagendem Gewicht fielen.

Warschau in Erwartung der Deutschen.

Je näher sich die deutschen Heere an Warschau heranschoben, desto höher stieg die angstvolle Spannung, die über der Hauptstadt Polens lagerte. Wohl herrschte noch lebendiges und buntes Treiben in den Straßen, durch die immerwährend Regimenter zur Front zogen, aber bittere Wintersnot wütete in der armen Bevölkerung, besonders unter den zahlreichen Flüchtlingen und Arbeitslosen, und wilde Gerüchte durchschwirrten die Stadt trotz aller beschwichtigenden Maßregeln des für den in Gefangenschaft geratenen Baron Korff ernannten Gouverneurs Werefkin.

Über die an Panik grenzende Stimmung in Warschau schreibt ein Berichterstatter der „Stampa":

„Die Stadt wird von den Flüchtlingen vom Lande geradezu gestürmt. Die nach Warschau führenden Straßen wimmeln von Menschen und Fahrzeugen aller Art. Es ist gegenwärtig geradezu unmöglich, in der Umgegend einen Wagen oder irgend ein fahrbares Gerät aufzutreiben. Bauern und Bürger in buntscheckiger Gewandung, wie sie sie in der Eile gerade zusammengerafft haben, ziehen in endlosen Reihen ihres Weges. Zwischen sie mischen sich schweigende, niedergedrückte Juden. Einige zerren ihren Hund, ein Schwein oder eine Kuh am Stricke hinter sich her. Alles wälzt sich durcheinander und drängt sich in Haufen in den Vorstädten, die ein modriger Geruch von nassen Sachen und eine Wolke warmen Stallduftes erfüllt. Die Frauen ergehen sich in wortreichen Klagen; die Männer erzählen in abgebrochenen Sätzen, die Russen hätten sie ohne jede Erklärung aufgefordert, sofort ihres Weges zu ziehen, worauf die Soldaten sich in den verlassenen Wohnungen verbarrikadiert und alles, was nicht niet- und nagelfest war, an sich genommen hätten.

Auf die Stadt sinkt die düstere Winternacht herab und mit ihr die Angst der Ohnmacht, des Zweifels und des Verlassenseins. Die Zeitungen dürfen nichts mehr mitteilen, abgesehen von ein paar armseligen Nachrichten aus Frankreich. Nur fünf Blätter bringen eine kurz gehaltene Regierungsproklamation, die so knapp und mager gefaßt ist wie ein ärztliches Rezept: Warschau sei außer Gefahr, und jedem, der die Bevölkerung durch alarmierende Nachrichten beunruhige, drohen strenge Strafen. Um den Leuten eine kleine Freude zu machen, gestattet ihnen die Polizei dafür huldvoll, Sonntags Fähnchen auszuhängen, die an die polnische Nationalfahne erinnern. Wie bei Beginn des Krieges beschleicht auch heute wieder der Geist der Auflehnung die Gemüter der Warschauer Bevölkerung, der Geist der Auflehnung gegen die Behörde, die zu ihrer Verteidigung außerstande ist, gegen diese unglückselige Geheimniskrämerei, die die Unruhe nur steigert, indem sie den Leuten verwehrt, sich in Sicherheit zu bringen. Als Allheilmittel für all das Leid kennt die Regierung nur Verbote und polizeiliche Schikanen. So ist es beispielsweise verboten, die Stadt zu verlassen, Fahrkarten werden auf den Bahnhöfen nur dem verkauft, der einen ausdrücklichen Erlaubnisschein der Polizei vorzuweisen vermag. Vielleicht will man dadurch der Panik vorbeugen. Aber man erreicht das Gegenteil. So kommt es, daß fast gar keine Züge mehr verkehren. Man hat nach und nach den Betrieb völlig eingestellt, und wie die Linie nach Wien, so ist auch die nach Lublin gesperrt. Auch die Telegraphenverbindung ist unterbrochen. Nur noch eine Leitung in der Richtung nach Moskau ist betriebsfähig. Es bleibt schließlich den Leuten nichts anderes übrig, als mit gekreuzten Armen den Anmarsch der Deutschen zu erwarten. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß niemand daran denkt, etwas zu unternehmen. Das Geschäftsleben ist ganz erstorben. Aussicht auf Gewinn und geschäftlichen Vorteil hat für keinen mehr Wert. Man geht unter irgend einem Vorwand auf die Straße und tritt in das erste beste Kaffeehaus, von

Bei Neuschnee im Schützengraben.

der Ungeduld getrieben, irgend einen Mitmenschen zu sehen, den dieselbe Angst wie alle bedrückt, die Angst vor dem Unbekannten, das kommen muß. Vielleicht morgen schon wird es an Brot fehlen, wird die Stadt in Finsternis gehüllt sein und der Kohle ermangeln. . . . Die Ufer der Weichsel sind mit Schildwachen dicht besetzt. Auf der eisernen Brücke versperrt mir ein Posten mit gefälltem Bajonett den Weg und ruft: ‚Hände hoch!' Ich habe die Hände in den Taschen behalten; das scheint dem Wanderer, der eine Brücke überschreitet, heute verboten zu sein, wahrscheinlich aus Furcht, er könne eine Bombe werfen. In der Ferne aber grollt dumpf der Donner der Geschütze."

Ergänzt wird dieses Bild durch folgende Schilderung eines anderen neutralen Berichterstatters, Granville Fortescues:

„Ein Winter der bittersten Not ist über die unglückliche Stadt hereingebrochen; zu Tausenden drängen sich armselige Gestalten, die ohne Heim und ohne Nahrung sind, in den winkligen Gassen. Aber nicht nur Warschau leidet, sondern die Sorge ganz Rußlands scheint hier wie im Brennpunkt eines Hohlspiegels in erschütternden Bildern zusammengedrängt. Wie Sand durch ein Stundenglas, so rinnen Regimenter auf Regimenter aus dem ganzen weiten Zarenreich durch die Straßen, die dann schwarz sind von den Menschenmassen. Weither aus Sibirien und den Grenzgebieten von Turkestan strömen diese rotgrau gekleideten Gestalten durch Warschau nach den Ebenen Polens. Keine Spur ist in ihren dumpfen Zügen von dem zu lesen, was sie denken und fühlen. Man mag die Gesichter dieser Tataren, Mongolen oder Kaukasier betrachten, so viel man will, es bleibt immer dasselbe Rätsel. Trapp, trapp, trapp — so ziehen sie hin vom Kalischer Bahnhof entlang an der Bahnlinie, bis sie endlich mit dem Horizont zu einer einzigen grauen Masse verschwimmen, wer weiß, wohin, wer weiß, woher? Man begreift hier die Größe des weiten Rußland, wenn man bedenkt, daß so manche von ihnen die Reise vom Ural her zurückgelegt haben . . .

Still und düster ist es in den Lazaretten Warschaus geworden, in denen zu Anfang so viel Tätigkeit und Leben herrschte. Die Pfleglinge sind, so weit ihr Zustand sich besserte, zur Erholung ins Innere Rußlands geschickt worden, und seit einiger Zeit werden nur noch Leichtverwundete eingeliefert. Das ist ein schlechtes Zeichen, denn die Ärzte schließen mit Recht daraus, daß die Schwerverwundeten auf den Schlachtfeldern liegen bleiben und dort verkommen.

Die Gefährte in den Straßen bieten auch einen Beitrag zu dem großen „Kriegskino", das Warschau darstellt. Da trotten die schäbigen kaukasischen Ponies dahin, von denen man glaubt, daß sie jeden Augenblick unter der Last des riesigen darauf sitzenden Kosaken zusammenbrechen müßten, und dieselben kleinen Pferdchen ziehen die Krankenwagen, die immer seltener Verwundete in die Stadt führen. Die Automobile rasen fauchend wie unheimliche Drachen an ihnen vorbei und halten vor den Hotels, in denen sich ein buntes Leben entfaltet. Hier haben sich die Offiziere häuslich eingerichtet; jeder Grad und jeder Truppenteil ist hier vertreten, vom graubärtigen General bis zum kecken Leutnant; jede Provinz des Reiches scheint ihre Vertreter abgesandt zu haben. Da sieht man die malerischsten und phantastischsten Gestalten, kaukasische Obersten mit ungeheuren Mützen und riesigen Schnauzbärten und schwarzen Kanonenstiefeln, Figuren, die noch ganz so sind wie die moskowitischen Krieger aus den napoleonischen Tagen. Merkwürdig berühren die vielen deutschen Namen, die sich unter diesen russischen Offizieren finden. Während die arme Bevölkerung Warschaus in dumpfer Angst ihrem Schicksal entgegen zittert, sind die Offiziere die einzig Lustigen,

Scheinwerfer in Tätigkeit. Absuchen des nächtlichen Himmels nach feindlichen Fliegern.

denn für sie ist der Krieg ihr Element und eine günstige Gelegenheit zu tausend lockenden Möglichkeiten, die der Frieden nie gebracht.

Als düstere Boten kommenden Unheils erscheinen die deutschen Flieger, die immer wieder auf die Plätze, die militärischen Anlagen und die Eisenbahnlinien Bomben werfen. Die Einwohner von Warschau wissen längst, was solch ein Flieger zu bedeuten hat, und wenn sie einen herannahen sehen, stürzen sie in wilder Angst in die

Kruppsches Fliegerabwehrgeschütz.

Häuser und tief hinunter in die Keller. Vor jeder offenen Tür ballen sich dann die drängenden schreienden Massen, und es kommt zur schlimmsten Panik, wenn der scharfe Knall der erfolgten Explosion alle Fenster erzittern macht. Ist dann die Gefahr wieder einmal vorüber, dann sammeln sich die Neugierigen erst zögernd, dann immer dreister um den Ort, da die Bombe niederfiel, und bestaunen entsetzt die gewaltigen Wirkungen, die sie hervorgebracht. Da ist z. B. ein Stück der Eisenbahnstrecke zerstört: die Wände

der anliegenden Häuser sind wie mit Pockennarben übersät durch die vielen Löcher, die die Bombensplitter aushöhlten; andere haben sich tief in den Erdboden eingewühlt, und kein Fenster in der Umgegend ist ganz geblieben. Man kann noch von Glück sagen, wenn keine Menschenleben zu beklagen sind."

Auch Zeppelinluftschiffe statteten Warschau dann und wann einen Besuch ab. Einen erfolgreichen, aber aufregenden Flug über Warschau beschreibt der deutsche Flieger Hanns von Rhyn im „Pester Lloyd" folgendermaßen:

„Glitzernder Rauhreif liegt morgens als blendend weiße Decke über der klirrend festgefrorenen Erde. Unser Auto trägt uns von unserem Quartier nach dem Flugplatz, denn ich habe den Befehl, zu Beobachtungszwecken aufzusteigen. Der Wind pfeift schneidend; es wird oben sehr kalt werden. Wie wir zwei, mein Beobachter, Oberleutnant Graf v. F., und ich, anlangen, sind meine Mechaniker gerade beschäftigt, meinen lieben alten Albatros, „Blasewitz" genannt, flugfertig zu machen. Während Graf F. auf den Tritten hochklettert, in den tiefen Beobachtersitz hinabtaucht und die ihm zugereichte Abwurfmunition außenbords befestigt, taste ich mit den Augen den Apparat ab, prüfe die Spannkabel und horche ihren Klang ab. Dann klettere auch ich hoch und steige in den Führersitz. Die Schneebrille wird herabgezogen, der Schal um den Hals gewunden, der warme, polnische Baschlik dicht geschlossen. Ein Zeichen. Die Soldaten springen herbei und halten, je vier an einem Flügel, fest. Einer wirft die Schraube herum. Knattern! — Der Motor ist in Ordnung; der wird durchhalten. Am Barographen, Geschwindigkeitsmesser, Benzin- und Ölstandzeiger alles intakt. Wie ein edler Vollblutrenner zittert die Maschine in allen Teilen, sie bäumt sich, ächzt, schwankt, tobt. Noch aber wird sie durch sechzehn kräftige Soldatenfäuste am Boden gehalten, bis die Schraube die höchste Zugkraft entfaltet. Und plötzlich stößt sie vor, schleift die Monteure mit sich, saust über den Schnee, macht ein paar Sprünge und schießt dann mit einem gewaltigen Satz steil in die Luft.

In wenigen Augenblicken trägt sie uns in Turmhöhe über das Fliegerlager, das wie ein aufgebautes Kinderspielzeug anmutet. Gerade ist es 10 Uhr vormittags. Der Bahnlinie Lowicz-Warschau entlang rasen wir mit 115 Stundenkilometer vorwärts. Noch immer gebe ich volles Höhensteuer; noch immer klettert der Albatros höher. 700, 800, 900 Meter. In der Tiefe zieht die weiße Welt vorüber. Schneebedeckte Wälder, verschneite Felder. Hin und wieder unterbricht ein Dorf in schwarzen Umrissen die weiße Einöde. Aber immer ist es verwüstet, verbrannt. Seine Bewohner sind geflüchtet, und man kann sich kaum vorstellen, daß auch hier vor Monaten Menschen gelebt und geliebt, Äcker bestellt und Kinder gewiegt haben, ehe die Granaten kamen.

— — Da — mein Beobachter wird sichtlich nervös. Er hat seine Karte hervorgezogen und kritzelt darauf. Was gibt's? Er hat größere russische Truppenansammlungen erspäht. Richtig! Jetzt haben auch sie uns entdeckt. Maschinengewehrfeuer peitscht uns entgegen. Höher hinauf! Aber weiter; vorwärts! Nun kommen wir gerade in ein Schneegestöber hinein. Da stehen wieder weiße Rauchwolken — gleich sechs Stück — unter uns, wenige Sekunden später uns dicht zur Rechten. Das ist russische Artillerie, die immer in ganzen Lagen feuert. Nun reißen die Fäuste den Steuerhebel ganz heran. Hinein in die bergenden Wolken. Kein Laut von unten dringt mehr herauf. Nur der Mercedes donnert und braust seinen Titanengesang. Betäubend, gewaltig! Flocken umwirbeln uns in irrem Tanz. Der Sturmwind heult klingend in den straffen Drähten, unter uns, über uns. Dunkler und undurchdringlicher

werden die Schneewolken. Der Apparat beginnt schwerer zu arbeiten. Ich sehe fast nichts mehr. Schmelzwasser rinnt von der Schutzbrille. Ich muß sie hochschieben, doch nun sticht der Schnee in die Augen wie Nadeln. Schon lange hat F. die Orientierung verloren. Es ist, als würden wir von einem unheimlichen, fürchterlichen Strudel im Kreise herumgerissen. Nur das Gefühl leitet mich noch etwas. Endlich stoßen wir wieder aus der Wolkendecke hervor. Wo sind wir? Tief unten zieht sich wie ein dunkles Band die Weichsel durch das weiße Land. Wir scheinen nach Süden abgetrieben zu sein. Ratlos schaut Graf F. zu mir. Jede Minute ist kostbar, denn sie bringt uns weiter vom Kurs ab. Da gelingt es Graf F., eine Eisenbahnlinie zu entdecken, aus der wir annehmen können, daß Warschau in Nordnordwest liegen muß. Wenden! Mit Vollgas braust der Hundertpferdige, und nach 25 Minuten taucht unser Ziel auf.

Man muß unser Kommen gemeldet haben, denn wir wurden sogleich mit mörderischem Artilleriefeuer empfangen. Indes Graf F. zeichnet, muß ich unablässig über den Festungswerken kreisen. Unter und neben uns krepieren die Schrapnelle. Ihr Luftdruck packt den Doppeldecker, stößt ihn in die Tiefe, bläst ihn nach oben. Die weißen Wölkchen brodeln wie kochende Milch, weiß, wallend, schäumend. „Blasewitz" stößt, stampft und rollt wie ein Schiff, das überholt. Um mit Erfolg zu zielen, sind wir zu hoch. Graf F. winkt nach unten, und in steilem Gleitflug lasse ich den Albatros hinabsteigen. Dann aber beginnt F. Er wirft ein Geschoß über Bord — noch fällt es — und schon saust ein zweites ihm nach. Für einen Augenblick droßle ich den Motor; eine gewaltige Explosion schallt herauf. Und nun fliegt Bombe auf Bombe erdwärts. Jede mit einem deutschen oder österreichisch-ungarischen Wimpel. In verschiedenen Stadtvierteln flammt Feuer auf.

Da klingt hell und herausfordernd wie der Schrei eines Adlers von links durch all das Krachen und Knattern ein anderer Motor. Noch ist im Schneegestöber nichts zu erkennen. Ist's Freund oder Feind? Wir steigen. Der andere auch. Jetzt ist er deutlich sichtbar. Ein Eindecker, Typ Nieuport. Also ein Russe! Er ist höher als wir, und wie wütendes Kampfgeschrei klingt das scharfe, gellende Brausen seines Gnome. Auch wir steigen rapid. Ich messe, rechne. Eine Runde noch. Jetzt sind wir mit ihm in einer Bahn. In nur 150 Meter Abstand sausen wir aneinander vorüber. Ein Luftduell wird in 1800 Meter Höhe beginnen. Oberleutnant Graf v. F. steht auf und reißt den Karabiner an die Wange, ich entsichere meine Pistole. Der Russe feuert. Die Schüsse scheinen nichts getroffen zu haben. Wie zwei Kampfhähne kreisen die beiden Flugzeuge umeinander. F. schießt. Ein-, zwei-, dreimal. Ohne Erfolg. F. winkt, näher an den Russen heranzugehen. Eine jähe Wendung. Wir sind gerade über ihm. Da aber zersplittert eine Kugel den Holm des linken unteren Flügels. Kaum wage ich hinzusehen. Plötzlich spüre ich auch einen Stich in der Hüfte. Ich versuche vergeblich tief zu atmen. Blut rinnt aus dem Pelz. Da schießt Graf F. ein letztesmal. Der Führer des Eindeckers wirft die Arme hoch und sinkt in seinem Sitz zusammen. Der feindliche Apparat schwankt einmal nach rechts, einmal nach links, dann schießt er nach unten. Mit fest zusammengebissenen Zähnen jagen wir westwärts. Wenn bloß der Flügel standhält! Und er ist nicht gebrochen. Nach 45 Minuten hatten wir unsern Flugplatz erreicht. Wir gehen nieder, schweben, gleiten, setzen sacht auf. Der Doppeldecker rollt, wippt und bleibt zitternd stehen. Fast auf derselben Stelle, wo er aufgestiegen ist. Die Mechaniker springen herbei. Die Schraube macht noch ein paar matte, kraftlose Schläge und steht still. Oberleutnant Graf F. hat vorzügliches Material gesammelt. Die Russen werden meinen Hüftenschuß teuer zu bezahlen haben."

Die Schlacht von Augustynow. Der Stellungskrieg an der Piliza und Nida.

Die Ereignisse, die sich gleichzeitig mit den Schlachten um Lodz und Lowicz und den Kämpfen an der Miazga, Bzura, Rawka und Sucha auf dem südpolnischen Kriegsschauplatz abspielten, kamen zwar an Umfang und Bedeutung den Vorgängen in Nordpolen nicht gleich, standen aber mit diesen in engster Wechselwirkung und hatten auf ihr Gelingen den größten Einfluß. Während Hindenburg seine Truppen hinter dem Schutz der Verschleierung durch deutsche und österreichisch-ungarische Reiterei nach Norden zu einem Stoßflügel umgruppierte, zog die österreichisch-ungarische Armee Dankl die Russen in Südpolen hinter sich her und bildete mit

Österreichisch-ungarischer Minenwerfer im Schützengraben an der Piliza.

der deutschen Armeegruppe Woyrsch, der sich die aus den Karpathen nach Czenstochau herangeholte österreichisch-ungarische Armee Böhm-Ermolli angliederte, in vorzüglich gewählten und befestigten Stellungen eine feste Mauer zum Schutze Preußisch-Schlesiens. Die Reihenfolge der Truppen in dieser neuen gewaltigen Kampffront war von Norden nach Süden: Böhm-Ermolli, Woyrsch, Dankl. Den Oberbefehl über die vereinigte deutsch-österreichisch-ungarische Streitmacht, die den rechten strategischen Flügel Hindenburgs bildete, führte General von Woyrsch, der anfangs November mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet und anfangs Dezember 1914 zum Generaloberst befördert wurde. Er war seinerseits wiederum der österreichisch-ungarischen Heeresleitung unterstellt, da die hindenburgische Armee räumlich viel zu weit von Woyrsch entfernt war, als daß er von dort aus hätte Befehle empfangen

können. Zum erstenmal kam hier in den Kämpfen in Südpolen durch die Vermischung deutscher und österreichisch-ungarischer Verbände die treue Waffenbrüderschaft der beiden Verbündeten auch äußerlich so innig zum Ausdruck. Im wahren Sinne des Wortes fochten hier deutsche und österreichisch-ungarische Truppenteile Schulter an Schulter in einer Gemeinschaft, die sich später in den Karpathen und in Galizien aufs neue glänzend bewährte. Keinerlei Reibungen trübten das harmonische Verhältnis von Mannschaften und Führern beider Nationen, die alle nur das eine große Ziel vor Augen hatten: die Niederwerfung des gemeinsamen Gegners.

Sobald man die Unschlüssigkeit der Russen angesichts der neuen Verhältnisse erkannte, ging man wie in Nordpolen auch in Südpolen sofort energisch zur

Berliner Illustrations-Ges., phot.

Österreichisch-ungarisches Feldtelephon.

Offensive über. Wenn nicht ähnliches angestrebt wurde wie auf dem Nordflügel, so mußte doch auf alle Fälle verhindert werden, daß die Russen Verstärkungen nach dem Norden sandten, wo Hindenburg zum Schlag gegen die bei Lodz stehende Nordgruppe des russischen Heeres ausholte. So kam es denn in der zweiten Hälfte des November 1914 in der Linie Nowo-Radomsk—Wolbrom—Piliza zu einer Reihe sehr scharfer Kämpfe, die alle zugunsten der Angreifer endeten.

Von größerer Bedeutung jedoch wurden die wechselvollen, aber für die verbündeten Waffen schließlich erfolgreichen Kämpfe, die sich vom 1. bis 15. Dezember 1914 in dem Raume von Petrikau abspielten, und die unter dem Namen der Schlacht von Augustynow zusammengefaßt werden. Hier klaffte zwischen den Schlachtfeldern

der Armee Mackensen in der Gegend von Lodz und dem vor Nowo=Radomsk im zähen Stellungskampf befindlichen linken Flügel der Armee Böhm=Ermolli eine breite Lücke, welche die Russen zu benützen gedachten, um die südliche Flanke oder gar den Rücken der in flotter Vorwärtsbewegung befindlichen Armee Mackensen zu bedrohen und so in größerem Maßstab einen Versuch zu wiederholen, der bei Brzeziny fast zu einem bedeutenden russischen Erfolg geführt hatte, weil es damals nicht möglich gewesen war, den Abzug des größten Teils der 5. russischen Armee nach Norden zu verhindern. Eine Wiederholung dieses Manövers galt es unter allen Umständen zu verhindern. So wurde denn zur Ausfüllung der Lücke um Petrikau, auf das die Russen schon zweieinhalb Armeekorps in Marsch gesetzt hatten, eine neue, freilich fürs erste recht schwache Armeegruppe gebildet, indem kleinere Truppenverbände der Armee Böhm=Ermolli aus der Front zurückgenommen und unter den Befehl des in Serbien bereits vortrefflich bewährten Korpskommandanten General der Kavallerie Karl v. Tersztyanszky gestellt wurden. Es waren das zunächst nur eine preußische Gardereservebrigade unter Oberst v. Nostiz, eine Infanterie=brigade ungarischer Rumänen unter Generalmajor v. Felix und das Kavalleriekorps des Baron Hauer. Trotz der feindlichen Überlegenheit ergriffen die beiden Brigaden die Offensive. Während Hauer mit seinen Reitern gegen Norden sicherte, warf die deutsche Brigade am Morgen des 3. Dezember den eingegrabenen Gegner bei Nowy=Swiat, überwand den Rakowka=Abschnitt und eroberte Belchatow. Die Ungarn stürmten in schneidigem Anlauf die erbittert verteidigten Höhen von Mazury und bemächtigten sich des Dorfes Grocholice. Schon winkte die Einnahme von Petrikau als Siegespreis, da stellten Fliegerbeobachtungen den Anmarsch starker russischer Truppenmassen aus Südosten fest. In rascher Entschlossenheit nahm Tersztyanszky die entsprechende Frontveränderung vor und ließ gegen Petrikau nur schwächere Beobachtungstruppen zurück. In der vom 4. Dezember ab entbrennenden neuen Schlacht hatte die Armeegruppe der Verbündeten einen schweren Stand gegenüber der fast dreifachen Übermacht des ganzen 3. kaukasischen Korps. Die bereits errungenen Vorteile mußten zum Teil wieder aufgegeben werden. Tagelang erschien die Lage der ganz auf sich selbst gestellten Heeresgruppe hochkritisch. Die allerletzten Reserven mußten heran. Kühne, aber auch äußerst verlustreiche Vorstöße täuschten die Russen über die geringe Gefechtsstärke ihrer Gegner. Bis zum 7. Dezember tobten so die Kämpfe unentschieden Tag und Nacht zwischen den beiden Brigaden und den beiden russischen Divisionen in der Front Widawka—Pawlow—Bogdanow—Monkolice. Ein in fast verzweifelter Lage tollkühn angesetzter Gegenangriff Tersztyanszkys auf die Linie Augustynow—Mazury schaffte Luft. Nach schweren Nachtkämpfen gelang es den Verbündeten am Morgen des 8. Dezember 1914, den heiß umstrittenen Ostrand des Dorfes Augustynow und dann die Höhen von Mazury abermals zu nehmen. Etwa 1500 Husaren und Infanteristen warfen hier eine russische Brigade von 8000 Mann! Unter dem Druck der russischen Übermacht

mußte die Front der Verbündeten vorübergehend aufs neue zurückgenommen werden. Da trafen endlich die sehnlichst erwarteten ersten Verstärkungen ein. Am Nachmittag des 8. Dezember konnte so ein zweiter erfolgreicher Sturm auf Augustynow unternommen werden, das am Abend fest in der Hand der Verbündeten war. Weitere Verstärkungen erlaubten die höchst notwendige Ablösung der durch die ununterbrochenen Kämpfe geschwächten Truppen und glichen allmählich die russische Übermacht aus. Unter dem Einfluß des Verlaufs der Kämpfe um Lodz und nach der Ankunft schwerer österreichisch-ungarischer Haubitzen bei Monkolice, welche die russischen Artilleriestellungen am Borawaberg wirkungsvoll unter Feuer nahmen, begannen die Russen am 15. Dezember unter heftigem Widerstand ihrer Nachhuten die Front zu räumen. Die Gefahr einer Störung der hindenburgischen Offensive gegen Warschau durch einen russischen Flankenangriff war damit endgültig beseitigt. Am 16. Dezember 1914 wurde Petrikau vom k. u. k. Infanterieregiment Wilhelm I. Deutscher Kaiser und König von Preußen Nr. 34, das zu einer deutschen Streitkraft unter General von Gallwitz gehörte, gestürmt. Die Verfolgung ging rasch über die Bahnlinie Nowo-Radomsk—Petrikau hinüber zum Pilizaabschnitt. Durch kühne Unternehmungen wurden nacheinander die wichtigsten Übergänge über den Fluß genommen: am 16. Dezember schon Przedborz auf dem rechten Ufer des Flusses, etwa 30 Kilometer östlich von Nowo-Radomsk, dann am 22. Dezember weiter flußabwärts Tomaszow und nach wechselvollen blutigen Kämpfen ausgangs Dezember 1914 auch das strategisch wichtige Inowlodz. Weiter südwärts erreichte die Armee Dankl etwa gleichzeitig die Nida.

Mit Beginn des Jahres 1915 gingen die Kämpfe in Südpolen in den Sümpfen der Piliza und Nida gleich denen an der Bzura, Rawka und Sucha in den Stellungskrieg über, der abgesehen von einem gegen Mitte Januar 1915 unternommenen, mit großen Verlusten bezahlten vergeblichen Versuch der Russen, den Nidaübergang zu erzwingen, sich monatelang in der Hauptsache auf Artilleriekämpfe und Geplänkel beschränkte.

In der ersten Februarwoche 1915 besuchte der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef die österreichisch-ungarischen Truppen in Russisch-Polen, bei welcher Gelegenheit er zum erstenmal in Feindesland kam. Nach einer Besichtigung von Krakau, wo der Erzherzog von der Bewohnerschaft und den tapferen Verteidigern der Festung mit begeistertem Jubel empfangen wurde, gelangte er zu den Truppen der Armee Böhm-Ermolli und Dankl, mit jubelnden Zurufen in allen Landessprachen begrüßt: mit Hochs, Eljens, Slawas, El Vivas, Zivios und dem rumänischen Setreasce. Auch dem in engem Verband mit den österreichisch-ungarischen Armeen kämpfenden Generaloberst v. Woyrsch wurde ein Besuch abgestattet, wobei die innigen Beziehungen der Verbündeten einen herzlichen Ausdruck fanden.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die Flucht der belgisch-englischen Armee aus Antwerpen.

Als die Lage in Antwerpen unhaltbar zu werden begann, beschlossen am Abend des 8. Oktober 1914 Generalmajor Paris, der Führer der englischen Seedivision, und General de Guise, der belgische Befehlshaber, die ihnen unterstellten Truppen durch schleunigen Abzug nach Westen vor der völligen Gefangennahme durch die Deutschen zu retten. Über den Rückzug der Engländer liegt folgender dienstlicher Bericht des englischen Kommandanten vor, der ziemlich unverblümt die auf der Flucht erlittene Niederlage zugibt:

„Am 8. Oktober ergab sich, daß das belgische Heer die Forts nicht lange mehr halten konnte. Gegen halb 6 Uhr begriff ich, daß ein sofortiger Rückzug unter dem Schutz der Dunkelheit geboten sei, wenn ein Unglück vermieden werden sollte. General de Guise, der belgische Befehlshaber, war damit vollständig einverstanden. Der Rückzug begann um halb 8 Uhr und vollzog sich unter sehr schwierigen Umständen. Der Feind bedrohte unsere unmittelbare Rückzugslinie, so daß ein Umweg von 25 km in nördlicher Richtung geboten war. Alle Wege waren mit belgischen Truppen, Flüchtlingen, Viehherden und allen möglichen Gefährten angefüllt. Dadurch wurde es fast ganz unmöglich, Fühlung zu behalten. Zum Teil infolge von Ermüdung, zum Teil auch aus nicht aufgeklärten Ursachen trennten sich größere Abteilungen der ersten Seebrigade ab, und zu meinem Ärger muß ich melden, daß sie entweder gefangen oder in den Niederlanden interniert wurden. Nach einem Marsche, der die ganze Nacht dauerte, erreichten jedoch ein Bataillon der ersten Brigade, die zweite Brigade und die Marine-Infanteriebrigade, bis auf ein Bataillon, St. Gillis im Waeserlande, wo sie ohne weiteren Zwischenfall den Rückzug auf der Eisenbahn fortsetzten. Das Bataillon der Marine-Infanteriebrigade, das die Nachhut bildete, erreichte auch noch am Nachmittag nebst Hunderten von Flüchtlingen einen Zug, allein der Bahnkörper war aufgebrochen, die Lokomotive entgleist und der Feind eröffnete das Feuer. Es entstand große Verwirrung; es war dunkel, und die Erregung unter den Flüchtlingen verhinderte die Ausgabe von Befehlen. Das Bataillon benahm sich jedoch ausgezeichnet, und es gelang ihm, sich kämpfend einen Weg zu bahnen, freilich unter Verlust von mehr als der Hälfte der Mannschaften. Die andern marschierten noch 15 km weiter bis Selzaete und bestiegen alsdann einen Zug."

Es blieb der „Daily Mail“ vorbehalten, die nach dieser Darstellung zum Teil nicht aufgeklärten Ursachen der Gefangennahme bezw. Abdrängung mehrerer englischer Truppenteile auf holländisches Gebiet näher zu ergründen; sie teilte unterm 14. Oktober 1914 mit, daß die Verräterei eines „belgischen“ Führers im Spiele gewesen sei, von dem mit Sicherheit anzunehmen sei, daß er in deutschen Diensten stand. Die englische Admiralität aber fühlte in einem von ihr ausgegebenen schönfärberischen Bericht das Bedürfnis, die für die „Retter Antwerpens“ wenig schmeichelhafte Tatsache zu beschönigen, daß die Engländer, die den Belgiern die Suppe eingebrockt hatten, vor allem auf die Rettung ihrer eigenen Haut bedacht gewesen waren. Danach hätten sich die Engländer zwar erboten, den Rück-

Phot. R. Sennecke.

Bei den Nachhutkämpfen um St. Nikolas erbeutete belgische Geschütze.

zug zu decken, doch habe General de Guise gewünscht, daß sie vor den letzten Divisionen des belgischen Heeres abzögen.

Der Schauplatz dieser für die belgisch-englischen Truppen so verlustreichen Nachhutkämpfe war das Waasland, jenes Gebiet westlich von Antwerpen, das im Osten und Süden von der Schelde begrenzt wird, im Norden an die holländische Provinz Seeland anstößt, während im Westen der von Gent nach der befestigten holländischen Hafenstadt Terneuzen führende Kanal die Grenzlinie gegen das Land von Brügge bildet (siehe die Karte S. 759). Es ist mit seinen üppigen Feldern und Gärten wohl das fruchtbarste Gebiet ganz Europas, und seine Bevölkerungsdichte wird nur von einzelnen Gebieten des industriellen Sachsen noch übertroffen. St. Nikolas und Lokeren mit 30000 bezw. 20000 Einwohnern sind die beiden

einzigen, in ihrer Sauberkeit einen erfreulichen Anblick bietenden Städte des Waaslandes. Gerade in ihrer Nähe spielten sich die wichtigsten Nachhutkämpfe ab, über die aus holländischen Quellen ausführliche Schilderungen vorliegen. Als nämlich die Deutschen den Abzug des Feindes aus Antwerpen bemerkten, suchten sie diesem soviel wie möglich Abbruch zu tun, indem sie ihm durch einen Angriff von Dendermonde in der Richtung auf Lokeren und St. Nikolas in die Flanken fielen. Die Nachhut der belgisch-englischen Truppen war dem Verderben geweiht. Die deutsche Artillerie schoß auf große Entfernung mit verblüffender Sicherheit Schrapnelle in die sich zurückziehenden Bataillone der feindlichen Nachhut. Es entstand eine Panik unter den Belgiern. Vergebens riefen die Offiziere den Mannschaften zu, ruhig zu bleiben; sie wollten fort aus dem mörderischen Regen von Blei und Eisen, mit dem der unsichtbare Feind sie überschüttete. Die Engländer besaßen noch die meiste physische und moralische Kraft. Es blieb den Verbündeten schließlich nur die Wahl, bis auf den letzten Mann zu kämpfen oder über die Grenze in das neutrale Gebiet der Niederlande zu fliehen. Auch die Engländer wählten das letztere und ließen sich in Holland entwaffnen. Die Zahl der dort internierten belgischen und englischen Truppen beträgt etwa 40000 Mann. Mehrere tausend Mann fielen vor der Überschreitung der holländischen Grenze in deutsche Gefangenschaft.

Die Einnahme von Gent, Brügge und Ostende.

Das geschlagene belgisch-englische Heer war zu keinem energischen Widerstand mehr fähig. Eilends zog sich die dem Verderben entronnene Hauptmacht vor den an die Küste nachrückenden deutschen Verfolgern auf Ostende zurück. Am 11. Oktober 1914 zogen die deutschen Truppen mit klingendem Spiel kampflos in Gent ein, das bei deren Annäherung von den Resten der belgischen Armee schleunigst geräumt worden war. Gent hatte sich schon gleich nach der Übergabe Brüssels als unbefestigten Platz erklärt und war damals schon bereit gewesen, die Deutschen ohne Schwertstreich einzulassen; aber es lag kein militärisches Interesse an einer Besetzung vor. Die deutschen Heereskolonnen zogen an ihr vorüber nach Frankreich hinein. Wenige Wochen später marschierten andere deutsche Heeresteile ebenfalls am Weichbild der Stadt vorbei, die diesmal mit einer Kriegslieferung von 10000 Liter Benzin, 1000 Liter Mineralwasser, 150000 Kilogramm Hafer, 100000 Zigarren, Fahrrädern und Automobilreserveteilen bedacht wurde. So kam also die Hauptstadt Ostflanderns ebenso wie Brüssel völlig unversehrt in deutsche Gewalt. Gent steht mit seinen über 200000 Einwohnern gleich hinter Brüssel und Antwerpen. Seine Bedeutung als Handels- und Industrieplatz geht auf die zahlreichen Kanäle zurück, welche die Stadt mit Antwerpen, Brügge und Ostende verbinden und sie in viele Inseln zerteilen, zwischen denen 63 Brücken den Ver-

kehr vermitteln. Mitten in der Stadt können die Dampfschiffe und Segler ihre Ware löschen. Von ihrer stolzen Vergangenheit zeugen zahlreiche Denkmäler mittelalterlicher Kunst, gotische Kirchen, ein herrliches gotisches Rathaus, der 118 Meter hohe Belfried, das trutzige Gravenkasteel und zwei weitläufige klösterliche Anlagen, die sogenannten Beginenhöfe.

Nach weiteren zum Teil recht hartnäckigen Nachhutgefechten wurde am 14. Oktober 1914 auch Brügge, die Hauptstadt Westflanderns, ohne Widerstand von den Deutschen besetzt. Im Gegensatz zu Gent, wo eine große Vergangenheit sich mit lebenskräftiger Gegenwart berührt, ist Brügge, einstmals eine Nebenbuhlerin Venedigs im Welthandel, heute eine tote Stadt. Trotz 60000 Einwohnern gibt es keine Industrie und kaum etwas Gewerbe. Der Meeressand von der Nordsee hat Brügge erstickt; seine zahllosen Kanäle versandeten und verschlammten und sind heute nur noch dazu da, die träumerischen Bilder malerischer alter Brücken und alter gotischer Kirchen und Paläste und Häuser der Renaissance widerzuspiegeln und das Auge des Malers und Kunstfreundes zu ergötzen. Eine neue Zukunft schien sich der schlafenden Stadt zu eröffnen, als Leopold II. mit 50 Millionen Kosten an der Küste in Seebrügge einen großen Hafen anlegen und diesen durch einen breiten Kanal mit der Stadt verbinden ließ. Doch der Sand war wieder stärker als menschliche Kunst, und Brügge sank wieder in seinen Traumzustand zurück, der in eigentümlichem Gegensatze steht zu dem bewegten Kriegsleben, das nun in die Stadt einzog.

Auch Ostende, der nur 20 Kilometer von Brügge entfernte Landungsplatz der englischen Hilfstruppen, wurde von den Belgiern und Engländern nicht verteidigt. Ostende ist eine Stadt von mehr als 40000 Einwohnern, deren Zahl aber während der Badezeit auf das Doppelte stieg. Sie besitzt großartige Hafenanlagen und ist Endpunkt der viel befahrenen Dampferlinie Dover—Ostende, die in etwa vier Stunden von England an die belgische Küste führt. Kanäle verbinden die Stadt mit Brügge, Gent, Dünkirchen und anderen Plätzen. Die Hochseefischerei Ostendes ist die bedeutendste ganz Belgiens. Berühmt sind die Ostender Austern. Seinen Weltruf verdankt Ostende aber seiner Eigenschaft als das glänzendste und eleganteste internationale Seebad Europas, dessen Bedeutung auf den Lebemann König Leopold zurückgeht. Der Damm, der Hauptschauplatz des Badelebens, zieht sich am Strand in einer Höhe von 7½ Meter und einer Breite von 30 Meter bis nach Westende hin. An ihm liegen zahlreiche Luxushotels und üppige Villen. Im prunkvollen Kurhaus befindet sich der berüchtigte Spielsaal Ostendes.

Die in voller Auflösung befindliche Antwerpener Armee wurde hier zum Teil auf englische Transportschiffe verladen und zu ihrer Reorganisierung auf dem Seeweg nach Frankreich bezw. England geschafft. Der andere Teil rettete sich der Küste entlang schleunigst in den Bereich der Festung Dünkirchen. Panischer Schrecken ergriff die von den Schauermären der französischen, belgischen und eng-

lischen Zeitungen verwirrten Einwohner Ostendes bei der Annäherung der Deutschen. In langen Karawanen wälzten sich die Flüchtlinge nach der holländischen und französischen Grenze. Tausende standen am Vorabend des deutschen Einzuges noch am Hafen und schauten vergebens nach einem Schiff aus, das sie mitnähme. Hunderte vertrauten ihr Leben schwachen Schifferbooten an, um die englische Küste zu erreichen. Über den deutschen Einzug in Ostende, am 15. Oktober 1914, dem der Flug einer „Taube" über die Stadt vorausging, schreibt der Amerikaner Allison:

„Am Donnerstag, den 15. Oktober, morgens um 10 Uhr, erschien der letzte belgische Soldat am Strande. Er kam auf einem unscheinbaren schwarzen Pferde aus dem Fischerquartier, wo er wahrscheinlich geschlafen hatte, so daß er den Abzug seiner Kameraden verpaßt hatte. Er hatte keinen Sattel, und im Galopp rief er auf Flämisch: ‚Die Deutschen sind hier!' und schlug auf sein Pferd mit seinem Karabiner. Er rannte die Straße hinunter und schrie immer nach dem Weg nach Dünkirchen. Ich hörte später, daß er nicht mehr durchkam. Die Deutschen fingen ihn zehn Minuten später. Als ich am amerikanischen Konsulat stand, sah ich 13 deutsche Ulanen. Sie waren famos beritten, hatten die Lanzen in den Händen und ritten in sonderbarer Weise, die ich erst begriff, als ich sah, daß sie die Namen der Straßen ablasen und einem mitteilten, der eine Karte in der Hand hatte. Als sie in die richtige Straße kamen, drehten sie um, ritten zum Hause des Bürgermeisters von Ostende und klopften an die Türe. Der Bürgermeister kam persönlich mit zwei Gendarmen. Er war in großem Dienstanzug, schwarzem Überrock und weißer Binde. Sie grüßten ihn sehr höflich. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle zusammen fort. Unmittelbar darauf erschienen mehrere Ulanen mit Radfahrern, ritten auf den Platz vor dem Rathaus, den Grooten Markt, und banden ihre Pferde fest. Der Bürgermeister ging in das Rathaus, um die Offiziere zu

Deutsche Maschinengewehrabteilung in Feuerstellung.

erwarten. Der erste Offizier kam um 11 Uhr mit einem Dutzend Ulanen. Jede der deutschen Streifgruppen schien genau die Stadt zu kennen, und kam, ohne zu zögern, immer zum Rathaus. Dem ersten Offizier folgten zwei große Motorwagen voll von Offizieren. Im ersten saß Feldmarschall v. d. Goltz, der deutsche Generalgouverneur. Kurz vorher traf noch der Konsul der Vereinigten Staaten ein, den der Bürgermeister gerufen hatte. Nach den Einleitungsworten bat der Generalgouverneur den Konsul, ihn nach Brügge zu begleiten, um dem für Ostende bestimmten Kommandanten vorgestellt zu werden. Da der Chauffeur des Konsuls den Weg kannte, so fuhr v. d. Goltz mit dem amerikanischen Auto zurück. Von diesem Augenblick an gehörte die Stadt den Deutschen, und deutsche Offiziere strömten in die Stadt auf allen erdenklichen Autowagen. Um 8.45 Uhr erschien ein Bataillon. Wochen hindurch war kein Licht in Ostende gewesen, aber an diesem Abend mußte auf Befehl der Deutschen jedes Fenster in der Kapellenstraat, die zum Grooten Markt führt, beleuchtet werden. Während der Nacht marschierten noch drei Regimenter ein, und jedes fand schon die Unterkunftsanweisung vor. Ich wollte nicht glauben, daß sich die Offiziere in unseren Hotels wohl fühlen könnten, weil ich dachte, niemand spreche Deutsch hier. Aber die Offiziere lachten mich aus, als wir ihnen dies sagten. ‚Jedermann in Ostende spricht Deutsch,‘ riefen sie, und sie hatten wirklich recht. In dieser Stadt, wo man seit Wochen kein deutsches Wort gehört hatte, zeigten Hotelbesitzer, Kellner und Pförtner plötzlich eine solche Fähigkeit für das Deutsche, daß man beinahe geglaubt hätte, es wäre ihre Muttersprache.“

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutsche Wacht an der Küste Belgiens.

In Brügge und Ostende wurde nach dem Tagesbericht vom 17. Oktober 1914 reichliches Kriegsmaterial erbeutet, unter anderem eine große Anzahl Infanteriegewehre mit Munition und 200 gebrauchsfähige Lokomotiven. Anderes Kriegsmaterial war von den Belgiern vor ihrem Abzug ins Meer versenkt worden. Mit Ostende fiel der zweite wichtige Hafenplatz Belgiens, einer der Stützpunkte der englischen Expedition und eine ihrer Zufuhrlinien, in deutsche Hände. Während das

ungleich bedeutendere Antwerpen für den deutschen Eroberer durch das holländische Mündungsgebiet der Schelde gegen das Meer versiegelt ist, eignet sich Ostende trefflich als Operationsbasis gegen die hier nur noch etwa 110 Kilometer entfernte englische Küste bei Dover. Schon zuvor hatte manche deutsche Reiterpatrouille das Meer erblickt, aber zum erstenmal faßte nun eine siegreiche deutsche Armee Fuß an der Küste, ein Vorgang, der in England höchst unangenehm und bedrohlich empfunden werden mußte. Die „Times“ hatte aber für ihre besorgten Landsleute gleich ein Beruhigungspulver zur Hand. Zwar gab sie zu, daß die deutsche Besetzung Ostendes auf die Phantasie vieler Engländer Eindruck gemacht habe, die die Möglichkeit einer Okkupation von Paris mit Ruhe betrachteten. Die „Times“ meinte aber, daß der Besitz Ostendes den Deutschen kaum Vorteil bringe, da sie längs der Küste keine Fortschritte machen können. Das Erscheinen der Deutschen an der Küste bedeute nur, daß sie 30 Meilen Sand und ausgezeichnete Badegelegenheit innehaben.

Die Übersiedelung der belgischen Regierung nach Le Havre.

Nach kurzem Aufenthalt in Ostende beschloß am 13. Oktober 1914 die aus Antwerpen geflüchtete belgische Regierung auf eine Einladung der französischen Republik, zur Wahrung ihrer Handlungsfreiheit ihren Sitz auf französischen Boden zu verlegen. Frankreich räumte ihr in Le Havre volle souveräne Rechte ein. Diese Übersiedelung von Antwerpen nach Le Havre entbehrt nicht einer gewissen Ironie, denn seit langen Jahren war das aufblühende Antwerpen der schlimmste Konkurrent der französischen Seestadt an der Seinemündung, die nun, wie ihr voller Name, Le Havre de Grâce, sagt, der Rettungshafen der Brüsseler Regierung wurde. Beim Verlassen des belgischen Bodens erließ sie folgende Kundgebung, deren phrasenhafte Nichtigkeit jedem Unbefangenen einleuchtet:

„Mitbürger! Seit beinahe zweieinhalb Monaten verteidigen die belgischen Soldaten mit heroischer Anstrengung Schritt für Schritt den Boden unseres Vaterlandes. Der Feind hoffte wohl, unsere Armee in Antwerpen vernichten zu können. Ein wohlgeordneter und disziplinierter Rückzug hat jedoch diese Hoffnung vernichtet und hat uns die Bewahrung unserer Streitkräfte gesichert, die fortfahren werden, ohne Rast für die gerechteste und schönste Sache zu kämpfen. Von jetzt an operieren diese Truppen an der Südgrenze, wo sie sich auf unsere Verbündeten stützen können. Dank dieses wertvollen Zusammenwirkens ist der Sieg sicher.

Trotzdem kommt zu den bereits vom belgischen Volk mutig ertragenen Opfern eine neue Prüfung. Um zu vermeiden, den Absichten des Eindringlings dienen zu müssen, ist es nötig, daß die belgische Regierung ihren Sitz an einen Ort verlegt, von wo aus sie in Verbindung einerseits mit der Armee, anderseits mit Frankreich und England ihr Amt ausüben und die Fortdauer der nationalen Souveränität sichern kann. Deshalb verläßt sie heute Ostende in dankbarer Erinnerung an die ihr von

dieser Stadt bereitete Aufnahme. Sie richtet sich provisorisch in Le Havre ein, wo die herzliche Freundschaft der französischen Republik ihr gleichzeitig die volle Souveränität und die volle Ausübung ihrer Autorität und Macht anbietet.

Mitbürger! Die jetzige Prüfung, die unser Vaterland auf sich nehmen muß, wird, wir sind davon überzeugt, aufs schnellste gerächt werden. Die belgische Verwaltung wird weiter funktionieren in dem Umfang, wie es ihr die lokalen Verhältnisse gestatten. Der König und die Regierung rechnen auf die Klugheit eures Patriotismus. Ihr eurerseits könnt auf unsere ganze Hingebung zählen, sowie auf unsere tapfere Armee und die Mitwirkung unserer Verbündeten, die den Tag der gemeinsamen Befreiung möglichst zu beschleunigen suchen. Unser teures Vaterland, das so unwürdig verraten und mißhandelt worden ist von einer der Mächte, die geschworen hatte, seine Neutralität zu achten, hat sich in der ganzen Welt wachsende Achtung erworben dank der Einigkeit, dem Mut und dem Weitblick seiner Kinder. Es wird dieser Bewunderung wert bleiben. Wenn der neue Morgen anbricht, wird es aus den Prüfungen stärker und schöner hervorgehen, da es für die Gerechtigkeit und für die Ehre der Zivilisation selbst gelitten hat. Es lebe das freie und unabhängige Belgien!"

Die Hoffnung der belgischen Regierung, daß ihr Aufenthalt in der französischen Hafenstadt nur vorübergehend sei, bewahrheitete sich aber nicht; sie mußte sich dort auf einen längeren Aufenthalt einrichten. Ihren Sitz schlug sie in der Villenvorstadt Sainte Adresse auf, wo die zehn belgischen Ministerien in einem Riesengebäude, genannt L'Hôtellerie, untergebracht wurden. Dort haben die Minister nicht bloß ihre Privatgemächer, sondern auch ihre Bureaus, eine Halle zu diplomatischen Empfängen, einen Saal für Ministerratssitzungen und sogar einen Sitzungssaal für das belgische Parlament, dessen Einberufung allerdings unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen dürfte. Nur die Ministerien des Äußeren und des Kriegs sowie der Ministerpräsident sind in abgesonderten Villen untergebracht. Auch eine belgische Garnison ist vorhanden, nämlich 150 belgische Gendarmen, die in schwarz-gelb-roten Schilderhäuschen vor den Ministerwohnungen Wache halten. Die städtischen Steuern und Einkünfte stehen dem belgischen König zu seinen Verwaltungszwecken zur Verfügung. Es werden auch eigene belgische Briefmarken ausgegeben, die von Sammlern sehr gesucht werden; sie tragen das Bildnis König Alberts mit dem Vermerk: Havre-Special-Bureau Belge de Sainte Adresse. Der belgischen Regierung sind auch die bei ihr beglaubigten Gesandten Frankreichs, Englands, Rußlands, Japans, Italiens, des päpstlichen Stuhls, Rumäniens, Portugals, der Niederlande und Brasiliens in die Verbannung gefolgt; die andern diplomatischen Vertreter zogen dagegen vor, in der belgischen Hauptstadt zu bleiben. Als besondere Kuriosität dieses seltsamen völkerrechtlichen Gebildes einer königlich belgischen Regierung in Le Havre verdient hervorgehoben zu werden, daß der französische Gesandte seine Regierung in einer französischen Stadt bei einem fremden Monarchen vertritt. Sainte Adresse weist übrigens auch einen für die belgische Königsfamilie eigens hergerichteten Palast auf, der aber meist unbewohnt ist, denn König Albert weilt — ein sympathischer Wesenszug des Herrschers —

ständig inmitten seiner Truppen, die den letzten Rest des heimatlichen Bodens mit großer Zähigkeit verteidigen.

Was die Tätigkeit der belgischen Regierung in Le Havre betrifft, so herrscht nach der Schilderung des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in den Regierungsbureaus lebhafte Tätigkeit. Um staatsrechtlich das Scheingebilde eines selbständigen Belgiens aufrecht zu erhalten, arbeitet sie mit dem ganzen äußerlichen Apparat einer ordentlichen Regierung. Sie hat ihren Staatsanzeiger, den „Moniteur Belge", mitgenommen, veröffentlicht darin ihre Dekrete, insbesondere die Beförderungen im Heere; einigen Offizieren der nach Holland übergetretenen Reste des Heeres von Antwerpen hat sie sogar die Ämter und Orden entzogen. Berichte über den Zustand des besetzten Landes werden eingezogen, Maßregeln für die Zukunft getroffen und Abgesandte mit besonderen Aufträgen ins Ausland geschickt, um die Lage der belgischen Flüchtlinge zu untersuchen oder die öffentliche Meinung zugunsten Belgiens zu bearbeiten. Im ganzen führt also die belgische Regierung in Le Havre nur ein Scheindasein, und ihre Tätigkeit bleibt ziemlich inhalts- und wirkungslos.

König Albert von Belgien bei seinen Soldaten an der Front in Flandern.

Die deutsche Verwaltung in Belgien.

Der nach dem Einzug in Brüssel mit der Verwaltung der besetzten Teile Belgiens betraute deutsche Generalgouverneur, Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz (siehe Seite 356 u. ff.), wurde ausgangs November 1914 der Person des Sultans und dessen Hauptquartier zugeteilt. Zu seinem Nachfolger wurde der stellvertretende kommandierende General des 7. Armeekorps, Freiherr v. Bissing, ernannt. Moritz v. Bissing, 1844 zu Bellmannsdorf in Schlesien geboren, trat 1863 in die Armee ein. Während des Krieges von 1870 war er Ordonnanzoffizier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Krieg kam er bald in den

Generalstab, wurde 1887 persönlicher Adjutant des jetzigen Kaisers und bei dessen Thronbesteigung diensttuender Flügeladjutant, erhielt dann 1890 das Regiment der Gardes du Corps, 1893 die 4. Gardekavalleriebrigade, 1897 die 29. Division und 1901 als kommandierender General das 7. Armeekorps in Münster. Bei Ausbruch des Weltkriegs befand sich der General schon seit sieben Jahren im Ruhestand, stellte sich aber sofort wieder zur Verfügung und wurde stellvertretender kommandierender General seines ehemaligen Armeekorps. Er erwies sich als der rechte Mann zur Fortführung des von Freiherr von der Goltz unter den schwierigsten Umständen begonnenen Werkes. Zur Zeit der Einrichtung des Generalgouvernements in Brüssel wurde noch vor den Toren der Stadt gekämpft, nun aber gestatteten die Verhältnisse eine freiere Tätigkeit des Generalgouverneurs.

Phot. Nicola Perscheid, Berlin.
Freiherr Moritz v. Bissing, Generalgouverneur von Belgien.

Es kam vor allem darauf an, dem unglücklichen Lande, wenn es auch sein Unglück selbst verschuldet hatte, nach Möglichkeit zur Wiederkehr des normalen Lebens zu verhelfen. Um die Verwaltung gleichmäßig über das ganze Land auszudehnen, wurde die Regierungsgewalt dezentralisiert, indem für jede Provinz ein Militärgouverneur bestellt wurde, dem ein höherer deutscher Verwaltungsbeamter mit dem Titel „Präsident der Zivilverwaltung“ beigegeben wurde. Die neue Provinzialverwaltung schloß sich im allgemeinen an die früheren belgischen Verhältnisse an, wodurch eine direkte Verbindung der deutschen Behörden mit den Provinzialverbänden Belgiens und auch mit den Kommunalverwaltungen erleichtert und damit die Anteilnahme der Bevölkerung an den Geschicken ihres Landes geweckt wurde. So wurde auch erreicht, daß maßgebende belgische Persönlichkeiten sich der deutschen Verwaltung zur Verfügung stellten und Handel und Industrie, von denen das belgische Volk zum größten Teil lebt, wieder in Gang kam.

Freilich galt es auf diesem Wege nicht wenige Schwierigkeiten zu überwinden, denn die belgische Regierung in Le Havre verweigert den Deutschen nicht bloß jede Unterstützung in Dingen, die mit dem Krieg nichts zu tun haben und lediglich die Linderung der allgemeinen Volksnot in Belgien beabsichtigen, sondern sie läßt

auch kein Mittel unversucht, die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Belgien zu vereiteln. Sie hat ein offenkundiges Interesse daran, das eigene Volk geradezu verkümmern zu lassen, weil diese Notlage den Haß gegen die Deutschen steigern muß. So untersagte sie den belgischen Eisenbahnern und Postbeamten jede Tätigkeit und hemmte durch diese Verzögerung in der Wiederherstellung eines regelmäßigen Bahn- und Postverkehrs die Wiederaufnahme der Fabrikbetriebe. Obwohl diesen Beamten deutscherseits bei Verweigerung ihres im öffentlichen Interesse der Bevölkerung gelegenen Dienstes strenge Bestrafung in Aussicht gestellt wurde, nahmen doch die Brüsseler Postbeamten ihre Arbeit nicht auf, so daß ein umfangreicher Briefabholdienst eingerichtet werden mußte, der dann durch einen von deutschem Personal ausgeübten Bestelldienst abgelöst wurde. Die belgischen Postbeamten in Lüttich und Verviers nahmen den Dienst wieder auf, legten ihn jedoch nach zwei bis drei Wochen auf entsprechende Weisung der belgischen Regierung gemeinsam wieder nieder, obwohl sie schon aus rein wirtschaftlichen Gründen gerne ihren Dienst ausgeübt hätten, da ihnen ihre Regierung das Gehalt schuldig blieb. Als die Mißstimmung weiterer belgischer Volkskreise gegen diese unvernünftige Politik der belgischen Regierung immer stärker wurde, blieb dieser nichts anderes übrig, als dem deutschen Feind wichtige Zugeständnisse zu machen und immer mehr den Staatsbeamten den Eintritt in den deutschen Dienst zu gestatten. Schon vorher hatten die belgischen Postbeamten in der Provinz und die Angestellten der belgischen Lokalbahnen, deren Länge 4000 Kilometer beträgt, ihre Arbeit wieder aufgenommen. Am 1. März 1915 gaben auch die Brüsseler Briefträger ihren passiven Widerstand auf.

Mit der Beseitigung der Verkehrsschwierigkeiten machte das industrielle und kommerzielle Wiederaufleben Belgiens erfreuliche Fortschritte. Immer zahlreicher wurden die Unternehmungen, die ihren Betrieb ganz oder teilweise wieder eröffneten, so insbesondere die großen Hütten- und Kohlenwerke in den Bezirken von Lüttich, Charleroi und Mons — darunter das berühmte Eisenwerk von Cockerill —, denen die Wiederaufnahme der Schiffahrt für ihre Transporte sehr zu statten kam. Auch der Antwerpener Diamantenmarkt hatte einen Aufschwung zu verzeichnen. Hand in Hand mit der Besserung der belgischen Industrie ging die Wiedereröffnung der seit Monaten gesperrten großen Banken. Begreiflich ist dagegen, daß die Arbeiter der Waffenfabriken, die ihren Sitz hauptsächlich in der Provinz Lüttich haben, trotz hoher Löhne und bitterer Not aus patriotischen Gründen nicht zur Wiederaufnahme ihrer Arbeit zu bewegen waren. Gegen die häufig vorkommende böswillige Arbeitsverweigerung, insbesondere in dem widerspenstigen Brüssel, mußten schließlich strenge Maßregeln ergriffen werden, indem die Verteilung von Lebensmitteln an diejenigen verboten wurde, die nur deshalb ohne Arbeit sind, weil sie die ihnen angebotene Arbeit verweigern. Kennzeichnend für den Geist der deutschen Verwaltung in Belgien ist, daß sie sich nicht

bloß auf die Erfüllung der Pflichten und Ausübung der Rechte beschränkt, die sich aus den Haager Bestimmungen ergeben, sondern daß sie auch allerlei Wohlfahrtseinrichtungen in Angriff nahm, insbesondere die rückständige belgische Sozialgesetzgebung durch allerlei Maßnahmen nach deutschem Vorbild zugunsten des Arbeiterschutzes, der Frauen- und Kinderarbeit verbesserte.

Eines der wichtigsten Probleme für die deutsch-belgischen Behörden war die Versorgung der belgischen Bevölkerung mit Lebensmitteln, die schon in Friedenszeiten zu drei Vierteln aus dem Auslande erfolgte. Wegen der kriegerischen Ereignisse war die eigene Erzeugung des Landes weit hinter der normalen Höhe zurückgeblieben. Zudem war das faßbare Getreide meist von der belgischen Regierung für das belgische Heer in Anspruch genommen worden. Schlimm wurde die Lage aber erst dadurch, daß England, um Deutschland auszuhungern, gegen alles Völkerrecht auch nach Belgien kein Getreide hineinließ. Deshalb gründeten die in Belgien verbliebenen diplomatischen Vertreter Amerikas und Spaniens zunächst für Brüssel, dann für ganz Belgien ein Hilfs- und Ernährungskomitee. Da der deutsche Generalgouverneur erklärte, daß ausländische Lebensmittel nicht für deutsche Truppen requiriert würden, erlangte das Komitee von der englischen Regierung das Versprechen, daß die von neutralen Häfen auf neutralen Schiffen nach Rotterdam verfrachteten Lebensmittel frei nach Belgien gebracht werden könnten. So wurde also die Lebensmittelversorgung Belgiens durch das loyale Verhalten der deutschen Behörde mit Hilfe des Komitees sichergestellt.

Eine schwierige Frage war auch die Ordnung der Finanzen des Landes. Ohne den Versuch einer Verständigung mit Deutschland zu machen, stellte die belgische Regierung sämtliche Zahlungen und namentlich die Zahlungen für die Kupons der Staatsschuld ein und verschärfte dadurch das von ihr verschuldete Elend der belgischen Bevölkerung noch mehr. So sah sich die deutsche Regierung genötigt, die belgischen Finanzen selbst in die Hand zu nehmen und vom 1. Oktober 1914 ab die belgischen Steuern für eigene Rechnung einzuziehen.

Die belgische Nationalbank hatte auf Beschluß des belgischen Staatsministeriums vom 26. August 1914 ihren gesamten Metallbestand, eine große Menge zur Ausgabe fertiger Noten, ihre Notenklischees und Notenstempel sowie die bei ihr hinterlegten Werte des Staats und von Privaten nach London gebracht. Die mit Zustimmung der deutschen Regierung unternommene Bemühung einer Kommission, bestehend aus Mitgliedern des Verwaltungsrats der Nationalbank, einen Teil der Werte nach Brüssel zurückzubringen, scheiterte an der Weigerung Englands und des belgischen Finanzministers, der sich die Verfügung über die Metallvorräte und Noten und Klischees der Nationalbank vorbehielt. Diese schoß im Widerspruch mit ihren Satzungen der belgischen Regierung große Summen ohne Deckung vor. Die Möglichkeit, daß der belgische Finanzminister den Metallvorrat der Bank, diese Reserve der Volkswirtschaft, direkt oder indirekt zu Kriegszwecken verwende und

Noten eines im okkupierten Gebiete Belgiens befindlichen Instituts zur Unterstützung feindlicher Handlungen gegen die deutsche Regierung ausgebe und so den finanziellen Staatsbankrott des Landes herbeiführe, veranlaßte Ende 1914 eine Verfügung des Generalgouverneurs, die der belgischen Nationalbank das Recht zur Notenausgabe entzog und es dem ältesten belgischen Bankinstitut, der Société

General Joffre und Feldmarschall French,
die Führer der französischen und englischen Heere, bei einer Zusammenkunft.

Générale de Belgique, übertrug. Die rechtmäßig ausgegebenen Noten der Nationalbank behielten Zwangskurs.

Als Erwiderung auf das von England und Frankreich gegen Deutschland erlassene Zahlungsverbot wurde das als Vergeltungsmaßregel ausgesprochene deutsche Zahlungsverbot auch auf die besetzten Gebiete Belgiens ausgedehnt, so daß aus ihnen alle mittelbaren und unmittelbaren Zahlungen oder Wertüberweisungen nach

England, Frankreich und Rußland verboten und alle Schulden an feindliche Länder zinslos gestundet sind.

Mitte Dezember 1914 wurde auch die Frage der belgischen Kriegskontribution einheitlich geordnet, die entsprechend dem Haager Abkommen zur Deckung der Bedürfnisse des Besatzungsheeres und der Verwaltung des Landes bestimmt ist. Bisher waren Kontributionen einzelnen Städten auferlegt worden. Die Eintreibung stieß aber mitunter auf Schwierigkeiten; wo jedoch eine Finanzierung möglich war und erfolgte, wurde sie sehr verschiedenartig bewerkstelligt, so daß diese Regelung geeignet war, Verwirrung in den Kapitalmarkt zu bringen. Auch erschien es nicht gerechtfertigt, nur Städten Kontributionen aufzuerlegen, während das wohlhabende flache Land damit verschont blieb. Eine Vereinheitlichung der Kontributionen und ihre Auferlegung auf das ganze Land war geboten. So wurde den neun Provinzen auf die Dauer eines Jahres eine monatliche Kontribution von vierzig Millionen Francs auferlegt, für deren Aufbringung sie solidarisch haftbar gemacht wurden. Damit hörten alle von den einzelnen Städten noch zu leistenden Sonderkontributionen auf. Bei pünktlicher Bezahlung der einzelnen Kontributionsraten wurde in Aussicht gestellt, daß die Requisitionen bar bezahlt würden, und daß für die Rohstoffe, die in Antwerpen, Gent und anderen Plätzen von der Reichsregierung gekauft wurden, sobald als möglich volle Bezahlung geleistet werde, ohne daß jedoch während des Krieges eine Geldübertragung von Deutschland nach Belgien erfolgen sollte.

Brennende Mühle in Flandern, am sinkenden Abend aufgenommen.

Großartiges leistete die deutsche Verwaltung in Belgien auf dem Gebiete des

Medizinalwesens, das in Belgien ebenso wie in dem „kultivierten“ Frankreich sehr im argen liegt. Trotzdem erst der Krieg mit seinen Verwüstungen über das Land dahingebraust war, gelang es hervorragenden deutschen ärztlichen Praktikern und Hygienikern, Seuchen und Epidemien vom Heere wie von der Zivilbevölkerung fernzuhalten. Naturgemäß beherbergt Belgien eine große Anzahl von Lazaretten, die allen modernen Anforderungen Rechnung tragen.

Auch auf die Erhaltung der reichen belgischen Kunstschätze erstreckt sich die Fürsorge der deutschen Verwaltung. Zu ihrer Sicherung und Pflege wurden besondere Sachverständige aus Deutschland berufen. Durch Umwandlung der bisherigen französischen Universität in Gent in eine flämische Hochschule verschaffte Freiherr v. Bissing den Flamen die nationale Universität, auf die sie nach Volkszahl und nach der Bedeutung der flämischen Sprache und Literatur schon längst Anspruch hatten. Das Geschenk wurde allerdings aus deutscher Hand mit gemischten Gefühlen entgegengenommen.

Die Haltung der belgischen Bevölkerung gegenüber der deutschen Herrschaft ist äußerlich zwar ruhig, aber innerlich feindselig, besonders in den großen Städten, allen voran Brüssel. Dem Bürgermeister Max von Brüssel folgten wegen passiven Widerstands gegenüber den deutschen Behörden bis Ende Oktober 1914 sechzehn andere Bürgermeister Belgiens als Kriegsgefangene nach Deutschland nach. Die belgischen Beamten, die sich der deutschen Regierung verpflichteten, mußten geloben, gemäß dem Haager Übereinkommen ihre Amtstätigkeit getreu fortzusetzen und nichts zu unternehmen oder zuzulassen, was der deutschen Verwaltung des belgischen Grundgebiets schaden könnte. Mit dem Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, kam es wegen eines Hirtenbriefes, den dieser auf Weihnachten 1914 herausgab, zu einem Zusammenstoß. Seine Verlesung und Verbreitung wurde wegen der darin enthaltenen politischen Ausführungen, die sich mit dem Zustand der Okkupation nicht vertrugen, von den deutschen Behörden untersagt. Auch der kindische Unfug der Belgier, zu Demonstrationszwecken bei jeder nur möglichen Gelegenheit die französische Nationalhymne zu spielen und zu singen, über der die wackeren Belgier die eigene Brabançonne fast ganz vergessen haben, mußte schließlich unter Androhung strenger Strafen verboten werden. Die Widerspenstigkeit der Belgier erhielt hauptsächlich durch die eingeschmuggelten französischen und englischen Lügennachrichten und durch geheime Machenschaften der belgischen Regierung in Le Havre Nahrung. Besonders verhängnisvoll wurde manchem Belgier der Versuch, einem Aufruf der belgischen Regierung, sich zum Kriegsdienst zu melden, Folge zu leisten, worauf die deutsche Behörde natürlich strenge Strafen setzte. Auf dem flachen Land, wo die französische Hetzarbeit noch nicht hingedrungen ist, und in den flämischen Landesteilen, so in Antwerpen, ist das Verhältnis zwischen den Einheimischen und den Eroberern besser. Die Aufklärungsarbeit der deutschen Behörden und die zahlreichen neuen unter deutscher Zensur erscheinenden

belgischen Zeitungen tragen doch allmählich dazu bei, daß die Belgier ein richtigeres Bild der Lage erhalten.

Der beste Beweis dafür, daß es der deutschen Verwaltung gelang, wieder geordnete Zustände in Belgien herbeizuführen, liegt in der Rückkehr der belgischen Flüchtlinge. Allein aus Holland kehrte im Dezember 1914 über eine halbe Million in ihre Heimat zurück. Nur die Wohlhabenderen zogen es zumeist vor, in Holland, England oder Frankreich zu bleiben und dort ein üppiges, von allen Kriegssorgen freies Leben zu führen, die Tragung aller Kriegslasten aber den in der Heimat verbliebenen Landesgenossen zu überlassen. Auf eine Anregung der belgischen Stadtverwaltungen zog daher der deutsche Generalgouverneur im Januar 1915 die ins Ausland gewanderten wohlhabenden Belgier zu einer Sondersteuer in Höhe des zehnfachen Betrags der für 1914 veranlagten Personalsteuer heran. Der Ertrag fällt zur Hälfte den Gemeinden und zur Hälfte dem Generalgouvernement zu Verwaltungszwecken zu. Diese Besteuerung der belgischen Emigranten, die in ihren Organen vom sichern Ausland aus systematisch ihre in Belgien verbliebenen Landsleute zur Auflehnung gegen die deutsche Verwaltung aufhetzen und diejenigen belgischen Kommunalbehörden und Staatsbeamten, die mit den Deutschen im Interesse des Landes zusammenarbeiten, mit giftigen Angriffen verfolgen, fand die ungeteilte Zustimmung der großen Mehrzahl des belgischen Volkes.

Die Kämpfe in Flandern bis zum Frühjahr 1915.

Die Schließung der Kampffront im Westen bis zur Nordseeküste.

Die französischen Umgehungsbewegungen gegen den rechten deutschen Flügel (siehe Seite 737 u. ff.), die dem Entsatz Antwerpens und weiterhin der Befreiung Belgiens galten, hatten bis in die Gegend von Lille geführt, als Antwerpen fiel und dadurch starke deutsche Kräfte frei wurden, deren Ziel naturgemäß die befestigten französischen Seestädte am Kanal, Dünkirchen und Calais, waren. In dem Raum zwischen Lille und der Nordseeküste waren bisher beiderseits nur schwache Truppen gestanden, in der Hauptsache Kavallerie, auf französischer Seite außerdem noch Territorialtruppen und Marinesoldaten. Nun führten die Franzosen und Engländer dort in aller Eile gewaltige Truppenmassen heran, um das bedenklich zusammengeschmolzene und völlig erschöpfte belgische Heer aufzunehmen und dem Vormarsch der Deutschen längs der Küste Einhalt zu gebieten. Generalfeldmarschall French, der nicht mit Unrecht für seine direkten Verbindungen mit der Heimat besorgt war, verschob seine Truppen, die bisher an der Aisne kämpften, nach der Küste zu, um die sich nun das ganze Interesse der Engländer drehte. Fieberhaft wurde der Nachschub frischer Regimenter aus England betrieben. Auf französischer

Seite leitete General Foch, dem Joffre den Oberbefehl über die Nordarmee übertragen hatte, die Operationen.

Die neuen belgisch-französisch-englischen Stellungen (siehe die nebenstehende Karte) erstreckten sich Mitte Oktober 1914 von der Küste östlich Nieuport auf dem rechten Ufer des Yser-Ypernkanals über Keyem, Dixmuiden, Merckem, Bixschoote und im Bogen als Brückenkopf um Ypern herum über Langemarck, Passchendaele, Zonnebeke, Becelaere, Gheluveld, Zandvoorde, Hollebeke bis zur Einmündung des Kanals in die Lys bei Comines und von da flußaufwärts bis Armentières. Diese Linie gliedert sich in drei natürliche Abschnitte. Die Gegend um Nieuport bis nach Dixmuiden ist vollkommen eben und kann bequem mit Artillerie und Maschinengewehren bestrichen werden. Zahlreiche Kanäle und Wasserläufe durchziehen das zum Teil tiefer als der Hochwasserstand liegende Land, das durch hohe Deiche und Schleusenwerke gegen das Eindringen des Meeres geschützt ist. Südlich dieses zu Verteidigungszwecken leicht unter Wasser zu setzenden Überschwemmungs-

Deutsche Marineartillerie beim Eingraben der Küstenbatterien auf der Kurpromenade in Ostende.

Phot. A. Grohs.

gebiets von Nieuport, wo zunächst die Belgier ganz auf sich allein gestellt waren, bis im Augenblick der höchsten Not französische Verstärkungen eintrafen und die Ablösung und Neuordnung des am Ende seiner Kräfte befindlichen belgischen Heeres gestatteten, erstreckt sich um Ypern ein Gelände, das von flachen Erhebungen und Mulden durchsetzt und mit zahlreichen weitläufigen Ortschaften, Einzelhöfen, Waldstücken, Parks und Hecken so dicht bedeckt ist, daß infolge der Unübersichtlichkeit die Truppenführung und einheitliche Gefechtsleitung sehr erschwert ist. Artilleriebeobachtung ist meist nur von erhöhten Punkten, Kirchtürmen, Windmühlen und ähnlichem möglich, aber auch hier beschränkt die dichte Bodenbewachsung und die feuchte, silbergraue Luft, die die Fernen verschleiert, die Aussicht. Auch das Gebiet um Ypern ist, besonders im nördlichen Teil, etwa bis Merckem, von einem Gewirr von Kanälen durchzogen, die unzählige kleine Abschnitte bilden. Der bedeutendste dieser Wasserläufe ist der Yser-Ypernkanal, der mit seinen 10 bis 20 Meter hohen Flutdämmen und seinem breiten Wasserspiegel ein stärkeres militärisches Hindernis darstellt als der Netheabschnitt südlich von Antwerpen. Der Halbkreis um Ypern wurde von vier französischen und einem englischen Armeekorps verteidigt. Südlich von Ypern ändert sich das Bild vollkommen. Zwischen dieser Stadt und Armentières liegt ein kleiner Höhenzug, der nach Westen ansteigt und mit einzelnen überhöhenden Kuppen der Verteidigung gute Artilleriestellungen bietet. Hier stand das übrige englische Heer, daneben noch französische Truppen.

Daß die Engländer über das ganze flandrische Kriegsgebiet vortrefflich orientiert waren und seit Jahren die eingehendsten Vorbereitungen für einen Feldzug im neutralen Belgien getroffen, den Krieg gegen Deutschland im Verein mit Belgien also nicht nur diplomatisch, sondern auch militärisch schon im Frieden aufs äußerste vorbereitet hatten, beweisen unwiderleglich einige Bände geheimer militärischer Handbücher über Belgiens Wege und Flüsse, herausgegeben vom englischen Generalstab, die von den Deutschen erbeutet wurden. Diese militärisch-geographischen Handbücher enthalten auf Grund militärischer Erkundigungen, die, wie die Bemerkungen über den einzelnen Abschnitten zeigen, schon seit 1909 angestellt wurden, die denkbar genauesten Geländebeschreibungen, Karten, strategische und taktische Angaben, Daten über das rollende Material, über Belegungsfähigkeit der Ortschaften, über Schleusen und Brücken usw., eine Arbeit, die ohne bereitwillige, weitestgehende Unterstützung der belgischen Regierung und Militärbehörden nicht zu leisten war. Ein Beweis mehr für Englands und Belgiens „Neutralität". Diese außerordentlich wertvollen Beutestücke wurden natürlich deutscherseits sofort den eigenen Bedürfnissen dienstbar gemacht.

Während an der Aisne der Stellungskampf weiterging, ohne eine Entscheidung zu bringen, entbrannte Mitte Oktober 1914 in Westflandern eine neue Schlacht von einer Heftigkeit, wie sie gesteigerter an keiner andern Stelle der nun

völlig geschlossenen, rund 660 Kilometer langen Kampffront im Westen von der Schweizer Grenze bis zum Gestade der Nordsee gewütet hat. Der deutsche Tagesbericht vom 20. Oktober 1914 kündigte den Beginn des großen Ringens mit den Worten an:

Die deutschen, von Ostende längs der Küste vorgehenden Truppen stießen am Yser-Abschnitt bei Nieuport auf feindliche Kräfte. Mit diesen stehen sie seit vorgestern im Gefecht.

Das Ringen um Nieuport.

Den ersten Vorstoß der Deutschen auf die neue gegnerische Kampffront in Flandern hatten noch vor Eintreffen der französischen Verstärkungen die belgischen Truppen im Raume von Nieuport allein auszuhalten. Nieuport, von Ostende etwa 20, von Dünkirchen noch 30 Kilometer entfernt, einst die befestigte Hafenstadt von Ypern, ist infolge von Versandung zu einem kleinen Städtchen von 4000 Einwohnern herabgesunken. 3 Kilometer flußabwärts ergießt sich bei Nieuport-Bad die kanalisierte Yser in breiter Mündung ins Meer. Der Zugang zu der brückenreichen Stadt ist wegen des Hafens und der zahlreichen Kanalärme, die durch sechs Schleusen mit dem Hafen verbunden sind, sehr schwierig. Ihr Besitz gibt den Übergang über die Yser frei und war deshalb für die Deutschen sehr erstrebenswert.

Aber auch die Belgier waren sich dessen bewußt, daß es sich hier für sie um das letzte Stück Heimatboden handelte. Trotzdem sie sich infolge der langen Märsche im letzten Stadium der Erschöpfung befanden, richteten die abgezehrten, mit zerfetzten Uniformen und durchgelaufenen Stiefeln bekleideten Soldaten, bis an die Knöchel im Schlamm stehend, sich zu hartnäckigem Widerstand in einer Brückenkopfstellung östlich von Nieuport ein, entschlossen, den wichtigen Übergang über den Kanal bis zum äußersten zu verteidigen. König Albert feuerte am 20. Oktober 1914 von seinem Hauptquartier in Veurne (Furnes) aus den Mut seiner Soldaten durch folgenden Tagesbefehl an:

„Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten! Während zweier Monate habt Ihr mit vorbildlichem Mut gekämpft, ohne daß es Euch jedoch gelungen wäre, die Invasion zum Stehen zu bringen. Belgien ist aber nicht unterworfen, und das belgische Heer ist nicht vernichtet. Dank der Sorgfalt, mit der unser Rückzug aus Antwerpen erfolgte, sind bedeutende Streitkräfte unversehrt geblieben. Durch die neuen Rekruten und Freiwilligen kann das Feldheer wieder auf die ursprüngliche Stärke gebracht werden, um, zusammen mit dem französischen und englischen Heere, den Kampf fortzusetzen. Schritt für Schritt wollen die Bundesgenossen den Feind zurückdrängen, der so gewaltige Kampfmittel gegen uns gebraucht hat. Soldaten! Unsere Städte sind verbrannt, unsere Felder verwüstet, unsere Häuser vernichtet. Das Elend herrscht überall in unserem geliebten Vaterland. Aber unsere Landsleute werden noch mehr zu leiden haben, wenn wir sie von dem Eindringling nicht befreien. Das ist für Euch eine ge-

bieterische Pflicht. Einst, nach einer Niederlage, sagte ein großer König von Frankreich: ‚Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!' Ihr habt Euer unglückliches Vaterland mit Ruhm bedeckt. Wir müssen jetzt danach trachten, das Vaterland wieder aufzurichten. Soldaten, Ihr könnt mehr als nur Ruhm allein ernten: Ihr könnt Euer Vaterland befreien mit der Hilfe unserer tapferen Bundesgenossen!"

Von einem Hagel von Granaten und Schrapnellen überschüttet, hielten die Belgier mehrere Tage in einem Zustande, der die Gefahr nicht mehr achtete, wie festgebannt in ihren Schützengräben aus, ungeheure Verluste erleidend, bis sie endlich, von den ungestümen deutschen Massenangriffen niedergerungen, den Brückenkopf

Phot. Berl. Ill.-Ges., Berlin.

Belgische Schützen in Deckung.

preisgeben und über die Yser zurückgehen mußten. Erbittert tobte der Kampf um den Übergang über den nun die Grenze der beiderseitigen Stellungen bildenden Fluß weiter. Nieuport sank unter dem Feuer der deutschen Artillerie in Trümmer. Schon schienen die Verteidiger ihre Sache verloren geben zu müssen, da erstand ihnen vom Meere aus die langersehnte Hilfe. Englische Schiffskanonen donnerten von See aus gegen die deutsche Flanke. Zum erstenmal erwähnt der deutsche Tagesbericht vom 21. Oktober 1914 das Auftreten englischer Kriegsschiffe an der belgischen Küste. Es waren nach dem Bericht des folgenden Tages elf Schiffe. Ein englisches Torpedoboot wurde von der deutschen Artillerie kampfunfähig gemacht. Da die zur Abwehr eines Flottenangriffs bestimmten schweren Geschütze noch nicht

heran waren, mußten sich die deutschen Truppen, soweit sie sich im Bereich der englischen Schiffskanonen befanden, eingraben.

Der Schwerpunkt des deutschen Angriffs wurde nun von der Küste weg weiter südlich verlegt. Das Feuer der deutschen Artillerie vereinigte sich auf das drei Kilometer südlich von Nieuport gelegene Ramscapelle. Unter ihrem Schutz erkämpften hier die Deutschen, der Verluste nicht achtend, am 23. und 24. Oktober 1914 den Übergang über die Yser, worauf das in Schutt und Asche gesunkene Ramscapelle nach verzweifeltem Straßenkampf genommen wurde. Der Durchbruch war

Überschwemmungsgebiet an der Yser, das von den deutschen Pionieren überbrückt worden ist.

gelungen, Nieuport von Süden her umgangen. Die weitere Ausnützung des errungenen Erfolgs versprach Ergebnisse von entscheidender Bedeutung. Da griffen die Belgier in der höchsten Not zu einem Verzweiflungsmittel: sie riefen das Meer, diesen alten Verteidiger Flanderns, zu Hilfe, indem sie zur Flutzeit die Schleusentore von Nieuport öffneten, so das ganze Gebiet von Nieuport bis über Dixmuiden hinaus unter Wasser setzten und dadurch die deutschen Truppen zum Aufgeben ihrer Stellungen zwangen. Die Hoffnung der Belgier, durch dieses Zerstörungswerk dem ins Flachland eingedrungenen Feind bedeutende Verluste an Menschen und Kriegsmaterialien zuzufügen, ging nicht in Erfüllung. Das Wasser

stieg so langsam, daß dank der vorzüglichen deutschen Disziplin das gefährdete Gebiet in Ordnung und ohne Schaden geräumt werden konnte. Die einzige bleibende Folge der belgischen Verzweiflungstat war, daß größere Kampfhandlungen in dem Überschwemmungsgebiet für beide Teile unmöglich wurden und ein durch die mühsame Arbeit von Geschlechtern dem Meere abgerungenes fruchtbares Kulturland der Zerstörung anheimfiel, denn das Salzwasser macht den Boden auf lange Zeit hinaus völlig unfruchtbar. Ein italienischer Kriegsberichterstatter beschreibt im „Corriere della Sera" den langsamen, unheimlichen Einbruch des Meeres in das Kampfgelände von Nieuport folgendermaßen:

„Das Meer ist ein fürchterlicher, verheerender Verbündeter, wenn es sich schützend über die bedrohte Erde legt. Fast an allen flandrischen Belagerungen hat es mitgewirkt. Land und Wasser stehen in Flandern in einem geheimnisvollen Bund. Sie lägen dauernd im Kampf miteinander, hätte nicht der Mensch ihnen bestimmte Gesetze aufgezwungen. Das flache Küstenland wird von einem unabsehbaren Gewirr von Kanälen und Gräben durchfurcht, durch die der Lauf des Wassers geregelt wird wie der Blutkreislauf im menschlichen Körper. Nahe ihrer Mündung, in der Nähe des Meeres, haben die Kanäle Schleusen, die ihre schweren Tore beim Eintritt der Flut vor den anbrandenden Wassermassen schließen. Es genügt, einen Damm zu durchstechen oder ein Schleusentor zu öffnen, und das Meer stürzt herein, alles mit sich fortreißend.

Dem belgischen Oberkommando war nicht bekannt, daß eine solche Maßnahme auch an der Yser möglich war. Das dortige Bewässerungssystem war nicht, wie in Antwerpen, zugleich für die Zwecke der Landesverteidigung angelegt worden. Nur der alte Schleusenwärter, der sein Leben an den Kanälen zugebracht, Ebbe und Flut täglich überwacht hatte und mit ihren Gewohnheiten und Kräften vertraut war, kannte die Möglichkeiten einer Überschwemmung, die er selbst stets von den Feldern hatte fernhalten müssen. Er allein begriff, was zu tun war. Und dieser einfache Mann führte dem belgischen Heere den neuen Verbündeten zu.

Nach der Öffnung der Schleusenwerke eroberte sich das Wasser die verlorenen Stellungen. Nicht im Sturmangriff brauste es auf den Feind heran, der es nicht einmal anrücken sah, sondern langsam stieg es aus der Tiefe der Erde empor. Als die Landschaft nach zweimaliger Ebbe und Flut immer noch fast unverändert aussah, glaubte das belgische Oberkommando, das gespannt auf den Einbruch der Wasserfluten wartete, schon, das Manöver sei mißlungen. Das sandige Gelände sog das Wasser ein; die Überschwemmung breitete sich unsichtbar im Untergrund aus und drang langsam unter den Füßen der ahnungslosen Deutschen empor. Der Boden der Schützengräben wurde schlammig, der Schlamm immer breiiger, bis er schließlich zu Wasser wurde, das geheimnisvoll stieg. Die Deutschen machten sich daran, die Gräben auszupumpen und auszutrocknen. Das Wasser stieg. Da verschafften sie sich Holz, legten die Gräben mit Brettern, ausgehängten Fensterläden und Möbelstücken aus den Häusern benachbarter Dörfer und Gehöfte aus, um so ein Holzgerüst herzustellen, auf dem man sich trockenen Fußes bewegen konnte. Doch das Wasser stieg weiter. Am Abend des zweiten Tages war es in einigen Schützengräben den Soldaten trotz aller Vorkehrungen bis an die Knie gestiegen. Und es stieg immer weiter, geheimnisvoll, kalt und dunkel, während am klaren Himmel die Sterne funkelten.

Erst am Morgen des dritten Tages erschien die drückende Eintönigkeit der Ebene

da und dort von dem hellen Widerschein stehender Wasser unterbrochen. Die Überschwemmung war ans Licht hervorgetaucht. Sie begann über den Rand der Gräben zu steigen, zog in Silberstreifen durch die Furchen der Felder, verschlang die Schollen und schob sich lautlos schweigend vorwärts. Stellungen, die der Beschießung und dem Sturmangriff widerstanden hatten, mußten ohne Kampf, ohne Lärm geräumt werden. Es begann der deutsche Rückzug auf trockenes Land.

Jetzt ist von Nieuport bis Bixschoote gegen Ypern zu alles ein salziger Sumpf, der mehr als 50 qkm Oberfläche einnimmt. Aus seinen schlammigen, niederen Wassern ragen Häusertrümmer, vom Brand geschwärzte Ruinen, empor. Erhöhte Straßenzüge, die aus der Ferne wie Hafendämme aussehen, und gradlinige, dunkle Eindeichungen zeichnen eigenartige geometrische Figuren in die stehenden Wasser hinein. Düstere, vom Winter entblätterte Baumreihen, die wie schwarze Gerippe über ihrem Spiegelbild stehen, vollenden dieses Bild unsäglichen Jammers. Welch klagendes, furchtbares Totenfeld ist diese stille, düstere Lagune mit ihren sonderbaren Inseln, dieses mörderische Wasser, das über Leichen schläft!"

Der Kampf um Lombartzyde und in den Dünen.

Infolge der Überschwemmung gewann das von ihr nicht betroffene schmale Frontstück zwischen Nieuport und dem Meer wieder erhöhte Bedeutung. Auf deutscher Seite focht hier die Marinedivision unter Admiral v. Schröder, die sich vor Antwerpen schon unvergänglichen Lorbeer geholt hatte, und schlug namentlich im Dezember 1914 und Januar 1915 erbitterte feindliche Angriffe von Land wie See her ab. Dabei standen ihr anfänglich zur Abwehr des Feuers der englischen Schiffsgeschütze nur Feldbatterien zur Verfügung.

Gegen Mitte November 1914 tobte der Kampf besonders um Lombartzyde, nordöstlich von Nieuport. Der Ort hatte schon mehrmals den Besitz gewechselt, war mitunter zur einen Hälfte in deutschem, zur andern in gegnerischem Besitz, lag auch zuweilen unbesetzt zwischen den beiderseitigen Stellungen. Am 10. November 1914 erhielt eine belgische Division den Befehl, das von den Deutschen scheinbar verlassene Lombartzyde zum drittenmal zu besetzen. Eine Beschießung durch Artillerie blieb ohne Antwort seitens der Deutschen. Die Belgier waren fest überzeugt, daß die Deutschen den Rückzug angetreten hätten. In gehobener Stimmung wurde in der Nacht der Vormarsch angetreten, schien sich doch den Belgiern die Aussicht zu eröffnen, die verlorene Heimat wiederzugewinnen. Die Vorhut, die langsam und vorsichtig vorrückte, stieß nirgends auf feindliche Posten, kein Schuß wurde abgefeuert. Die belgischen Patrouillen erreichten die ersten Häuserlinien des Ortes, ohne eine Spur vom Feinde zu bemerken. Sie berichteten demzufolge, daß alles verlassen sei. Darauf setzte sich die gesamte Division in Bewegung und befand sich nach einer halben Stunde im Städtchen, um ihre Stellungen einzunehmen. Da brach mit einem Male die Hölle los. Hinter jeder Mauer, hinter jeder Ecke, aus jedem Fenster, aus jedem Winkel wurden die belgischen Massen von einem mörderischen

HOFFMANN·MUENCHEN

Beilage zu Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914/15

Schwere deutsche Batterie in Stellung bei den Kämpfen in Flandern.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Gewehrfeuer überrascht, das von dem regelmäßigen Knattern der Maschinengewehre übertönt wurde. Eine furchtbare Panik entstand in der Dunkelheit, die nur vom Blitzen der Gewehrläufe erhellt war. Die Vorhut, die in diesen furchtbaren Hinterhalt, in diesen Regen von Blei hineingeraten war, flutete in voller Unordnung zurück, die nachrückende Hauptmacht mit sich reißend. In regelloser Flucht zog sich die Division auf Nieuport zurück. 850 Soldaten und 27 Offiziere blieben auf dem Kampffeld.

Am folgenden Tag, den 11. November 1914, beabsichtigte eine zu den belgischen Truppen gestoßene, anschließend an diese an der Küste kämpfende französische

Phot. Berl. Ill.-Ges., Berlin.

Deutsche Marineinfanterie an der flandrischen Küste.

Division von Territorialsoldaten einen Durchbruch, dem aber der deutsche Angriff um einige Stunden zuvorkam. Um 1 Uhr 15 Minuten nachmittags befahl Admiral v. Schröder den Sturm. Ungestüm gingen 6000 Mann Matrosen, Marineartillerie und Marineinfanterie gegen die fast dreifache feindliche Übermacht vor. Ein entgegenwehender blendender Sandsturm, der die Maschinengewehre und Gewehre zum großen Teil versagen machte, brachte den Vorstoß in den Dünen eine Zeitlang zum Stehen. Da wurde das Bajonett aufgepflanzt, oder wo das wegen des eingedrungenen Sandes nicht ging, das Gewehr umgedreht; ein Bataillon entfaltete die Fahne, und mit brausendem Hurra ging's auf den Feind, der geschlagen wurde, durch Verfolgungsfeuer von Maschinengewehren große Verluste erlitt und auf der Flucht noch 800 Gefangene, darunter viele Offiziere, verlor. Die deutschen

Verluste betrugen nur 200 Mann, worunter sich aber ein unverhältnismäßig großer Prozentsatz an Offizieren befand, die ihren Truppen das Beispiel opfermutigen Draufgehens gegeben hatten. Ein Mitkämpfer beschreibt in der „Frankfurter Zeitung“ diesen Kampf in den Dünen wie folgt:

„Wir haben einige Nächte hindurch feindliche Vorstöße mit Leichtigkeit zurückgeworfen, besonders am Abend des 8. November. Es war ein Schauspiel sondergleichen. Unsere Artillerie, besonders auch die Bootskanonen, ließen auf die feindlichen Linien ein Schrapnellfeuer los, das furchtbar war. Die ununterbrochen über dem Feind platzenden Schrapnelle beleuchteten die Nacht. Dazu gesellte sich das Rollen der Maschinengewehre und das Schützenfeuer. Am 10. abends versuchte der Feind wieder einen Vorstoß, natürlich ohne Erfolg.

Am 11. früh hieß es klarmachen zum Sturm. Das Gepäck wurde zusammen-

Phot. Vereenigde Fotobureaux Amsterdam.

Französische Infanterie auf dem Wege zur Front durch die Dünen Flanderns.

getragen, die Patronen auf 200 ergänzt. Um 1 Uhr etwa ging's los. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so laufen könnte. Wie flitzte man über die Höhen der Dünen, auf die der Feind seine Maschinengewehre gerichtet hatte! Die Sache wurde furchtbar erschwert durch den Sand. Die feinen Körner, die der Wind aufwirbelte, wurden uns in die Augen geschleudert. Schießen konnte man kaum mehr, da man das Schloß vor lauter Sand nicht aufbekam und der Schlagbolzen nicht mehr vorging. Das Seitengewehr konnte, wenigstens zum Teil, auch nicht aufgepflanzt werden, dann wurde eben das Gewehr rumgenommen. Wir hatten nur Franzosen vor uns, die gute Schützen waren.

Wir lagen nun die Nacht in Stellung von der Küste landeinwärts. Diese Nacht vergesse ich nie; es war die schlimmste bis jetzt. Es herrschte ein furchtbarer Sturm, der einem den Sand ins Gesicht peitschte, so daß man gar nicht wußte, wo man das bißchen Luft zum Atmen hernehmen sollte. Wir gruben uns zu zweien oder dreien Löcher in den Sand und legten uns todmüde und frierend hinein. Zum Unglück fing es auch noch an zu regnen. Das paßte schlecht zu dem Sand, der an der Kleidung

und am Körper (durch den offenen Hals eingedrungen) hing. Kaum hatte es zehn Minuten aufgehört zu regnen, so flog der Sand schon wieder um uns her. Gegen Morgen wachten wir auf, da unser Loch zusammengerutscht war, und arbeiteten uns raus. Wir gingen dann mit dem Feldwebel, der neben mir und einem Kameraden gelegen hatte, die Stellung unserer Kompagnie entlang. Da lagen die Leute zu zweien oder dreien in ihren engen Löchern, vom Mond beschienen, halb vom Sand zugeweht, bewegungslos.

Am nächsten Morgen rückten zwei andere Kompagnien in unsere Stellung, und wir bezogen einen andern Graben. Den Tag über war's ziemlich ruhig, nur vereinzelt Gewehrfeuer. Wie unsere Artillerie in den feindlichen Schützengräben gehaust hatte, war furchtbar. Haufenweise lagen die Toten zusammen, und wie verstümmelt! Einzelne lagen noch da, das deutsche Seitengewehr in der Brust.

Ich habe heute auch die „Frankfurter Zeitung" vom 7. November erhalten. Wir hatten geglaubt, Kiautschou wäre schon am 3. gefallen. Als es zum Sturm ging, schrie alles: ‚Rache für Tsingtau!' Denn fast alle von uns hatten draußen gedient."

Die Beschießung der flandrischen Küste.

Das Auftreten eines englischen durch französische Schiffe verstärkten Geschwaders an der flandrischen Küste machte Vorkehrungen nötig zur Abwehr der Beschießung durch schwere Schiffsartillerie sowie etwaiger Landungsversuche. So wurden mit bewundernswerter Schnelligkeit an der ganzen rund 50 Kilometer langen Küstenstrecke bis zur holländischen Grenze Verteidigungswerke angelegt. Die wackeren deutschen Blaujacken, deren Division schon im Dezember 1914 zu einem Marinekorps angewachsen war, bauten aus dem Stegreif in den lockeren Dünensand hinein Batterie neben Batterie von schweren und schwersten Geschützen, dazu bombensichere Unterstände und Munitionsräume, Anlagen für den Beobachtungsdienst und das Messen der Entfernungen, Infanteriewerke zur Nahverteidigung usw., all das unter Anwendung aller erdenklichen Fortschritte der Schützengrabenkunst. In zwei bis drei Monaten entstand so eine Küstenbefestigung, wie sie ausgedehnter und stärker kaum sonst irgendwo vorhanden ist.

Sind Landungen angesichts eines starken Gegners schon immer eine sehr gewagte Sache, so kamen die Engländer, die eine Bedrohung der deutschen Flanke gewiß gerne unternommen hätten, wenn nur die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden gewesen wäre, angesichts der deutschen Abwehrmaßregeln kaum zu einem ernsthaften Versuch. Blieb also in der Hauptsache die Unterstützung des Kampfes der Bundesgenossen an Land durch die englischen Schiffe. Aber auch dabei wurde kein wesentlicher Erfolg erzielt. Die der Küste vorgelagerten Sandbänke zwingen Schiffe mit großem Tiefgang sich in achtungsvoller Entfernung zu halten, wodurch ihr Schießen unsicher wird, so daß sie Gefahr laufen, beim Eingreifen in den Kampf die eigene Partei zu treffen. Die Deutschen sprengten überdies alle Leucht-, Kirch- und Wassertürme, um den feindlichen Schiffskanonieren die Zielpunkte zu nehmen. Vor Anker gehen und so gewisssermaßen als schwimmende Festungen

wirken, konnten die Schiffe auch nicht, da sie dann den deutschen Küstenbatterien ein zu gutes Ziel geboten hätten und auch den deutschen Unterseebooten, von denen sie mehr als einmal vertrieben wurden, zu sehr ausgesetzt gewesen wären. So kam das Eingreifen der Engländer zur See in Wirklichkeit nur auf ein Zerstörungswerk hinaus, das für die Deutschen militärisch ganz belanglos blieb, über die betroffenen belgischen Orte an der Küste und ihre Einwohner aber großes Unglück brachte.

Schon bei den ersten Kämpfen um Nieuport griffen englische Torpedoboote sowie drei Monitore von See aus ein. Letztere setzten zur Unterstützung der Verteidigung von Nieuport Abteilungen mit Schnellfeuergeschützen an Land. Diese 2500 Tonnen großen Kanonenboote waren auf englischen Werften für Brasilien gebaut und bei Ausbruch des Krieges von der englischen Admiralität „gekauft" worden. Vermöge ihres geringen Tiefganges eigneten sie sich besonders gut für Operationen an der belgischen Küste. Die deutschen Tagesberichte meldeten bis zu 16 feindliche Kriegsschiffe, die sich wiederholt an den Kämpfen gegen den rechten deutschen Flügel in den flandrischen Dünen beteiligten. Die Abwehr eines englischen Landungsversuches durch die deutsche Küstenartillerie schildert der Kriegsberichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung" in folgender anschaulicher Weise:

„Über Nacht hatte sich das englische Geschwader mit abgeblendeten Lichtern unter dem Schutze des starken Nebels der Küste bedeutend genähert und versucht, Truppenlandungen vorzunehmen, war aber, wie stets, blutig heim- oder in diesem Falle besser hinausgeschickt worden. Jetzt sieht man es langsam am Horizont entlang kreuzen. Es sind ungefähr fünf größere Schiffe, denen mehrere Torpedoboote beigegeben sind. Diese letzteren ragen nur ganz schwach aus dem Wasser heraus.

Am Fernsprecher ertönt eine Meldung. Schon richtet sich das Rohr eines Geschützes steil in die Höhe, ein kurzes Kommando, dann schießt unter hartem Knall eine schwefelgelbe Feuergarbe aus dem Rohr, und mit donnerähnlichem Geroll legt das Geschoß seine Bahn zurück. Beim feindlichen Geschwader entsteht eine Bewegung; der Schuß scheint gesessen zu haben, doch als Antwort blitzt es bald darauf einige Male hintereinander auf, und der Lichtschein zeichnet sich mit scharfen Konturen in die Dämmerung des beginnenden Tages. Viel zu kurz und seitlich vor uns schlagen die meisten Geschosse ins Wasser, nur eins erreicht mit knapper Not den Dünensand, wo es sich tief eingräbt, ohne jedoch zu platzen.

Jetzt fängt es an der Küste entlang allenthalben an zu schießen, erwidert von der Seeseite, wo die Engländer mit Breitseitenfeuer arbeiten. Die grellen Blitze geben dem jungen Tage eine grausige Einleitung. Über eine Stunde währt bereits dieser Eisenhagel; wie durch ein Wunder sind auf unserer Seite noch keinerlei Verluste zu beklagen, unsere Leute haben sich aber auch glänzend eingegraben.

Der Telephonist gibt eine neue Meldung des Beobachtungspostens, nach der das Feuer sofort korrigiert wird. Die Engländer haben ein Wendungsmanöver vollführt und versuchen, fortwährend feuernd sich der Küste zu nähern. Jetzt setzen auch von irgendwoher Flachfeuergeschütze ein, die man an ihrem typischen rollenden Knall als solche sofort erkennt. Jetzt platzen auch Schrapnelle über unsern Köpfen, mit denen nun die Feinde die ganze Küste bestreichen, um die Bedienungsmannschaften auf diese Weise außer Kampf zu setzen

Deutsche Wachtposten in den Dünen bei Ostende.

Nach einer Originalzeichnung von Erich Godbersen.

Nach dem Entfernungsschätzer sind die Engländer noch ungefähr 6½ Kilometer weit draußen auf See. Man kann aber kaum noch etwas sehen in den dichten Rauchschwaden. Ohne jedes Kommando arbeitet die Mannschaft ruhig und sicher, wobei ihr noch jugendlicher Batterieführer ein glänzendes Beispiel gibt, der an einem der Gefahr sehr ausgesetzten Posten mit dem Glase die Feuerwirkung beobachtet, das energische Gesicht rauchgeschwärzt, das personifizierte Pflichtgefühl. Eine kleine Feuerpause setzt ein, da auch auf der Gegenseite das Feuer merklich schwächer wird, und in den sich aufteilenden Rauchschwaden sehen wir, wie das feindliche Geschwader mit nordwestlichem Kurs die Küste wieder verläßt, um einen mißglückten Versuch reicher."

Das Bedürfnis, Englands Flottenhilfe ins Licht zu setzen, verführte den Kommandanten des englischen Geschwaders, Admiral Hood, am 23. Oktober 1914

Deutsche Marineinfanterie beim Bau von Unterständen an der flandrischen Küste.

dazu, Ostende für die englischen Schiffskanonen als Ziel zu wählen. Mit großer Mühe hatten ihn die belgischen Behörden wenige Tage zuvor von der Absicht einer solchen militärisch durchaus zwecklosen Beschießung abgebracht, aber der Drang, so etwas wie billige Lorbeeren zu ernten, siegte bei dem englischen Admiral. Eine grenzenlose Panik brach unter den Einwohnern aus. Drei der großen Hotels wurden beschädigt, zwei Offiziere getötet. Auf diese Heldentat hin ließ Admiral v. Schröder die zahlreichen in Ostende und den benachbarten Küstenplätzen wohnenden englischen Untertanen entfernen und nach der holländischen Grenze bringen.

Nach längerer Pause erschienen die feindlichen Schiffe wieder am 23. November 1914 vor der flandrischen Küste und beschossen Lombartzyde, Heyst und Seebrügge. In letzterem Hafen vermuteten die Engländer nicht mit Unrecht

eine wichtige neue Operationsbasis der deutschen Marine gegen England, insbesondere einen Schlupfwinkel der gefürchteten deutschen Unterseeboote. Nach einer Aufklärung durch englische Flieger begann am Nachmittag die Beschießung durch drei englische Kreuzer, die bei den deutschen Truppen nur geringen Schaden anrichtete, dagegen eine Anzahl belgischer Landeseinwohner tötete und verletzte und an belgischem Eigentum gewaltigen Schaden anrichtete. Die Bevölkerung ergriff panikartig die Flucht. Das feindliche Feuer wurde deutscherseits kräftig erwidert, den Schiffen kam aber der Nebel sehr zu statten, unter dessen Schutz sie auch entkamen.

Daß die deutschen Küstengeschütze den im Oktober und November 1914 an der belgischen Küste operierenden englischen Schiffen recht bedeutende Verluste zufügten, ergibt sich aus einem von der englischen Admiralität zögernd und sehr verspätet am 14. April 1915 veröffentlichten Bericht. Diesem zufolge wurde die Flottille ausgesandt, um den Vormarsch größerer deutscher Truppenkörper an der Küste von Ostende und Nieuport zu verhindern und die linke belgische Flanke zu decken. Die Operationen begannen in der Nacht zum 17. Oktober. Man beschoß zunächst die deutschen Stellungen an der Küste, die innerhalb des Bereichs der Schiffskanonen lagen. Am 18. Oktober wurde eine Maschinengewehrabteilung vom Schiff „Severn“ bei Nieuport gelandet. Während des Gefechts wurde das Schiff „Amazon“, welches die Flagge des Konteradmirals führte, an der Wasserlinie schwer beschädigt, so daß es nach England geschickt werden mußte. Während der

Ein deutscher Doppelposten an der belgischen Kanalküste bewacht eine angetriebene englische Seemine.

ersten Gefechtstage hatten fast alle Schiffe Verluste, die von den Deutschen meist durch Schrapnellfeuer der Feldgeschütze verursacht wurden. Die Anwesenheit der Schiffe hatte zur Folge, daß immer weniger deutsche Truppen an der Küste gesehen wurden, dafür wurden aber immer mehr schwere deutsche Geschütze in Stellung gebracht. Das machte nötig, daß auch schwerer bewaffnete Schiffe, darunter das Schlachtschiff „Venerable" und mehrere alte Kreuzer herangezogen wurden. Fünf französische Zerstörer wurden unter das Kommando Hoods gestellt, der am 30. Oktober die Flagge auf dem „Intrepid" hißte und die französische Flotte bei Lombartzyde ins Gefecht führte. Mit dem Erscheinen der schweren deutschen Kanonen nahmen die Verluste der Flottille zu. Der größte Schaden war die Zerstörung des Turmes für sechszöllige Kanonen und mehrere Treffer an der Wasserlinie des Schiffes „Mersey", sowie der Tod des Kommandanten und von acht Mann und die Verwundung von sechzehn Mann des Schiffes „Falcon", das in ein schweres Feuer geriet, als es den „Venerable" gegen Unterseeboote schützte. Die Schiffe „Wildfire" und „Vestal" erhielten durch Schüsse große Lecks. Eine Anzahl Verluste hatten auch die Schiffe „Brilliant" und „Rinaldo". — Es mag dem englischen Admiral nicht unangenehm gewesen sein, daß er unter der Begründung, durch die Überschwemmung der Umgebung Nieuports sei die Tätigkeit der Flotte überflüssig geworden, wieder abdampfen konnte.

In Wirklichkeit gewann der Kampf im Küstenstrich von Nieuport bis zum Meer, da er von der Überschwemmung nicht betroffen war, sogar noch mehr an Bedeutung. In den ersten Monaten des Jahres 1915 unternahmen hier die Belgier und Franzosen wiederholt starke Anläufe zu einem entscheidenden Durchbruch. So mußte sich auch wieder ein englisches Geschwader, dem sich auch französische Schiffe zugesellten, trotz der gemachten üblen Erfahrungen zur Mitwirkung hergeben, ohne daß größere Erfolge wie zuvor erzielt worden wären. Die einzige Folge war die fortschreitende Verwüstung der belgischen Küstenorte, insbesondere Westendes und Middelkerkes.

Der Kampf im Überschwemmungsgebiet und die Erstürmung von Dixmuiden.

Wie in den Dünen der Sand, so erschwerte im Überschwemmungsgebiet von Nieuport über Dixmuiden gegen Ypern das Wasser alle Kampfhandlungen ungemein. Sie lösten sich hier naturgemäß vielfach in kleinere Einzelunternehmungen auf, drehten sich um Erhöhungen und Inseln, die aus dem Wasser emporragten, um Übergänge und Brücken und spielten sich im Wasser und Morast oder auf Flößen und in Kähnen und Booten ab. Was der deutsche Pionier hier mit unübertrefflicher Geschicklichkeit und Erfindungsgabe an Ausdauer und Zähigkeit in ununterbrochenem Kampf gegen die Elemente und den Feind geleistet hat, ist der höchsten Bewunderung wert. Englische Kriegsberichterstatter wissen allerlei interessante Einzelheiten von diesem Kampf im Überschwemmungsgelände zu erzählen:

„Es gibt kein Strömchen, das nicht durch Verschanzungen verteidigt wäre, und die Infanterie, die eine feindliche Stellung zu stürmen sucht, muß somit Wasserläufe und Gräben unter mörderischem Feuer überwinden. Die Deutschen haben ihr möglichstes getan, um das Problem nach den gründlichen und wissenschaftlichen Methoden, die ihre Kriegführung kennzeichnet, zu lösen; ihre Truppen sind mit dem, was wir Engländer „Tischplatte" nennen, versehen. Dies sind leichte, roh bearbeitete, aber starke Holzstege, die über schmale Wasserläufe geworfen werden können und als kleine Brücken dienen. Die Deutschen stürzen unter dem Feuer vorwärts und benützen ihre „Planche" als Schild; sobald die Vorhut ein Hindernis überbrückt hat, folgt der Ansturm.

Die Offensive der deutschen Truppen im Überschwemmungsgebiet in Flandern kommt an keinem Tage zur Ruhe, und die englischen Truppen, die an den meist bedrohten Punkten stehen, haben sich andauernd vor einer neuen Kriegslist zu schützen. So versuchten die Deutschen auf folgende Weise einen Überfall auf schottische Regimenter. Sie stellten eine Anzahl kleiner, schmaler Flöße her, die sie dicht mit Laubwerk umgaben. Auf jedem der Flöße waren drei Mann verborgen. Diese Flöße glichen vollkommen entwurzelten Bäumen und Gesträuchen, die zahllos im Überschwemmungsgebiet umhertreiben. Sie wurden mithin von den englischen Posten nicht weiter beachtet. Nach stundenlangem Ausharren gelang es auf diese Weise, langsam mit der Strömung treibend, ganz nahe an die englischen Stellungen heranzukommen. Im geeigneten Augenblick eröffneten die im Laubwerk verborgenen Soldaten auf die überraschten Engländer Schnellfeuer, das

sie mit dröhnendem Hurra begleiteten. Die Verwirrung, die im englischen Lager entstand, wurde von den Deutschen benutzt, und drei riesige Motorboote, gepanzert und mit Schnellfeuergeschützen versehen, fuhren in rasender Fahrt heran und eröffneten aus nächster Nähe ein furchtbares Feuer auf die Engländer. Diese mußten sich zurückziehen, da ihre Artillerie aus Furcht, die eigenen Leute mit zu treffen, auf die Feinde nicht zu schießen wagte."

So arbeiteten sich die Deutschen nach und nach an die mitten im Überschwemmungsgebiet dicht an der Yser an deren Ostufer gelegene Stadt **Dixmuiden** heran. Belgier, Franzosen und Engländer verteidigten mit dem Auftrag, bis zum äußersten auszuhalten, die etwa 4000 Einwohner zählende Stadt, die als Ursprungsstätte der besten flandrischen Butter bekannt ist. Zur Vorbereitung des Sturms wurden die

Zerschossene Straße in Dixmuiden nach der Beschießung.

Stadt und die feindlichen Stellungen hinter dem Kanal tagelang mit Feuer aus schweren Geschützen überschüttet. Dixmuiden wurde zu einem einzigen Trümmerfeld, besonders da nach der deutschen Artillerie auch die feindliche ihr gesamtes Feuer auf die Stadt lenkte, als die deutschen Truppen stürmten. Von dem Schrecken dieses Höllenfeuers, das sich über Dixmuiden ergoß, vermittelt folgender Bericht eines englischen Kriegsberichterstatters im „Daily Telegraph" einen lebhaften Eindruck:

„Am 6. November traf ich im belgischen Hauptquartier in Furnes ein. Während der ganzen darauffolgenden Nacht konnte ich kaum ein Auge schließen, so zitterten die Fensterscheiben unter dem unablässigen Kanonendonner, der aus Osten herübertönte. Am nächsten Tag hatte ich das Glück, auf dem Marktplatz Herrn de Broqueville, den Sohn des belgischen Ministerpräsidenten, zu treffen. Er hatte Befehl erhalten, mit einer fliegenden Ambulanz nach Dixmuiden zu fahren, wo verzweifelte Kämpfe statt-

finden sollten und Hilfe dringend notwendig war. Ich erwirkte mir die Erlaubnis, die Fahrt mitzumachen.

Während wir der Schlachtfront entgegenrasten, und das Getöse der Kanonen von Kilometer zu Kilometer lauter und drohender wurde, kam es uns immer mehr zum Bewußtsein, wie sehr der Kraftwagen die Kriegführung umgestaltet hat, und wie das gesamte Räderwerk des Krieges von der Anwesenheit oder dem Fehlen dieses einzigartigen Beförderungsmittels beherrscht wird. Jede Straße, die zur Front führt, war förmlich bepackt mit Kraftwagen aller Art. Sie kamen und gingen in einem endlosen, unaufhörlich dahinrollenden Strom. Dank der ausgezeichneten Verfassung der belgischen Straßen konnten wir uns ohne Schwierigkeiten durch diese Flut von Fahrzeugen hin-

Husarenpatrouille im Überschwemmungsgebiet der Yser bringt einen aufgefundenen verwundeten Infanteristen ins Feldlazarett.

durchwinden und befanden uns, bald nachdem wir das Dorf Avecappelle durchfahren hatten, auf dem Schauplatz der Schlacht.

Nur ein photographisches Rundpanorama kann diesen schauerlich schönen Anblick wiedergeben. Man denke sich eine vollkommen flache Landschaft mit Städten und Dörfern, die sämtlich in Flammen stehen. Man stelle sich den Horizont, etwa zwei Meilen vor uns, mit einer undurchsichtigen Wand von Rauch bedeckt vor, hinter der alles andere verschwindet. Dazu das Pfeifen und Gellen der Granaten, die über den Dörfern und Bauernhöfen bersten und auf die Felder niedergehen. Überall die weißen Dämpfe des Schrapnells und die großen, schwarzen, spiralförmigen Rauchwolken der einschlagenden schweren Artilleriegeschosse, die Häuser und Kirchen in Trümmer legen und die Erde aufwühlen.

Menschen sieht man im modernen Krieg nicht häufig; um diesen Höllenwerkzeugen zu entgehen, müssen sie sich in die Erde eingraben, um nur von Zeit zu Zeit einen Schuß abzugeben, wenn einer der Feinde tollkühn genug ist, sich über den Schützengräben zu zeigen. Aber diesmal war das Feuer aus den deutschen Batterien so furchtbar, daß die belgischen Soldaten und die französischen Matrosen fortwährend aus ihren Laufgräben und Schutzbauten hinausgetrieben wurden und nun in wahnsinniger Flucht über die Felder eilten, um anderwärts Schutz zu suchen. Auch kleine Gruppen von Bauern und Bürgern, die nicht rechtzeitig geflüchtet waren, sah man auf der Flucht, nachdem selbst ihre Keller einzustürzen begannen. Die Unglücklichen mußten ihren Weg, so gut sie konnten, zu Fuß zurücklegen, fast zu Tode erschreckt durch die berstenden Granaten. In den höllischen Lärm dieser deutschen Geschosse mischte sich das unaufhörliche Knattern der Gewehre und Maschinengewehre. Es klang wie der feinere Ton einer Violine neben dem Getöse der Blechinstrumente.

Außerhalb Avecappelle hörte der Strom der Kraftwagen, sowohl der kommenden wie der ausfahrenden, plötzlich auf, und die Straße lag auf drei Kilometer schnurgerade vor uns. Zur Rechten lag Dixmuiden. Diese Stadt war das Ziel der deutschen Angriffe, und ich muß sagen, daß keine Stadt jemals ein schlimmeres Feuer zu ertragen hatte. Die deutschen Granaten barsten über ihr in solcher Zahl, daß es unmöglich war zu zählen, wieviel auf die Minute kamen. Sie krachten in die Dächer hinein, legten ganze Straßenzüge in Trümmer, wühlten die Straßen auf und sprengten Ziegel und Schindeln nach allen Richtungen auseinander. Soldaten, die von der Front zurückkamen, brachten entsetzliche Nachrichten von Hunderten von Verwundeten, die ungepflegt auf den nach Dixmuiden führenden Straßen und in Dixmuiden selbst lagen, von der ungeheuren Zahl der Deutschen, die gleich einer Sturmflut unaufhaltsam heranbrandeten.

Das Granatfeuer fürchteten alle am meisten. Die Belgier hatten nur wenige Feldbatterien, und der Feind beherrschte förmlich das Feld mit seinen schweren Haubitzen. Sobald eine belgische Batterie einen Versuch machte zu antworten, wurde sie von den deutschen schweren Geschossen in Stücke geschlagen. So war die Infanterie in den Verschanzungen rund um die Stadt auf ihre eigene Kraft angewiesen.

Wir hielten einen Augenblick, um zu beraten. Die fliegende Ambulanz zögerte keinen Augenblick, die Wagen bis nach Dixmuiden laufen zu lassen, um so viel Verwundete wie möglich aus der Stadt herauszuholen. Wir stürmten also mit furchtbarer Geschwindigkeit weiter, bis wir plötzlich durch ein Hindernis aufgehalten wurden, das ich nie in meinem Leben vergessen werde. Eine belgische Batterie, die auf dem Wege zur Front war, hatte kaum zwanzig Minuten zuvor das Unglück gehabt, von einer großen Haubitzengranate getroffen zu werden. Es war das vollkommenste Zerstörungswerk, das ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Sämtliche sechs Pferde vor einer Kanone waren zu formlosen Massen zerschmettert worden. Ihre Überreste lagen über die Straße verstreut, dazwischen ein getöteter belgischer Kanonier. Der Protzkasten war umgeworfen und vollständig zerstört. Die mitgeführten Vorräte waren durch die Explosion über die ganze Straße verstreut. Zwischen den toten Pferden lagen Biskuits, Konservenbüchsen, Kaffee, Zucker und die Habseligkeiten der getöteten Artilleristen. In geringer Entfernung lagen weitere vier Pferde, die anscheinend noch eine kurze Strecke galoppieren konnten, ehe sie tot zusammenbrachen. Die überlebenden Soldaten der Batterie räumten die Hindernisse fort und zogen die Kanone endlich auf die Seite, so daß wir unsern Weg fortsetzen konnten.

*

Wir rasten nun auf Dixmuiden zu. Es war, als ob wir in einen brennenden Hochofen hineinführen. Ehe man das eigentliche Dixmuiden erreicht, fährt man durch eine Häuserreihe. Dieser Teil war der allgemeinen Zerstörung bisher entgangen, und hier fanden wir die französischen Reserven, hinter den Häusern zusammengedrängt, bereit, zur Front gesandt zu werden. Alles war erstaunt, daß wir uns bis hierher gewagt hatten; denn in Dixmuiden war die Hölle selbst. Man denke sich: ein ganzes deutsches Armeekorps hatte das Feuer seiner gesamten Feldgeschütze und schweren Haubitzen zu gleicher Zeit auf den Ort gerichtet. Es gab keinen Fußbreit Boden, über den nicht die Granaten hinwegfegten, kein Haus, das der Zerstörung entging, soweit ich sehen konnte. Das Schauspiel war so schrecklich, so aufregend und ging dermaßen wie in einem Traum an mir vorbei, daß nur eine Reihe zusammenhangloser Bilder in meiner Erinnerung zurückgeblieben ist. Sooft eine Granate über unsern Köpfen barst, glaubten wir unsere letzte Stunde gekommen. So dachten auch die Marinesoldaten in unserer Nähe, die sich enger zusammendrängten. Der offene Platz vor dem Rathaus war eine Hölle für sich. Die Granaten platzten hier unaufhörlich, und außerdem pfiffen die Kugeln, die aus den nahen Laufgräben der Deutschen sich bis hierher verirrten, über den Platz. Das Rathaus bot einen traurigen Anblick. Das Dach war von Granaten zerschmettert. In der Nähe brannte ein Gebäude, das eine alte Kirche zu sein schien, und drohte, auch das Rathaus in Brand zu setzen. Im Innern bot sich eine unbeschreibliche Szene des Schreckens. Überall lagen tote Soldaten, Fahrräder, Lebensmittel, besonders Brote. Ich habe selten so viele Fahrräder beisammen gesehen. Radfahrer, die zur Front gingen, schienen sie hier zurückgelassen zu haben. Wir eilten in die Kellergewölbe hinab und schleppten die Verwundeten heraus.

Gerade in diesem Augenblick, kurz vor Dunkelwerden, schienen die Deutschen den entscheidenden Sturmangriff zu unternehmen. Offenbar wollten sie Dixmuiden von Süden aus umgehen, und der kleine Ort St. Jacques-Cappelle wurde zum Schauplatz eines wütenden Infanteriegefechtes. Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer schwieg keinen Augenblick. Die Kugeln schienen überall zu sein. Die französischen Verstärkungen konnten eine Zeitlang nicht zu Hilfe kommen, da es unmöglich war, Dixmuiden zu passieren. Die Verwundeten kamen in endlosen Reihen kriechend und hinkend von der Front zurück, jeder mit anderen Berichten. Einige meinten, daß die Franzosen und Belgier die Stadt halten würden. Andere erklärten, daß alles vorbei sei, und daß die Deutschen bald in die Stadt einziehen dürften."

Auf den 10. November 1914 war der entscheidende Infanterieangriff auf Dixmuiden angesetzt worden. Es war ein Kampf auf Deichen und um Deiche. Wer Herr der Deiche war, wurde Herr des Geländes. Unaufhörlich ratterte das Maschinengewehrfeuer. Die Schwierigkeiten, die das überschwemmte Land bot, wurden an einigen Stellen in äußerst geschickter Weise überwunden. An anderen Punkten wurde der Kampf buchstäblich im Wasser ausgefochten, oft Mann gegen Mann. Kälte und durchnäßte Kleider, die am Leib klebten und die Bewegung hinderten, setzten den Stürmenden schwer zu. Aber jeder einzelne wußte, was es galt, und gab sein Äußerstes her. Der Feind mußte dem Drucke weichen; gegen Mittag war kein Halten mehr, und das zerschossene und ausgebrannte Dixmuiden sah zum so und so vielten Male die Deutschen wieder einrücken. Nach erbittertem Straßenkampf befand sich gegen Abend die heiß umstrittene Stadt vollständig in

deutschem Besitz. 500 Gefangene und 9 Maschinengewehre fielen in die Hände der Sieger. In einem Feldpostbrief an das „Berliner Tageblatt“ schildert ein Mitkämpfer seine Erlebnisse beim Sturm auf Dixmuiden folgendermaßen:

„Dixmuiden ist genommen. Sonntagnacht um 12 Uhr begab sich unser Brigadekommandeur mit Stab zu dem vordersten Schützengraben, ungefähr 250 Meter vor den feindlichen Stellungen. Unsere Artillerie hatte durch rasendes Feuer den Sturm vorbereitet, und die Minen, Handgranaten, Räucherröhren, Gewehrgranaten, die Schnellbrücken waren herbeigeschafft. Wenn am Montag noch der Nebel in den blühenden, schon so zerzausten Gärten Flanderns lag, so brach jetzt am Mittag die Sonne durch die Schwaden, und unsere Kolonnen rannten im lachenden Sonnenschein gegen die schweren feindlichen Stellungen. Die Gegner haben sich nicht lange gewehrt; als die ersten Kolonnen die französisch-belgischen Schützengräben nahmen, standen die Feinde schon mit erhobenen Händen zur Übergabe bereit da. Manchem französischen Obersten liefen freilich die Tränen über die Backen, als er seine Mariniers, die stolzesten Jungen auf Frankreichs Erde, willenlos mitgehen sah. Aber wer konnte gegen unsere Infanterie an!

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Französische Marinesoldaten im Gefecht.

Jedes Haus in Dixmuiden wurde durchsucht, und aus jedem Haus holte man Gefangene heraus: Belgier, Franzosen, Marinesoldaten und Turkos. Von Engländern habe ich nur zurückgelassene Tornister, Keksdosen, Zeitungen und ausgetrunkene Weinflaschen gefunden. Die schöne romanische Kirche von Dixmuiden ist ganz zerstört.

Einschlagen einer deutschen Granate im englischen Hauptquartier: Die Pferde der Ordonnanzoffiziere wurden durch die Splitter zerrissen. Die Kommandierenden selbst entgingen durch einen Zufall dem gleichen Schicksal.

Wenn man auf der Straße Eeßen-Zarren bei Hoogmueln steht, sieht man die Kirchen von Eeßen, Woummen, Dixmuiden und Beerst. Überall die gleich herrliche, wuchtige Bauart. Diese vier Kirchen sind dank der Gleichgültigkeit des Feindes untergegangen, denn hier hatten die Franzosen ihre Artilleriebeobachtungspunkte, und die Engländer hatten hier ihre Maschinengewehre eingebaut."

Mit der Eroberung von Dixmuiden war der Ostdamm des Yserkanals bis auf den Brückenkopf von Ypern ganz in deutschem Besitz. Der Feind hielt sich auf dem Westufer, das den Vorzug hatte, etwas überhöhend zu sein und trockenere Stellungen zu bieten, während die in die Ostböschung eingebauten deutschen Schützengräben und Unterstände stark unter Wasserzudrang zu leiden hatten und nur durch fortwährendes Auspumpen zu behaupten waren. Blieb auch der Yserkanal im wesentlichen die Grenze der beiderseitigen Stellungen, so fehlte es doch nicht an ständigen Vorstößen hinüber und herüber. Der Berichterstatter der „Daily News“ schildert diese Kämpfe um die Übergänge wie folgt:

„Werkzeuge des Todes fliegen in der Luft, schwimmen auf dem Wasser und fahren auf dem Lande, und dazwischen bewegen sich die winzigen Menschen herum. Von vorne, von hinten, von rechts und links sausen die Kugeln; am furchtbarsten aber ist der Kampf um die Brücken. Donnerstag wurden die Deutschen über die Yser zurückgetrieben, Freitag hatten sie wieder festen Fuß auf unserem Ufer gefaßt, Samstag mußten sie wieder zurück. Jetzt wird die Brücke durch eine Partei in die Luft gesprengt und von der andern wieder hergerichtet, dann sprengt die andere Partei sie wieder in die Luft oder läßt sie als gefährliche Falle für den Feind zurück, der sich über sie hinwegziehen soll. Wenn man sich dem Wasserlaufe nähert, wird man durch das anhaltende Getöse der Schiffsgeschütze, das rechts, links, vor uns und über uns erschallende Gesause der Geschosse förmlich betäubt. Jetzt sind wir dicht am Fluß in ganz flacher Gegend. Zwei oder drei Gehöfte sind zu sehen, auch ein paar Fabrikschornsteine. Der Boden ist von Laufgräben förmlich durchpflügt. Zuerst ist es unmöglich zu sagen, wer in einem Laufgraben ist, oder wer das benachbarte Gehöft besetzt hält, so wunderlich hat das Kriegsglück in diesem Kampfe an den Ufern die Menschengeschicke durcheinander gerüttelt. Die Deutschen kommen über den Fluß auf unser Ufer. Sie gewinnen Gelände bei dem Versuch, die Laufgräben der Verbündeten unter ihr Feuer zu bekommen. Näher und näher kommen sie. Man hat keine Zeit danach zu fragen, wer fällt, ob er durch unsere oder durch feindliche Geschosse getroffen ist. Plötzlich ist die Brücke zerstört. Durch uns? Durch den Feind? Mit Geschützfeuer? Mit Dynamit? Wer kann das wissen! Eine Rauchwolke, und die Trümmer der Brücke verdüstern den hellblauen Himmel. Einen Augenblick schweigt das Feuer, aber sogleich beginnt es von neuem. Zwischen unsern Stellungen und denen des Feindes ist kein Abstand mehr als der schmale Fluß. Zeigt sich irgendwo ein Kopf oder auch nur eine Hand über der Brustwehr, so fällt ein Mann vornüber oder sinkt zusammen, und wer fällt, wird sofort weggebracht und zu andern Verwundeten getragen, die dort auf Tragbahren warten, die sie weiterbringen sollen.“

Das Ringen um Ypern.

Noch heißer und hartnäckiger als um Nieuport und Dixmuiden tobte der Kampf um Ypern. Dieser wichtige Schlüsselpunkt der feindlichen Stellungen war durch einen nach Osten ausgebuchteten Brückenkopf großen Stils verteidigt, in den die unaufhörlichen Angriffe der Deutschen nach und nach beträchtliche Breschen schlugen, ohne daß es aber zur Einnahme der Stadt selbst gekommen wäre. Außer durch die schon bekannten Schwierigkeiten des flandrischen Geländes wurde

hier der Angriff der Deutschen durch den weiteren Umstand erschwert, daß sich um die Stadt in einem Abstand von vier bis sechs Kilometer als natürliche Bollwerke mehrere Hügelketten legen, die zwar nicht besonders hoch sind, aber doch das umliegende flache Gelände vortrefflich beherrschen. Ypern hatte einige Wochen vor Beginn der Schlacht in Flandern deutsche Reiter in seinen Mauern gesehen. Ohne den Rückhalt von Infanterie und Artillerie zu haben, waren sie in die Stadt eingedrungen, hatten sich des Bürgermeisters als Geisel bemächtigt und die Stadtkasse ausgehoben.

Wie so vielen flandrischen Kampforten brachte der monatelange Stellungskrieg in Flandern auch Ypern den vollständigen Untergang. Einst die reiche und beneidete Hauptstadt Westflanderns, von deren Glanzzeit im Mittelalter, da sie etwa 200000 Einwohner zählte, das wundervolle gotische Bauwerk der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Tuchhalle mit ihrem prächtigen, weit ins Land hinausblickenden, 70 Meter hohen Belfried stolze Kunde gab, war Ypern zu einer stillen Stadt von etwa 18000 Einwohnern herabgesunken. Die ewigen Kämpfe, die sich Franzosen, Engländer und Spanier um die einst starke Festung lieferten, die Auswanderung infolge der Greuel des Herzogs Alba und die Erdrosselung der Wollindustrie durch die Engländer führten den Verfall der einst blühenden Stadt herbei. Nun liegt sie, ein Opfer des Krieges, ganz in Schutt und Asche.

Das allmähliche Heranarbeiten der deutschen Infanterie an Ypern wurde durch die geschickt aufgestellte und verborgene Artillerie vortrefflich vorbereitet und unterstützt. Besonders die überlegenen deutschen schweren Geschütze übten durch Verschüttung ganzer Schützengrabenstücke dem Feind andauernd beträchtliche Verluste zu. Von der Wirkung zweier anderer Kampfmittel, der Flugzeuge und Panzerzüge, berichtet ein englischer Mitkämpfer folgendermaßen:

„Das Rattern der Flugzeuge über uns hört man hin und wieder, aber bei der Gefahr, die allenthalben lauert, achtet man gar nicht darauf. Unsere Flieger, die mitten durch einen Hagel von Eisen und den Rauch der springenden Schrapnelle und Granaten fliegen, um eine Übersicht zu bekommen, waren bisher gewohnt, die Schleifenflüge der deutschen Flieger als waghalsigen Zeitvertreib, als Herausforderung unserer Infanterie zu betrachten. Jetzt wissen wir, daß der doppelte Schleifenflug seine besondere Bedeutung hat und auf eine rasch näherkommende Gefahr aufmerksam macht. — Der Feind rückt in seinen Panzerzügen täglich langsam vorwärts, und auf beiden Seiten werden Heldentaten ausgeführt, die nicht bekannt werden können, die aber ganze Bücher füllen würden. Solche Automobile sind die Sturmvögel des Krieges. Unter Leitung eines unverzagten Führers sind einzelne Autos allein auf ganze Bataillone angestürmt und haben sie aus dem Hinterhalt oder dem Walde vertrieben, und mehr als einmal hat ein einzelnes Auto, das plötzlich an die Front eilte, Abteilungen davor bewahrt, abgeschnitten zu werden."

Von dem schweren Stand der Verteidiger gegenüber dem unablässigen deutschen Druck, zugleich auch von dem eigentümlichen Verhältnis der englischen und französischen Bundesgenossen zeugen folgende Blätter aus einem Tagebuch eines Engländers, das in einem eroberten englischen Schützengraben in der Gegend von Ypern gefunden wurde:

„Samstag 17. Oktober: Zwischen 2 und 3 Uhr wollten wir jetzt richtig zum Angriff vorgehen. Wir kamen vorwärts, aber, leider Gottes, die Deutschen überschütteten uns einfach mit Granaten, so daß wir uns ganz verkriechen mußten. Wir kamen nicht weit vorwärts; es blieb uns nichts übrig, wir mußten uns, so gut es ging und so viel als möglich, eingraben. Nun war es wie die Hölle auf Erden, es war einfach entsetzlich! Unsere Artillerie konnte nicht herausbekommen, wo die feindlichen Kanonen aufgestellt waren. Alle unsere Leute, die vor uns lagen, mußten sich zurückziehen. Man sagte, die Deutschen hätten dieselben Kanonen, die damals hinter der Brücke all das Unheil angerichtet hatten. Wäre unsere Artillerie fähig gewesen, sie nur auffinden zu können, wäre alles gut gewesen; aber, wie gesagt, sie überschütteten uns einfach mit Schrapnellen, während bald keiner von uns sich rühren durfte. Ich mußte unglücklicherweise wieder auf Posten, und es war schrecklich kalt, aber es gab zu viel, um hierüber nachzudenken. Ich vermute, unsere Verluste waren sehr schwer: über 30 Offiziere und Mannschaften

Phot. Gebr. H e kel, Berlin.

Englische Infanterie auf dem Marsche in Flandern.

getötet und verwundet. Was für ein Unterschied zwischen einem Fußballspiel in England zur Friedenszeit und diesem Schicksal! Ich hätte niemals gedacht, daß es so furchtbar wäre; niemand kann es sich vorstellen, der nicht selber dabei gewesen ist.

Dienstag 20. Oktober: Es kam nicht zum Angriff, den wir erwartet hatten, aber früh am Morgen begann ein heftiger Angriff zu unserer Linken, welcher durch das Norfolk-Regiment angehalten wird. Den ganzen Morgen vermochten wir ihm zu widerstehen. Um 10 Uhr begann zu beiden Seiten ein schreckliches Artilleriefeuer. Ich fange an, ganz taub von dem beständigen Schießen zu werden; die Deutschen wurden endlich zurückgetrieben. Das Cheshire-Regiment setzte sich in Marsch-Marsch. Das Norfolk-Regiment verlor mehrere Leute, aber es verlor sie durch das Feuer unserer eigenen Artillerie, gerade so, wie auch von uns ein Hauptmann und ein Korporal durch die eigene Artillerie getötet, ein Offizier und ein Korporal schwer verwundet wurden. Außerdem verloren wir noch mehrere Mann, während sie Schützengräben aushoben. In meiner Kompagnie sind nur noch zwei Offiziere; zwei wurden getötet und drei verwundet. Im

ganzen verloren wir über zehn Offiziere. Abends fing es an zu regnen und blieb so während des größten Teils der Nacht. So endete ein ereignisvoller Tag.

Donnerstag 22. Oktober: Es war noch nicht ganz Tageslicht, als die deutschen Kanonen anfingen; sie wollten unsere Artillerie aus ihrer Stellung vertreiben. Dann verschossen sie einige schwere Granaten, um uns in volle Deckung zu drängen, uns zurückzutreiben und ihre Infanterie herankommen zu lassen. Bald darauf machte ihre Infanterie einen entschlossenen Versuch, uns aus unserer Stellung zu vertreiben. Unser Infanteriefeuer knattert wie viele Maschinengewehre. Die Deutschen unterhielten auch ihrerseits ein lebhaftes Gewehrfeuer, aber es ging alles über unsere Köpfe; sie konnten wirklich nicht sehen, wo ich war. Nebenbei vergaß ich zu erwähnen, daß, als unsere Artillerie von ihrer neuen Stellung aus am Morgen feuerte, sie ihre Granaten direkt um unsere Gräben warf; wir wußten kaum, nach welcher Seite hin wir uns decken sollten. Zu unserer Rechten, die von Franzosen gehalten wurde, gelangten die Deutschen vorwärts. Ich hörte zwei klare Befehle, die wahrscheinlich von deutschen Offizieren abgegeben wurden; wir konnten sie rufen hören. Wir wurden nicht beunruhigt, aber während ich im Graben vorging, kam der Befehl uns zurückzuziehen: also mußten die Deutschen die Franzosen zurückgetrieben haben.

Freitag 23. Oktober: Als wir gerade unsere Gräben so weit fertig hatten, um uns darin verkriechen zu können, begannen die Deutschen, ihre schweren Granaten gerade zwischen die Gräben zu werfen; sie bestrichen uns von der Seite, und ich hielt unsere Stellung für eine richtige Todesfalle. Den ganzen Nachmittag schossen sie weiter; sie müssen mindestens 100 Granaten verfeuert haben. Unsere Artillerie ist zurückgetrieben worden.

Samstag 24. Oktober: Wir wurden zum ersten Male durch die „B"-Kompagnie aus den Schützengräben abgelöst, während wir etwa eine Meile weit in einen anderen Graben gingen, um ein wenig auszuruhen. Der Feind schickte einige seiner schweren Granaten ins Dorf, und das Unglück wollte es, daß sie gerade dorthin trafen, wo wir lagen. Die „A"-Kompagnie hatte heute sehr starke Verluste: 20 Tote, außer Verwundeten. Drei Leute wurden durch das feindliche Feuer lebendig begraben.

Sonntag 25. Oktober: Ich lege mich mal wieder auf die Lauer, um den Deutschen auf die Finger zu passen. Ein lieblicher, schöner Tag ist angebrochen. Bald begann ein entsetzliches Granatfeuer; dicht hinter unseren Schützengräben, wo die Granaten barsten, war nichts zu sehen als dicht schwelender Rauch, und die Franzosen links von uns waren schlecht und feige genug, die Gräben zu verlassen und davonzulaufen. Gott weiß, wie viele von ihnen wegrannten, aber ich meinerseits verschmähte es, meinen Graben zu verlassen und davonzulaufen. Das Schönste war, daß einige von ihnen sich hinter einige Strohmieten stellten, und obgleich einige unserer Leute sie aufforderten, zurückzukommen, richteten sie mit ihrem Zuspruch nichts aus. Um 5 Uhr konnte man die edlen Franzosen zurücklaufen sehen; sie waren sehr um ihr Leben besorgt, indem sie sich hinter unsere Gräben verkrochen. Es war wirklich das feigste Benehmen, welches man beobachten konnte. Tatsächlich bedrohte sie einer unserer Leute mit dem Bajonett, als sie nicht zurückkommen wollten. Natürlich setzte das unsere Leute in eine verteufelte Erregung, und zwar um so mehr, als bei den Franzosen nicht ein einziger Offizier irgend welcher Art sich sehen ließ. Ein Leutnant von unserer „A"-Kompagnie führte einige Leute zur Unterstützung vor, wobei er hinten im Dorf Dutzende von Franzosen antraf, die er aufforderte, in ihre Stellungen zurückzukehren. Ich glaube, die Franzosen, die sich hinter den Strohmieten verbargen, wurden abgeschlachtet; aber ich kann nur

sagen, sie haben sich schändlich blamiert, denn wären sie in den Gräben geblieben, würden sie sich wie Männer benommen haben. Vor diesem Angriff hatten wir nur noch drei Offiziere, aber jetzt haben wir gar keine mehr. Der Leutnant A., der im Schützengraben war, ging, als der Angriff begann, um den Hauptmann zu suchen, und während er zurückkam, bekam er einen Schuß, und gleichzeitig wurde unser Kompagnieleutnant schwer verwundet. Er lebte nur noch wenige Stunden, so daß wir nun ganz ohne Offiziere waren. Alle glaubten, daß die „B"-Kompagnie ganz aufgerieben sei, und waren erfreut, uns wiederzufinden. Später in der Nacht hörte der Angriff auf.

Montag 26. Oktober: Nicht eine Granate hier herum! Irgend etwas muß die Ursache hiervon sein. Ich vernehme das Gerücht, daß unser Regiment diese Nacht abgelöst werden soll, denn wir sind länger als zwölf Tage in unseren schmutzigen Sachen.

Phot. Berl. Ill.-Ges., Berlin.

Eigenartig angelegte englische Schützengräben in Flandern.

Ich kann sagen, es ist eine schöne Heimsuchung, hauptsächlich für unsere Nerven, wenn man auf Nachtposten ist und versucht, die totale Dunkelheit zu durchbohren, und alle möglichen Sachen sich einbildet. Wahrscheinlich werden wir bald von den Franzosen abgelöst. Man schickte nur so viele Franzosen her, daß die Hälfte der Kompagnie abgelöst werden konnte, und gerade zur selben Zeit fand ein ziemlich heftiger Angriff zu unserer Linken statt, woher der Rest der anderen französischen Truppen kommen sollte. Es sah so aus, als ob wir hier bleiben müßten. Infolge des Angriffs konnten wir nicht von der Stelle; zu meiner Linken fanden sie einige Deutsche in unseren Schützengräben; aber bald hatte man sie überwältigt. Zwei oder drei gaben sich gefangen.

Dienstag 27. Oktober: Die Deutschen beschossen besonders gern die Häuser, aber wir gruben Schützengräben, wo wir des Tages hingehen konnten. Es ist jetzt allgemein bekannt, daß wir die Lage retteten, indem wir unsere Stellungen hielten, obgleich wir

nur eine einzige Kompagnie waren, die dabei um 100 Mann ihres Bestands geschwächt wurde. Zu unserer Rechten gelang es den Deutschen, in unsere Schützengräben einzudringen.“

Folgendes im „Schwäbischen Merkur“ veröffentlichte Gegenstück aus deutscher Feder läßt das todesmutige Draufgehen der deutschen Truppen vor Ypern erkennen, aber auch die Schwierigkeiten, die sich ihrem Vorgehen entgegenstellten:

„In der Nacht vom 20. auf 21. Oktober 1914 erhielt ich die Feuertaufe. Wir wußten, daß der Feind 18 Kilometer westlich von Kortryk eine befestigte Feldstellung eingenommen hatte, und glaubten, es mit einer englischen Söldnerarmee zu tun zu haben, die bei unserm Anmarsch Reißaus nehmen würde. Wir haben uns schwer getäuscht; wir hatten beste englische Kolonialtruppen vor uns, Leute, die wie Gift schossen,

Alarm in einem deutschen Schützengraben.

und englische Marineartillerie, die mit großer Sicherheit unsere Stellungen und Kolonnen beschoß, welche ihnen ihre zahlreichen Flieger durch die Art ihres Fluges oder durch heruntergeworfene Leuchtkugeln anzeigten. Der Vormarsch bei Nacht zeigte uns in allen Richtungen brennende Dörfer und am Himmel anstatt friedlicher Sternschnuppen leuchtende Granaten, die zum Teil ganz in unserer Nähe platzten. Bei Dadizeele bekamen wir den Befehl, uns einzugraben. Kaum hatten wir damit begonnen, als von vorn, von Becelaire, wo wir starkes Gewehrfeuer hörten, die Bitte um rasche Unterstützung kam. Unser Bataillon wurde zur Verstärkung bestimmt, und nun ging's los, in dunkler, durch Flammenschein und Granaten zeitweilig beleuchteter Nacht, in eiligstem Tempo nach dem brennenden Becelaire. Die Straße war von zurückgehender Artillerie gesperrt, die zu weit vorgegangen war; wir selbst marschierten, so gut es ging, links und rechts neben der Straße. Bald pfiffen auch verirrte Gewehrgeschosse um unsere

Köpfe. Als wir in Becelaire ankamen, war das Gefecht vorübergehend ruhig. Wir erhielten daher den Befehl, uns einzugraben und auf den Morgen zu warten. Während des Grabens ging das Feuer wieder los: eine Kugel nach der andern pfiff mit scharfem ßt, ßt über uns weg, ohne daß wir sehen konnten, woher sie kamen. Sie galten auch nicht unmittelbar uns, sondern unsern Kameraden, die vor uns im Schützengraben lagen. Wir gruben uns ein, zunächst liegend; es war — wie auch später so manchesmal — ein Graben auf Leben und Tod. Ich selbst hatte keinen Spaten, habe mir dann aber bei nächster Gelegenheit von einem gefallenen Kameraden einen verschafft. Obwohl wir keine Verluste hatten, war es doch eine unheimliche Nacht.

Wir waren alle froh, als es Tag wurde und wir zur Besetzung eines Straßengrabens vor uns bestimmt wurden. Auch hier erhielten wir Feuer, ohne zu sehen woher, und die ersten Verluste. Selbst schießen durften wir nicht, da noch Kameraden vor uns lagen. Zu dem feindlichen Infanteriefeuer gesellte sich Franktireurfeuer aus allen Rübenäckern rechts und links, ohne daß wir die Äcker absuchen und säubern durften, dazu feindliche und schließlich auch eigene Granaten. Wieder war das Gefühl, selbst nichts zu sehen und beim ganzen Kampf nur passiv beteiligt zu sein, recht unbehaglich. Unsere Artillerie schoß übrigens mächtig, was Musik in unsern Ohren war.

Abends gegen vier Uhr schien der Gegner erschüttert; jedenfalls kam der Befehl zum Sturm. Wir stürmten also vorwärts, vorwärts durch fast deckungsloses Gelände gegen einen Gegner, der nichts weniger als erschüttert war. Unser Hauptmann fiel an der Spitze der Kompagnie, nach ihm zwei Zugführer und viele, viele Kameraden. Wir mußten zurück. Ich selbst war etwas seitwärts gekommen und hatte mit Kameraden von andern Kompagnien eine kleine Erdwelle erreichen können, die wir liegend auf Leben und Tod in Schützengraben umwandelten. Der neue Graben bot uns Deckung und gute Gelegenheit zum Schießen. Ich war froh, endlich zum Schuß zu kommen, und feuerte, bis die Dunkelheit uns das Ziel nahm. Dann wurden wir nach rückwärts gesammelt. Die Nacht sollten wir uns in Becelaire erholen, aber überall, wo wir standen und lagen, pfiffen die Kugeln, so daß es eine wenig geruhsame Nacht war; von Schlafen keine Rede. Auch hier war es ein Glück, daß es endlich Morgen wurde. An diesem Tag waren wir hinter dem Dorf Artilleriedeckung. In unserer nächsten Nähe platzten die feindlichen Granaten. Als ich mit ein paar anderen Kameraden einen Verwundeten in die Kirche schleppte, platzten vier auf einmal in nächster Nähe. Es war das reinste Wunder, daß wir ihnen nicht mitsamt unserem Schützling zum Opfer fielen.

In der darauffolgenden Nacht mußten wir uns wieder hinter der vordersten Schützenlinie schrapnellsicher eingraben. Wir arbeiteten wieder wie rasend. Als der Tag anbrach, saßen wir zwar etwas eng, aber mit dem Gefühl der Sicherheit in unsern Löchern und brachten dort einen halben Tag zu, während über uns Schrapnelle platzten und Kugeln pfiffen, ohne uns etwas anhaben zu können. Plötzlich kam nachmittags gegen 1 Uhr der Befehl, unser Bataillon solle aus den Gräben heraus, zurück ins Dorf zwecks anderweitiger Verwendung. Erst nachts bekamen wir wieder einen Auftrag, nämlich den, einen bestimmten Geländestreifen nach Franktireurs abzusuchen. Ich durchsuchte mit Taschenlaterne und Mauserpistole verschiedene Häuser, ohne etwas zu finden. Da wir bei weiterem Vorgehen in das Feuer des Nachtgefechts gekommen wären, mußten wir wieder zurück. Im Dorf fanden wir unsern Feldwebel und unsern Zugführer nicht mehr, sie waren abgesprengt worden. Wir legten uns einfach todmüde in zerschossene Häuser platt auf den Boden und versuchten, ein paar Stunden zu schlafen. Über uns krachten Granaten, pfiffen die Gewehrkugeln.

Am andern Morgen brachte ich etwa 70 bis 80 Mann der Kompagnie zusammen. Wir suchten uns hinter einem Haus möglichst gegen die Schüsse zu decken. Vor dem letzten Hause blieb unser Trupp noch einmal in Deckung stehen. Unser Führer, Leutnant G., frug, wer sich freiwillig erbiete, in die Schützenlinie vorzudringen, den Major v. B. aufzusuchen und von ihm zu erfragen, wohin wir rücken sollten, sowie zu erkunden, auf welche Weise wir unter möglichst geringen Verlusten durch den Geschoßhagel vordringen könnten. Ich meldete mich, legte meinen Rucksack weg — ich habe ihn nie mehr gesehen — und mit ‚Gott befohlen, Brüder' lief ich los. Links und rechts von mir pfiffen die Kugeln, lagen Tote, lagen Lebendige in den kleinsten Deckungen; hinter einer kleinen weißen Kapelle, die einigen Schutz gewährte, stauten sich sechs bis acht Deutsche. Ich mußte weiter, in ein brennendes Dorf, durch das sich unsere Schützenlinie zog. Nach einigem Suchen fand ich den Major, brachte die Meldung, er gab mir die Befehle und rief noch: ‚Wenn sie nicht sofort kommen, ist die Stellung verloren.' Ich rannte zurück ins Dorf, immer im Kugelregen und überbrachte die Meldung. Gruppenweise ausgeschwärmt ging unser Häuflein vor. Kaum waren wir vorn, hieß es auf einmal: ‚Der Gegner geht zurück!' Wir konnten das nicht sehen, aber der Ruf ging wie ein Lauffeuer durch die Reihen, und dann ‚Seitengewehr pflanzt auf!' und ‚Vorwärts Kameraden!' Zunächst ging ich noch durch dichtes Gebüsch, in dem ich nichts sah. Dann ging's raus aus dem Gebüsch; vor uns lagen viele Gefallene, dann ein feindlicher Schützengraben und Häuser, aus denen fortgesetzt auf uns gefeuert wurde. Zurückgehende Gegner habe ich nicht gesehen. Erst als wir uns dem feindlichen Graben auf etwa 30 Meter näherten, versuchten die Engländer draus zu entweichen und hinter den Häusern Deckung zu nehmen. Es kam aber keiner lebendig weg; mit aufgepflanztem Bajonett, stehend, knallten wir alle nieder. Dann kam's zum Häuserkampf mit allen Greueln und Opfern eines solchen. Ein Maschinengewehr betätigte sich mit fabelhafter Tapferkeit und Erfolg in der vordersten Linie. Nach dem Häuserkampf ging's weiter, über ebenes Gelände vor. Ich wußte gar nicht, daß wir hier noch mehr Gegner vor uns hatten. Es zeigte sich aber, daß wir fast im Weg glücklichen Zufalls dem Gegner in die Flanke gekommen waren. Wir konnten also mehrere feindliche Schützengräben, die von vorn uneinnehmbar waren, und gegen die wir drei Tage vorher unter großen Verlusten vergeblich angerannt waren, nun mühelos von der Seite ausheben. Von Engländern sah man zunächst nichts. Auf einmal sahen wir weiße Taschentücher an den Gewehren hochgehoben, und dann stiegen sie reihenweise aus den Gräben heraus. An einem der Gräben war ich zufällig am weitesten vorn; ich brüllte furchtbar Hurra und muß mit meinem Bajonett, meinem struppigen Kriegsvollbart und meiner großen Brille sicher sehr zum Fürchten ausgesehen haben. Ich schoß in den Graben, der keine weiße Flagge zeigte, hinein. Alsbald zeigten sich weiße Flaggen — Taschentücher an Gewehre gebunden —, und es entstieg dem Graben, wie die Geister aus der Unterwelt, ein Trupp Engländer, vielleicht 100. Ich faßte einen Offizier, der vorn dran war, und war eben im Begriff, ihn zu entwaffnen und auf Kriegsgeräte auszuplündern, als er mir von einem deutschen Offizier abgenommen wurde. Beim weiteren Vordringen faßte ich einen zweiten Offizier, dem ich seinen Degen und ein Diktionnaire abnahm.

Nachdem das Feld gesäubert war, kam das Signal: das Ganze halt! Das hätte befolgt werden müssen. An dem Flügel, an den ich geraten war, waren aber einige Draufgänger, die noch weiter vorwärts drängten. Ich wollte auch nicht zurückbleiben, und so stürmten wir unter Führung einiger Offiziere noch etwa 500 Meter weiter bis

an einen Waldrand, wo wir wieder Feuer erhielten. Wir gruben uns etwas ein und erwiderten das Feuer. Die Stellung war zu weit vorn; wir behinderten unsere Kameraden im Schießen und hatten selbst kein Schußfeld. Wir mußten also wieder zurück in die eroberten englischen Schützengräben, in denen unsere andern Kameraden es sich schon recht behaglich gemacht hatten. Wir konnten uns zwei Tage von englischen Konserven ernähren und bauten den Graben zur deutschen Festung aus. Die Verbindung nach rückwärts ging über offenes Gelände und konnte nur bei Nacht versucht werden, da wir fortwährend von den Engländern Feuer erhielten. Namentlich durch

B.J.G.

Phot. Leipziger Pressebureau, Leipzig.

Englischer Schützengraben bei Ypern.

Granaten und flankierendes Gewehrfeuer bekamen wir Verluste. Diese neue Stellung galt es nun zu halten, zunächst ohne jede Aussicht auf Verstärkung. Dabei mußten wir jeden Augenblick auf einen englischen Gegenangriff gefaßt sein. Zwei Nächte lang warteten wir vergeblich auf den Angriff der Engländer. Am dritten Tage stand ich wieder mit einigen Leuten, dem Landwehrmann M. und dem Freiwilligen S. im vordersten Graben und verfeuerte etwa 120 Patronen in aller Seelenruhe, zum Teil auf Engländer, die ich sah, zum Teil auf verdächtige Geländepunkte, Hecken, Fenster und Dachluken, in denen wir Gegner vermuteten. Die Engländer erwiderten unser Feuer. Trotzdem rauchten meine beiden Kameraden während des Schießens behaglich ihre Pfeife.

Auf einmal wurde S. durch einen Fleischschuß verwundet. Ich versprach ihm, ihn rächen zu wollen, und setzte die Schießerei fort. Auf einmal hatte ich das Gefühl, als ob mir jemand mit der Keule auf den Kopf schlüge, und fiel wohl in den Graben hinein. Dort nahm ich den Helm ab, den das Geschoß zweimal glatt durchschlagen hatte, und fing an tüchtig zu bluten. Mein Kamerad verband mich mit seinem Verbandpäckchen, so daß die Bluterei bald nachließ. Dann gab er mir seinen eigenen Mantel, seinen Kopfschützer und seine Mütze; meine eigenen Sachen waren alle bei dem Rucksack zurückgeblieben und für mich verloren. Ich werde dem lieben Kameraden dafür stets dankbar sein. Ich blieb bis zur Dunkelheit im Graben, also noch etwa fünf Stunden. Dann ging ich unter dem Schutz einer Gefechtspatrouille rückwärts zum Verbandplatz und war sehr froh, als ich aus dem Bereich des Strichfeuers gekommen war.“

Der jüngste Gardefreiwillige.
Beim Garderegiment Königin Augusta in Berlin trat als 15jähriger Kriegsfreiwilliger Hans v. Minning ein, der, mutterlos, durchaus seinem im Felde stehenden Vater nachfolgen wollte.

Ließ auch der deutsche Druck auf der ganzen Linie um Ypern nie nach, so spielte sich der Kampf entsprechend der unübersichtlichen Natur des Geländes doch mehr in einzelnen systematisch Hand in Hand gehenden Unternehmungen ab, die räumlich oft nicht sehr ausgedehnt waren, dafür aber um so erbitterter ausgekämpft wurden. Eine große Rolle spielte da der Kampf um die im Halbkreis um Ypern liegenden Ortschaften, die vom Feind mit allen Mitteln zu starken Stützpunkten ausgebaut worden waren, aber nacheinander von den Deutschen erstürmt wurden. Von der Furchtbarkeit dieser Straßen- und Häuserkämpfe vermittelt folgender Feldpostbrief eines deutschen Offiziers einen lebhaften Eindruck:

„Nachdem wir uns schon einige Stunden mit den Engländern herumgeschossen hatten, schien es endlich, als ob sie genug bekommen hätten; denn ihr Feuer wurde immer matter, so daß wir Schritt für Schritt vordringen konnten. Vor uns lag ein Dorf, das zu erreichen und uns darin festzusetzen unser höchstes Bestreben war. Meine Kompagnie drang von rechts her durch ein kleines Wäldchen gegen das Dorf vor, das

anscheinend nicht besetzt war. Von links über das freie Feld, das zudem noch von verschiedenen Wassergräben durchzogen war, kamen zwei Kompagnien vom Schwester-regiment. Schon seit einer Viertelstunde hatte der Gegner ganz aufgehört zu schießen, und wir konnten annehmen, daß er sich hinter die Höhen, die das Dorf begrenzten, zurückgezogen habe.

An der Spitze meines Zuges drang ich in die Dorfstraße ein, wo gleich am Eingang des Ortes ein alleinstehendes Haus meine Aufmerksamkeit erregte. Alle Fensterläden in dem Hause waren geschlossen, nur ein Fenster im Untergeschoß stand offen, und in diesem lehnte ein altes Weib, das uns, wie mir vorkam, mit teuflischer Bosheit entgegensah. Trotzdem ging ich hin und fragte höflich, ob Franzosen oder Engländer im Dorfe seien. Wie vorauszusehen war, lautete die Antwort verneinend, und eben wollte ich den Befehl zum Durchsuchen der Häuser erteilen, als aus dem Haus, vor dem wir gerade standen, mehrere Schüsse krachten, und zwar just aus dem Zimmer, an dessen Fenster die Alte, die jetzt natürlich verschwunden war, gelauert hatte. Zwei meiner Leute sanken getroffen zu Boden. Ich selbst wurde durch einen Schuß in den linken Oberarm verwundet. Und jetzt ging's auch aus den andern Häusern los, ein mörderisches Feuer von allen Seiten. Der hinterlistige Angriff hatte zur Folge, daß meine Leute erst zurückfluteten, dann aber, von einer beispiellosen Wut gepackt, desto wilder vorgingen. Im Nu waren an dem ersten Hause die Türen eingeschlagen, — und wer stand in der Stube mit aufgehobenen Händen? Natürlich Engländer! Die Feiglinge konnten wohl aus dem Hinterhalt schießen, aber die Folgen ihres hinterlistigen Tuns wollten sie nicht auf sich nehmen. Mitten unter ihnen stand das alte Weib, eine echt flämische Hexe, gleichfalls mit aufgehobenen Händen, laut jammernd.

Nachdem wir die Leute gefangengenommen und untergebracht hatten, ging's im Marsch-Marsch weiter; denn unsere Leute waren in höchster Bedrängnis. In allen Häusern steckten Engländer. Unsere Verluste häuften sich, und vom Nordrande brachen englische Verstärkungen in das Dorf. Es war die reinste Hölle. Die Geschosse summten wie ein Hornissenschwarm; zudem standen wir meist ungedeckt einem gut gedeckten Gegner gegenüber. Haus für Haus, Scheune für Scheune wurde genommen, verloren, genommen. Messer, Bajonett, Kolben, Revolver, Fäuste wüteten gegeneinander. Ich sehe noch jetzt ein Bild vor mir, das aus dem Qualm und Pulverdampf mir geradezu in die Augen stach, so daß ich im wütenden Ringen wie gebannt stehen blieb. Einer meiner Leute, der mir schon oft wegen seiner Gewandtheit und Kraft aufgefallen war, hatte sich in einen regelrechten Boxkampf mit einem breitgebauten, stiernackigen Engländer eingelassen. Wie es kam, ich weiß es nicht, genug, keiner von beiden hatte eine Waffe in der Hand, nur mit den Fäusten hieben sie aufeinander los. Das brutale Gesicht des Engländers war rot angelaufen, während mein Unteroffizier, der, wie ich aus einzelnen Worten entnahm, mit denen er den Gegner zur höchsten Wut aufstachelte, auch Englisch sprechen konnte, kalt lächelnd seine Hiebe austeilte. Während ich noch stehe und auf das seltsame Bild starre, höre ich rechts und links von mir in deutscher und englischer Sprache Ermunterungsrufe, und wie ich mich aufraffe und den Blick wandern lasse, sehe ich eine Gruppe von Leuten, wohl fünfzehn, Deutsche und Engländer, die gleich mir dem Zweikampf zusehen und im Schauen das blutige Ringen ringsum vergessen haben. Mich wundert nur, daß bei den Engländern nicht gewettet wurde; denn sie befanden sich in einer leidenschaftlichen Aufregung, während unsere Leute wie gebannt hinschauten. Zwei, drei Minuten wohl dauerte der Kampf, dann hatte der Engländer genug."

Einen erklecklichen Fortschritt in der Richtung auf Ypern bedeutete nach der Eroberung von Becelaire die Erstürmung der südöstlich der Stadt gelegenen Stützpunkte Zandvoorde, Schloß Hollebeke und Warnbeke, von der der deutsche Tagesbericht vom 31. Oktober 1914 berichtete. Beim Kampf um Zandvoorde waren hauptsächlich deutsche Jäger gegen englische Gardehusaren beteiligt, wobei letztere trotz tapferster Gegenwehr den kürzeren zogen. Im Ort selbst kam es noch zu einem stundenlangen Straßenkampf, in dem sich die Engländer als treffliche Schützen und sehr geschickt in der Ausnützung natürlicher Deckungen, freilich auch als hinterlistig erwiesen. Es mußte deutscherseits schließlich Artillerie herangezogen werden, die auf nächste Entfernung die Verhaue und die vom Feind besetzten Häuser unter Feuer nahm und so dem Straßenkampf ein Ende machte.

Langsam, aber stetig schritt der deutsche Angriff auf Ypern trotz hartnäckigsten Widerstandes vorwärts. Der Tagesbericht vom 3. November 1914 meldete eine Beute von 2300 Gefangenen, meist Engländern, und mehreren Maschinengewehren. Eine herzerhebende Kunde wurde am 11. November 1914 bekanntgegeben:

Westlich von Langemarck drangen junge Regimenter unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles!" gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französische Linieninfanterie wurden gefangen und sechs Maschinengewehre erbeutet.

Der „Times"-Berichterstatter hebt aus diesem Kampf folgende Episode hervor, ohne freilich sich über den Ausgang auszulassen:

„Als es dunkel wurde, hörte das Kanonengebrüll auf, und plötzlich erdröhnte ein scharfes Pfeifen. Im Nu stand das Gestrüpp, welches vorher mit Petroleum begossen worden war, in Flammen. Über die Landschaft verbreitete sich eine helle Glut, und massenhaft sprangen deutsche Soldaten aus einem Rübenfeld hervor, das etwa 400 Meter von unseren Schützengräben entfernt lag. Singend und unter Hörnerschall stürmten sie heran gegen die englischen Stellungen. Sie glaubten, die Engländer überrumpeln zu können, aber diese waren nicht unvorbereitet und eröffneten ein schreckliches Feuer. Der Kampf wurde schließlich zum Handgemenge und bot beim Licht des brennenden Gestrüppes einen gespensterhaften Anblick."

Was hier die neugebildeten, größtenteils aus Kriegsfreiwilligen bestehenden deutschen Formationen vollbrachten, war eine große Überraschung für die Feinde. Ihre Presse, insbesondere die französische, war nicht müde gewesen, zu verkünden, die Deutschen seien zu keiner entscheidenden Anstrengung mehr fähig, die alten Truppen seien durch die erlittenen Verluste demoralisiert, die herbeigeführten Verstärkungen minderwertig, schlecht ausgerüstet, mißmutig, ohne Offiziere. Da bewies die deutsche junge Mannschaft durch die Tat, daß sie den alten französischen Linienregimentern, den Kerntruppen des französischen Heeres, überlegen war. Singend und jubelnd trotzte sie dem Tod wie ihre Kameraden auf Polens Gefilden und

heftete den Sieg an ihre Fahnen. Selbst die „Times“ konnte nicht umhin, den deutschen Heldenmut anzuerkennen, wie überhaupt die Engländer sich immer wieder als die nüchternsten Betrachter und Beurteiler unter den Feinden Deutschlands erwiesen. Der Kriegsberichterstatter des englischen Blattes schreibt:

„Welche Zerstörungen auch immer in den Reihen unserer Feinde angerichtet werden, es muß doch zugegeben werden, daß die preußische Kriegsmaschine, die nach der striktesten Disziplin arbeitet, ganz bemerkenswerte Resultate erzielt hat. Die Deutschen sind bis zum heutigen Tage imstande gewesen, stets ihre Verluste wieder gut zu machen und darin fortzufahren, die Lücken mit neuen Leuten auszufüllen und die größten Streitkräfte in den verschiedensten Richtungen hin zusammenzuziehen. Es ist

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Algerische Schützen auf dem Marsch zur Front.

richtig, daß ein beträchtlicher Teil der neu gegen die Engländer ins Feld geführten Truppen kurz ausgebildet und noch ganz junge Leute sind. Aber immer bleibt die Tatsache bestehen, daß diese schlecht Ausgebildeten nicht gezögert haben, gegen ausgezeichnet ausgebildete englische Truppen vorzugehen. Trotz des Mangels an Offizieren und trotz der geringen Erfahrung stehen Knaben im Alter von 16 und 17 Jahren unter den Kanonen, und sie marschierten mutig gegen unsere Flinten, die den Tod über sie streuten. Das ist die Wirkung einer hundert Jahre alten nationalen Zucht. Daß die Leute, die dieser Zucht unterworfen sind, die Opfer einer autokratisch-militärischen Kaste sind, ändert die Tatsache nicht, daß sie diese Zucht sich selbst als notwendig angeeignet haben, um die nationalen Ideale zu verwirklichen. Wie verschiedenartig auch die Elemente sind, aus denen das Deutsche Reich zusammengesetzt ist, so haben sie sich dennoch zusammengeschmiedet, um für die nationale Existenz zu kämpfen, und ihre Handlungen beweisen, daß das „Deutschland über alles“ kein leeres Wort ist.“

Geradezu glänzend sind die Urteile, welche englische Offiziere, die aus eigener Erfahrung sprechen konnten, in englischen Zeitungen über die deutschen Truppen abgaben. Ein Major eines englischen Hochländerregiments schreibt der „Times", nachdem er sich zunächst darüber beklagt hat, daß man in England ruhig Fußball spiele und die Leute an der Front sich aufreiben lasse, folgendes:

„Ich tadle auf das äußerste unsere heimatlichen Zeitungen, die immer wieder sagen, die Deutschen könnten nicht zielen, sie liefen weg und ihre Armee sei aus alten Leuten und Knaben zusammengesetzt. Solche Dinge sind nicht wahr, und wenn sie wahr wären, dann fechten ihre alten Männer und ihre Knaben ganz wundervoll gut. Man sagt, daß die Derwische von Atbara tapferer waren, als die Zivilisation es zuließ. Die Deuschen sind noch schwerer aus ihren Laufgräben herauszuholen als diese. Wir stehen gegen eine verteufelt gute Armee, und es wird uns viel Zeit kosten, sie zu brechen. Einzelne unserer Regimenter sind sehr bös mitgenommen worden. Wenn es in der jetzigen Spannung weitergeht, so werden wir gefährlich nahe an die Grenze kommen, wo unsere Energie nachläßt."

Ein anderer englischer Offizier, der eine Brigade befehligt, schildert die verheerende Wirkung der deutschen Artillerie auf seine Schützengräben und fährt dann fort:

„Es ist mir widerlich, in den englischen Zeitungen die Erzählungen von der Minderwertigkeit der Deutschen als Soldaten zu lesen. Glauben Sie bitte kein Wort davon! Sie sind glänzend in jeder Weise: ihr Mut, ihre Wachsamkeit, ihre Organisation, ihre Ausrüstung und ihre Führung sind so gut wie nur irgend möglich, und niemals haben andere Truppen sie übertroffen. Sie kommen in Massen gegen unsere Laufgräben und Maschinengewehre, und immer wieder erscheinen sie, und sie bleiben niemals ruhig, sondern immer in der Offensive. Ich bin voll Bewunderung für sie, und allen andern, die sie kennen, geht es ebenso. Es ist schade, daß solch ausgezeichnete Soldaten sich so schlecht in Belgien betragen haben, — daß sie sich schlecht betragen haben, steht außer Zweifel —, aber in den Gebietsteilen, durch die ich gekommen bin, habe ich nichts davon gesehen."

Deutscherseits erkannte man in dem englischen Soldaten ebenfalls einen nicht zu unterschätzenden Gegner. Es befinden sich unter ihnen Leute mit Dienstzeiten bis zu zwölf Jahren, die schon manchen Strauß in den Kolonien mitgemacht haben. Ihre Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung ist vortrefflich. Die eroberten englischen Schützengräben erwiesen sich als gespickt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens; es fanden sich darin Schinken, Käse, Weißbrot, alle möglichen Konservenbüchsen, Zigaretten, Zigarren, nicht zu vergessen Rasierzeuge. Auch die Disziplin der Engländer läßt nichts zu wünschen übrig und wird auch in der Gefangenschaft aufrecht erhalten, im Gegensatz zu den Franzosen, bei denen sich in dieser Lage die Rangunterschiede meist verwischen. Daß das englische Söldnerheer, wenn es auch noch so vortrefflich geschult und ausgerüstet ist, dem gut ausgebildeten und von vaterländischem Geist getragenen deutschen Volksheer nicht gewachsen ist, zeigte sich vor allem im Bewegungskrieg. Im Stellungskampf in dem für die Verteidigung geradezu idealen Gelände Flanderns kommt die dem englischen Soldaten eigene Zähigkeit und erfindungsreiche Ausnützung natürlicher Umstände vorteilhaft zur

Geltung. Mit Vorliebe nisten sich die Engländer in Gebüsch, Wäldchen, Strohhäufen, Schobern, kleinen, vereinzelten Bauernhäuschen oder zugedeckten Erdlöchern ein, und wurden durch ihr unsichtbares, verblüffendes Feuer den Deutschen oft recht unangenehm. Die deutsche Artillerie schoß darum auf solche Erfahrungen hin vor dem Angriff grundsätzlich alle derartigen Verstecke zusammen, und es war dann oft eine Lust zu sehen, wie die Engländer Hals über Kopf herausliefen. Diese altgedienten Mannschaften, die ein Heer von Unteroffizieren darstellen, bilden einen ausgezeichneten Rahmen für die Nachschübe jüngerer, weniger gut ausgebildeter Mannschaften, die dann unter der Anleitung ihrer kriegserfahrenen Kameraden wegen ihrer meist guten sportlichen körperlichen Vorbildung verhältnismäßig rasch gute, zuverlässige Soldaten werden. Die schweren Verluste an alten Kerntruppen, die die Engländer gleich zu Beginn des Krieges erlitten, rissen naturgemäß unersetzliche Lücken und hatten zur Folge, daß mit der Zeit der Wert des englischen Heeres von seiner ursprünglichen hohen Stufe herabsank.

Indische Infanterie.

Ein Schandfleck auf der militärischen Ehre Englands ist es, daß seine Infanterie Dum-Dum-Geschosse verwendet. Nicht ihre ganze Munition ist Dum-Dum, aber ein Teil, und auch dieser ist es nicht offen. Es handelt sich dabei um eine durch ein besonderes Zeichen gekennzeichnete Patrone, die äußerlich ganz den normalen gleicht, indem ein einheitlicher Stahlmantel den Kern des Geschosses umgibt. Dieser besteht aber aus zwei nicht miteinander verbundenen Teilen, einer Aluminiumspitze und dem eigentlichen Bleikern. Schlägt nun ein solches Geschoß schräg oder auf einen Knochen oder sonst einen harten Gegenstand auf, so schiebt sich der hintere, schwerere, weichere Bleiteil über den leichteren, härteren Aluminiumteil, sprengt den Mantel oder trennt sich auch ganz los, wodurch furchtbare Wunden entstehen. Die englischen Soldaten richten nun aber für den Nahkampf dieses Geschoß vielfach auch zu einem offenen Dum-Dum-Geschoß zu, indem sie vermittels einer am Gewehrschloß befindlichen Oese, in die die Spitze der Patrone genau hineinpaßt, die Aluminiumspitze mit geringer Mühe durch einen Druck abbrechen. Sowohl von dem maskierten wie dem fertigen Dum-

Dum-Geschosse wurden große Massen in englischen Schützengräben erbeutet. Die englischen Soldaten wissen auch sehr genau, daß ihre Geschosse dem Kriegsrecht zuwiderlaufen. Oft gaben englische Gefangene, die fürchteten, von den Deutschen wegen der Verwendung von Dum-Dum-Geschossen zur Rechenschaft gezogen zu werden, ungefragt die Versicherung: „No Dum-Dum!"

Als die deutschen Stellungen weit genug an Ypern herangeschoben waren, wurde die Stadt unter das Feuer der schweren Geschütze genommen. Zehn bis zwanzig Granaten fielen in der Minute und explodierten mit furchtbarer Kraft. Der westliche Stadtteil ging bald lichterloh in Flammen auf und wurde in einen

Indische Proviantkolonne im Winterschnee Flanderns. Phot. Leipziger Pressebüro.

Schutthaufen verwandelt. Ein starker Wind fachte die Flammen an und verbreitete das Feuer schnell über die vielfach aus Holz erstellten Häuser. Auch deutsche Flieger bombardierten die Stadt mehrfach. Die Einwohnerschaft hatte die dem Untergang geweihte Stadt schon vorher geräumt.

Von Mitte November 1914 an setzte regnerisches und stürmisches Wetter ein. Die Gräben konnten nur mit großen Anstrengungen besetzbar gehalten werden; der Boden wurde unergründlich und erschwerte Truppenbewegungen und Geschützbeförderung ungemein. So kam es während des ganzen Winters zu keinen größeren Operationen mehr vor Ypern.

Die farbigen Hilfsvölker der Franzosen und Engländer.

Der deutsche Tagesbericht vom 2. November 1914 meldete erstmals die Anwesenheit von Indern in den feindlichen Reihen. In der Heranziehung farbiger Hilfsvölker waren die Franzosen ihren Bundesgenossen längst vorausgegangen. Schon 1870/71 hatten sie ihre Kolonialtruppen zur Verteidigung des Heimatlandes vom nahen Afrika herübergeschafft. Auch diesmal wieder veranstaltete die Republik eine Schau von Afrikanern auf Frankreichs Boden, von denen die nach einem Rettungsanker ausschauende französische Öffentlichkeit in echt romanischer Überschwenglichkeit sich wahre Wunder versprach, bis die Tatsachen auch diese Hoffnungen zuschanden machten. Die Verwendung dieser zum Teil noch halbwilden Horden zum Kampf gegen Weiße ist eine eigenartige Illustration zu der Behauptung des französischen Präsidenten Poincaré, Frankreich kämpfe für die Erfüllung seiner Säkularmission der Zivilisation und Befreiung. Gegen die Deutschen war eben jede Hilfe recht; da gab es keinen europäischen Rassestolz mehr. Der ermordete Sozialist Jaurès brandmarkte einst die als Ersatz für das infolge des andauernden Geburtenrückgangs bewirkte zahlenmäßige Zurückbleiben des französischen Heeres hinter dem deutschen in großem Maßstab vorbereitete Heranziehung von Farbigen im Falle eines europäischen Krieges mit den Worten: „Jeder wahre Franzose muß vor Scham erröten, wenn er sieht, daß solche Horden zur Verbreitung der französischen Kultur und zur Verteidigung des Vaterlandes herbeigerufen werden sollen.“ Ungehört verhallte auch die Warnung des englischen Satirikers Shaw, der schrieb: „Die westeuropäische Kultur ist jetzt damit beschäftigt, Selbstmord zu begehen durch Einfuhr asiatischer und afrikanischer Horden.“

Am brauchbarsten erwiesen sich von den afrikanischen Truppen Frankreichs auf dem europäischen Kriegsschauplatz noch die Senegalschützen, Neger, die sehr gute Veranlagung fürs Schießen haben und brav ins Zeug gehen. Aus den mohammedanischen Einwohnern Algeriens und Tunesiens rekrutieren sich die Turkos und Spahis, die sich weniger gut schlagen. Mit ihren breiten Pluderhosen und den grellen Farben ihrer Uniformen machen sie einen phantastischen Eindruck. Die leichten Spahis eignen sich mit ihren ausdauernden arabischen Pferden allenfalls zu Aufklärungsdiensten. Sie sind mit Karabinern und schweren geschweiften Säbeln bewaffnet. Beritten sind auch die Chasseurs d'Afrique, die bekanntlich gleich zu Beginn des Kriegs im Elsaß sich empfindliche Schlappen zuzogen. Die Zuavenregimenter setzen sich schon länger nur noch aus weißen Franzosen zusammen.

Hündisch im Unglück, aber Teufel beim Sieg, verschärften diese jeglichen Kulturbewußtseins baren Naturvölker die Grausamkeiten des Krieges ungemein. Über ihre bestialischen Schandtaten liegen viele Zeugnisse vor. So erzählt ein französischer Offizier in seinem in deutsche Hände gefallenen Tagebuch, ein in seine Kompagnie eingereihter Marokkaner habe 16 abgeschnittene Ohren in seinem Brot-

beutel gehabt, und ein anderer sei nur schwer zu bewegen gewesen, sich von seiner Siegestrophäe, dem abgeschnittenen Kopf eines Deutschen, zu trennen. Ähnlich berichtet ein spanischer Kriegsberichterstatter, er habe an den Wagen eines verwundete Turkos und Senegalesen befördernden Eisenbahnzugs Ohren und Hände von gefallenen Feinden angenagelt gesehen.

Die Engländer, die sich 1870/71 noch entrüsteten, daß die Franzosen Wilde gegen Europäer verwendeten, haben unterdes umgelernt. Zuletzt hatten sie gegen die Buren Inder herangeführt. Nun geschah das in großem Maßstab. Die Engländer bewiesen so auf eine sehr bequeme Art mit fremdem Blute ihre Opferwilligkeit gegenüber den Franzosen nach dem alten Grundsatz, bei einem von ihnen geführten Krieg die Knochen der eigenen Landsleute möglichst zu schonen. Bei dem Entschluß Englands, die Inder auf dem europäischen Kriegsschauplatz als Kanonenfutter zu verwenden, wirkte noch ein weiterer egoistischer Grund mit. In Indien gärt es bedenklich, und die Träger dieser englandfeindlichen Bewegung sind die Mohammedaner. Unter den nach Frankreich gesandten indischen Kriegern befinden sich aber zahlreiche Mohammedaner, deren sich England auf diese Weise entledigt hat. Über die Ankunft und Ausschiffung der ersten indischen Truppen in Marseille schreibt eine englische Zeitung:

„Es war ein prächtiges Bild, als die Prinzen der Sikhs und Gurkhas aus dem Pandschab und Belutschistan mit ihren mit Edelsteinen besetzten Turbanen auf ihren Vollblutpferden längs der berühmten Cannebière hin ritten. Fenster, Balkone und Dächer waren mit Menschen besetzt, die die Truppen mit Blumen bewarfen. Die Menge befestigte die französische Trikolore und Blumen auf den Tuniken der Indier. Viele Frauen warfen ihnen Kußhände zu."

Im Stile Lord Curzons, des einstigen Vizekönigs des Indischen Reichs, der im Geiste schon die Lanzen der indischen Reiter Unter den Linden blitzen und die Parks von Potsdam von indischen Truppen bevölkert sah, ist auch folgender unfreiwillig komisch wirkender Lobgesang auf die indischen Truppen gehalten, den der Berichterstatter der „Daily Mail" aus Marseille sandte:

„Von kleinen Gurkhas bis zu gigantischen Sikhs gab es alle Typen kräftiger Männlichkeit. Kein einziger Inder, der den Fuß auf französischen Boden setzte, machte sich Gedanken darüber, weshalb er in den Krieg zog. Das Motiv dieser Truppen war jetzt wie vor tausend Jahren: Tod oder Sieg! Die französischen Offiziere sprechen ihr Erstaunen aus über die bewundernswerte Genauigkeit bei der Landung. Nicht weniger bewundern sie es, daß die weite Reise von Indien die Soldaten nicht mehr geschwächt hat, so daß sie jetzt leichten Fußes an Land springen können, bereit, augenblicklich zur Front abzugehen. Mancher schwarzbärtige riesenhafte Sikh sieht tief bekümmert aus bei dem Gedanken, daß der Krieg vielleicht vorbei sein wird, bevor er Gelegenheit bekommt, sich auf den Feind zu stürzen. Als die dunklen Gurkhas in die Marseillaise einstimmten und sie auf ihren verschiedenen orientalischen Instrumenten begleiteten, drängten sich die Menschenmassen wie eine Mauer um sie. Obgleich die Inder erst ein oder zwei Stunden in Europa waren, nahmen sie sehr schnell die Sitten des Westens an."

Die indischen Truppen setzen sich vor allem aus Gurkhas, Sikhs und Pathans zusammen. Die Gurkhas sind ihrer Rasse nach Mongolen und bekennen sich zum Brahmaismus. Sie sind ein untersetzter, muskulöser, etwas phlegmatischer Menschenschlag und werden wegen ihrer Zähigkeit und Kaltblütigkeit als tüchtige Soldaten geschätzt. Die Sikhs, eine Kriegersekte, sind wohl der schönste Typ Asiens. Sie sind voll Ruhe, Entschlossenheit und stolzem Selbstbewußtsein, durch Instinkt und Tradition die geborenen Soldaten. Pathans ist ein Sammelname für jene wilden Gebirgsvölker an der Grenze von Afghanistan, die Blutdurst und Lust an Grausamkeiten nicht zur Ruhe kommen lassen. Sie sind dem Engländer als treulos und hinterlistig bekannt, und doch kann er sie wegen ihrer tollkühnen Tapferkeit nicht entbehren, denn die Zahl der kriegerisch veranlagten Stämme Indiens ist nicht groß. Es handelt sich bei den indischen Hilfsvölkern um ein viel besseres

Eine Blütenlese gefangener exotischer Hilfstruppen: Inder, Turkos, Zuaven, Marokkaner und Senegalneger.

Menschenmaterial im Vergleich mit Frankreichs afrikanischen Wüstensöhnen. Das Klima vertragen sie etwas besser als diese, unter denen die Unbilden des Winterwetters schrecklich aufräumten, und die teilweise wieder zurücktransportiert werden mußten. Zwar gehört Indien zu den heißesten Ländern der Welt, doch handelt es sich bei den nach Frankreich verpflanzten indischen Soldaten zum Teil um abgehärtete Bergbewohner. Andere wieder, wie die Sikhs, entstammen dem Pandschab, der heißesten Gegend Indiens, und sind dem kalten Winter nicht gewachsen. Gewaltige Schwierigkeiten verursacht auch die Verpflegung der indischen Truppen. Die Gurkhas essen nur Ziegen- und Lammfleisch, aber auch nur dann, wenn das Tier vermittels Durchschneiden des Halses geschlachtet worden ist. Der Sikh dagegen hält streng daran fest, daß das Tier durch einen Schwerthieb in den Nacken getötet wird. Die Mohammedaner essen Rindfleisch, was natürlich den Anhängern Brahmas, bei denen das Rind heilig ist, ein Ärgernis ist. Diese rituellen Vor-

schriften spielen eine sehr große Rolle; kann nicht nach ihnen verfahren werden, so hungert der Inder lieber. Die strenge Befolgung des Ritus und der dem indischen Soldaten eigene Stolz, der ihm jede andere Arbeit als die zum Kriegshandwerk gehörige verbietet, bringt es mit sich, daß ein großer Troß von Hilfsmannschaften, die für die Bedienung und den Unterhalt der Truppen sorgen müssen, den indischen Truppen folgen. Bei einzelnen berittenen Regimentern steigt die Zahl dieser Troßknechte bis auf 800 Mann. Die Verschiedenheit der Stämme, der durch den Kastengeist und die verschiedenen Religionsbekenntnisse bestehende Haß zwingt die indische Militärverwaltung, die einzelnen Regimenter immer aus gleichen Mannschaften zusammenzusetzen. Interessant ist es, daß es den Indern in ihrem Heimatlande nicht gesagt worden ist, gegen wen sie kämpfen sollten. Sie wurden mobil gemacht, dann mit der Bahn verladen, von der Endstation fort auf die Schiffe gebracht und dann abgesandt. Auch in Ägypten hielt man sie fern von aller anderen Bevölkerung, und erst in Marseille sprach es sich unter ihnen herum, daß es gegen die Deutschen gehe. Sie wurden bald darauf in die Schützengräben eingeschoben, wobei man jedoch darauf achtete, die indischen Regimenter zu trennen und in die englischen und französischen einzuschieben. Jetzt wurde ihnen auch mitgeteilt, daß sie sich nur auf Befehl der englischen Offiziere jemals ergeben dürften, sowie daß die Deutschen jeden gefangenen Inder in der schrecklichsten Weise vom Leben zum Tode beförderten. Hieraus erklärt sich die verhältnismäßig geringe Anzahl gefangener Inder, da diese, wenn die englischen Offiziere gefallen sind, einfach bis zur Vernichtung weiterkämpfen. Die Nachricht von der Verkündigung des Heiligen Kriegs suchten die Engländer natürlich mit allen Mitteln von den indischen Truppen fernzuhalten. Sie drang aber durch Flugblätter, welche die deutschen Flieger über den indischen Linien herabwarfen, doch zu ihnen, was zur Folge hatte, daß da und dort sich Überläufer in großen Scharen einstellten. Auch die algerischen Truppen wurden seit der Verkündigung des Heiligen Krieges nicht mehr in größeren Verbänden verwandt. Daß die deutschen Truppen auch mit diesen neuen nicht zu unterschätzenden Gegnern fertig werden, sei folgendem in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichten Feldpostbrief entnommen:

„Heute hatten wir zum erstenmal gegen die Inder zu kämpfen, und weiß der Teufel, das braune Lumpenpack ist nicht zu unterschätzen. Wir alle sprachen zuerst mit Geringschätzung von den Indern, und unsere Meinung war auch sehr begreiflich, wenn wir die Jammergestalten besahen, die so oft als Gefangene an uns vorübergeführt wurden. In Lumpen gehüllt, frierend wie die Schneider, mit blaugefrorenen Nasen und eingezogenen Schultern schlichen sie daher, so daß die tollsten Witze über die Mußbundesgenossen der Franzosen gerissen wurden. Heute nun lernten wir die Bande von einer anderen Seite kennen. Wir lagen schon seit drei Tagen unter dem ununterbrochenen Geschützfeuer der Engländer in unsern Schützengräben und hatten Mangel am Nötigsten, denn nur des Nachts war es möglich, uns zu verproviantieren. Wasser hatten wir genug, über uns und unter uns, so daß wir die schönsten Freibäder nehmen konnten.

Notlandung deutscher Flieger in Feindesmitte.

Nach einer Originalzeichnung von C. Liebich.

Durst litten wir demgemäß nicht, desto mehr aber Hunger. Die Engländer schienen ein diabolisches Vergnügen daran zu haben, uns mit Granaten zu bewerfen. Gottlob wurde nur sehr wenig Unheil angerichtet, und wir fühlten uns im großen und ganzen gar nicht mal so ungemütlich in unsern Erdlöchern; wenn eben genügend zu futtern dagewesen wäre, hätten wir kaum geklagt. Nachdem es nun, wie gesagt, drei Tage lang Granaten geregnet hatte, den himmlischen Regen gar nicht gerechnet, dachten die Briten wohl, wir wären jetzt ziemlich aufgeweicht und in Brei aufgelöst. Deshalb hatten sie uns den Besuch ihrer braunen Bundesgenossen zugedacht, die uns mit Haut und Haar auffressen sollten. Unter einem furchtbaren Gebrüll, gegen das unser Hurrarufen wie das Wimmern von Säuglingen klang, sprangen Tausende von braunen Gestalten auf uns zu, und zwar so plötzlich, wie aus dem Nebel herausgespien, daß wir im ersten Augenblick vollständig überrascht waren. Schnell waren wir jedoch gefaßt,

Englische Handgranaten in einem eroberten feindlichen Schützengraben bei Ypern.

und das Gewehr in der Faust erwarteten wir den Angriff in aller Ruhe. Gar zu kriegerisch war der Anblick der anstürmenden Horden nicht, besonders für unsere militärisch geschulten Augen, denn die brüllende, heulende, herantanzende und wild die Waffen schwingende Horde wirkte eher komisch wie beängstigend. Auf 100 Meter ließen wir sie herankommen, dann eröffneten wir ein rasendes Schnellfeuer, das Hunderte wegmähte. Doch des ungeachtet drangen die anderen vor, vorschnellend wie die Katzen und mit beispielloser Gewandtheit über die Hindernisse wegturnend. Im Nu waren sie in unseren Schützengräben, und wahrlich, die Braunen waren keine zu verachtenden Gegner. Mit Kolben, Bajonett, Säbel und Dolch wurde jetzt aufeinander losgehauen und gestochen, und wir hatten bitter harte Arbeit, die uns erst durch im Laufschritt herbeieilende Verstärkung erleichtert wurde. Dann aber warfen wir die Kerle zu den Schützengräben hinaus und zwar so, daß ihnen Hören und Sehen verging. Wir

gingen dann natürlich weiter vor und verfolgten den Feind bis in seine eigenen Schützengräben hinein. Bei unserem Vorgehen begingen wir den Fehler, die verwundeten oder sich tot stellenden Inder nicht unschädlich zu machen, indem wir ihnen die Waffen abnahmen; denn kaum waren wir hinter dem fliehenden Feinde 100 bis 150 Meter hergerückt, als wir auch schon von hinten Feuer bekamen, das viele der Unsrigen fällte und uns an noch tatkräftigerer Verfolgung der andern hinderte. Die Wut, mit der wir zurückgingen und über die heimtückische Bande herfielen, ist nicht zu beschreiben. Ein heimtückischeres Volk habe ich noch nie kennen gelernt; schon das schlangengleiche Herankriechen und plötzliche Vorschnellen ist unheimlich. Noch schlimmer ist dieses „sich tot stellen“ und hinter dem vorrückenden Feind herschießen oder aufspringen und mit Messer und Dolch in den Reihen des arglos passierenden Gegners wüten. Um so erbärmlicher betragen sich die Kerle in der Gefangenschaft, und hier ist es nun wieder, wo die alte deutsche Gutmütigkeit die Oberhand behält und die gefangenen Inder bemitleidet; denn im Grunde genommen können die armen Teufel ja nichts dafür, daß sie uns gegenüberstehen. Ein eingeborener Offizier sagte uns, daß die indischen Truppen mit Maschinengewehren durch die Engländer vorgetrieben würden, und daß große Mengen von Spirituosen an die Leute verteilt würden. Auch kursieren die tollsten Schauergerüchte bei den indischen Truppen über uns; desto größer ist die Verwunderung, wenn sie bei uns anständig behandelt werden. Sowie der Inder gefangengenommen worden ist, ist er zahm und gutmütig wie ein Kind, weiß der Himmel, was die Engländer für Mittel anwenden, um die Burschen so gemeingefährlich zu machen. Auch sind fast alle Inder mehr oder weniger krank, die meisten husten fürchterlich und frieren ganz erbärmlich.“

Englisches Motor-Maschinengewehr.

Die Erstürmung von Messines und Wytschaete.

Zu gleicher Zeit, als von Nordost und Ost in die feindliche Verteidigungsstellung vor Ypern Bresche auf Bresche geschlagen wurde, so daß der ursprünglich weit ausgreifende gegnerische Brückenkopf immer enger um die Stadt sich herumlegen mußte, ging auch von Süden und Südosten die Einkreisung dieses wichtigen Stützpunktes des Feindes erfolgreich vor sich. Ende Oktober 1914 wurden aus der Gegend von Lille deutsche Kräfte in der Richtung auf Ypern angesetzt, die zwischen Armentières und Comines die Lys und damit die belgische Grenze überschritten. Ihr erstes Ziel war das zehn Kilometer südlich von Ypern auf einer kleinen Höhe in sonst ebenem Gelände gelegene Städtchen Messines, der Schlüsselpunkt der englisch-französischen Front zwischen Ypern und Armentières, der durch Gräben und Drahtverhaue vor dem Ort, durch Straßenbarrikaden, Häuserbefestigungen und unterirdische Gänge mit vollendeter Kunst zu einem gewaltigen Stützpunkt ausgebaut worden war, auch große Proviantlager barg. Württembergische Regimenter waren es, die nach hartem Ringen, das vom Abend des 31. Oktober 1914 bis gegen Mittag des 1. November dauerte, mit stürmender Hand das Städtchen nahmen, das nach einem aufgefangenen englischen Befehl unter allen Umständen gehalten werden sollte. Einer dieser wackeren schwäbischen Kämpfer schildert im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“ die Eroberung von Messines wie folgt:

„Nachdem wir westlich von Lille die Engländer zurückgeworfen hatten, wurden wir hierher in die Gegend von Ypern gezogen, wo abgesessene Kavallerie von uns in den Schützengräben lag und den Engländern nur mit Mühe standhielt. Bei strömendem Regen lösten wir die Unsrigen in der Nacht ab. Anfänglich blieben wir ruhig in den Gräben liegen, der rechte Flügel war noch zu weit zurück; dann aber gegen Abend gingen wir zum Angriff über, und zwar hatte unser Regiment die Aufgabe, Messines zu nehmen. Unter langsamem Vorrücken kamen wir in die Nacht hinein. Die Engländer schossen, was aus dem Lauf herausging, mit dem Resultat, daß wir wieder ein Stück zurück mußten. Ein weiteres Vordringen in der Nacht bei diesem Höllenfeuer war unmöglich; wir gruben uns ein, mußten aber scharf auf der Wacht sein, um nicht durch einen etwaigen Gegenstoß der Engländer überrumpelt zu werden. Mit Tagesanbruch setzten wir unsern Angriff fort, und mit Hilfe der Artillerie gelang es uns nach hartem Kampf, die Engländer aus ihren Gräben hinaus in die Ortschaft zu werfen. Wir drängten selbstverständlich nach und besetzten den Ostrand von Messines. Hier spielte sich nun ein furchtbarer Kampf ab, in dem uns die Engländer, wenigstens was ihre soldatischen Eigenschaften anbelangt, die höchste Achtung abgenötigt haben. Im Dorfe selbst hatten sie jedes Haus besetzt, die Straßen waren durch meterdicke Barrikaden abgesperrt, die Fenster der Häuser mit Sandsäcken verstopft, die Türen durch Möbelstücke und Steine verrammelt; durch die Wände hatten sie kaum sichtbare Schießscharten gebohrt, jedes Haus war eine kleine, Tod und Verderben speiende Festung. Mitten im Feuer reißen wir eine Bresche in die erste Barrikade und dringen mit aufgepflanztem Seitengewehr in die leere Dorfstraße ein. Links und rechts von uns pfeift tausendfältig der Tod, da und dort stürzt einer. Mit unseren Beilpickeln schlagen wir Löcher in die Hausmauern, durch die wir eindringen und das

W. Braemer, Berlin.

Bayrische Ersatztruppen marschieren in der Abenddämmerung durch eine flandrische Ortschaft in ihre Stellung vor.

Nest ausräumen. So gelingt es uns, etwa fünfzig Meter tief in die Ortschaft einzudringen, bis die nächste Barrikade uns Halt gebietet. Auf einmal erhalten wir von unmittelbar links rückwärts Maschinengewehrfeuer. Hier hilft nichts mehr, alles rettet sich in die Häuser, in die Straßengräben und hinter die Barrikade. Was tun? Zwar einige Häuser erobern wir noch, indem wir wieder die Wände durchbrechen, aber dann ist auch dies nicht mehr möglich: wer sich blicken läßt, wird abgeschossen. Inzwischen ist es Nacht geworden. Haus an Haus mit dem Gegner bringen wir die Nacht zu, von Schlafen natürlich ist wieder keine Rede. Im Schutze der Dunkelheit wird dann ein Geschütz in die Straße geschoben, um so aus allernächster Nähe die Häuser zusammenzuschießen. Als der Tag anbrach, krachte der erste Morgengruß in Gestalt einer Kartätsche in das erste Haus, das krachend und polternd in sich zusammenbrach, das furchtbare Wehgeschrei der darunter begrabenen Engländer mitleidig zudeckend.

Die Ortschaft war nun in unserem Besitz. Aber es galt, sie zu halten. Schuß auf Schuß schoß die schwerste englische Artillerie in das Dorf; saß ein Volltreffer richtig in einem Haus, stürzte dieses in sich zusammen. Hinter jeder Mauer, die irgendwie Schutz bieten konnte, hockten wir dichtgedrängt zusammen. Fortwährend zitterte der Boden unter unseren Füßen, krachten die Granaten mit ohrenbetäubendem Getöse, in der Ortschaft keinen Stein beinahe mehr auf dem andern lassend. Endlich, endlich kam die Nacht und damit die Ruhe, wenigstens vor der Artillerie. Wir hoben vor dem Dorfrand Schützengräben aus, holten aus den verlassenen Kellern einige Flaschen tadellosen Wein, einen Topf Butter, ebenso einen mit Eiern in die Gräben hinein und machten es uns bequem. Zuerst allerdings kümmerten wir uns den Teufel um das Essen und die Engländer mitsamt ihrer Artillerie und schliefen, schliefen endlich nach vier Tagen einmal und zwar so gründlich, daß die Engländer, hätten sie noch genug Angriffsgeist besessen, uns aus unseren Gräben in die ihren hätten tragen können, ohne daß wir etwas bemerkt hätten. Dann aßen wir unseren Butter- und unseren Eiertopf aus trotz allen Artilleriefeuers. Die Nacht endlich brachte uns die ersehnte Ablösung."

War Messines ein Ehrentag der Württemberger, so pflückten sich die Bayern bei dem noch näher bei Ypern gelegenen Wytschaete neue Lorbeeren. Die Kampfbedingungen waren ganz ähnliche wie bei Messines. Über Hecken, Zäune, Verhaue und Drahthindernisse hinweg ging's nach mancher Stockung und unter großen Verlusten zum eigentlichen Sturm auf die Ortschaft, die im mörderischen Straßenkampf erstritten wurde, dann aber vor einem starken englischen Gegenangriff wieder aufgegeben und schließlich nach dem entscheidenden Eingreifen der deutschen Artillerie ein zweitesmal erstürmt werden mußte.

Der Stellungskampf in Flandern.

Mit Beginn des Winters waren in Westflandern am Yserkanal ebenso wie auf der übrigen Westfront die Operationen in einen zähen Stellungskrieg übergegangen, der nur zeitweilig von kleinen Offensivunternehmungen auf beiden Seiten unterbrochen wurde, ohne daß die eigentliche Lage eine wesentliche Änderung erfuhr. Von der Nordsee folgten die beiderseitigen Stellungen bis Steenstraate (8 km nördlich von Ypern) im allgemeinen dem Lauf des Yserkanals, dessen west-

liches Ufer zwischen der See und Dixmuiden an zahlreichen Stellen, zwischen Dixmuiden und Ypern nur bei Drie Grachten von den deutschen Truppen genommen worden war. Zwischen Steenstraate und Oosthoek (4 km südlich von Ypern) sprang die Stellung des Gegners keilförmig über den Kanalabschnitt nach Osten bis zur Straße Passchendaele—Becelaere vor und umschloß in weitem Bogen ein Gebiet, dessen Hauptverbindungen sämtlich in Ypern zusammenlaufen. Dieser von den Franzosen, Engländern und Kolonialtruppen jeder Färbung besetzten Linie lagen die deutschen Stellungen in wechselndem Abstand, im allgemeinen aber sehr nahe gegenüber.

Im Küstengebiet wurden die häufigen Vorstöße des Feindes stets angehalten;

Zerschossenes flandrisches Dorf bei Ypern nach dem Straßenkampf.

es kam hier den ganzen Winter über nur zu ganz unbedeutenden Verschiebungen, die höchstens den Abstand von wenigen Schützengräben ausmachten. Südöstlich von Nieuport gelang es den Franzosen ausgangs Dezember 1914 einen kleinen Erfolg davonzutragen, indem sie durch einen überraschenden Angriff das Gehöft Saint Georges in ihre Gewalt bekamen. Mit Rücksicht auf den Hochwasserstand wurde von einer Wiedereinnahme des völlig in Trümmer geschossenen Ortes abgesehen, in den nur eine einzige, schmale, von der Überschwemmung nicht betroffene Dammstraße führte, die von den französischen und englischen Maschinengewehren bequem bestrichen wurde.

Wie es in der Gegend zwischen Dixmuiden und Ypern aussah, seit der Kampf in den Schützengräben erstarrte, schildert ein belgischer Generalstabsoffizier folgendermaßen:

„Der Landstrich, der fünf bis sechs Kilometer breit die Yser begleitet, ist ein Reich des Todes. Die Häuser liegen fast sämtlich in Trümmern. Nirgendwo gibt's mehr ein Zeichen organischen Lebens, nirgend Bäume, höchstens hin und wieder einen halbverbrannten und zerrissenen Stumpf. Das Ganze ist nur eine unendliche Wüstenei, die, von Wassergräben durchzogen, hier und da noch den gelben Schlamm der Überschwemmung aufweist. Pferdekadaver und gewaltige Löcher in dem braunschwärzlichen Boden, Schützengräben, Unterstände, kleine Zugangswege und unzählige leere Konservenbüchsen, die überall umherliegen, sind die einzigen Spuren, daß Menschen hier gehaust haben. Über der nebelgrauen Landschaft lagern die zerfließenden Wolken der platzenden Geschosse. Man sieht nichts; aber selbst wird man von allen Seiten gesehen. Eine Gruppe von drei Leuten reicht aus, um das heftigste feindliche Feuer auf sich zu ziehen. In der Nacht füllt sich die Dunkelheit mit Schatten. Die Gefährte kommen mit abgeblendeten Lichtern, um Mundvorrat, Munition, Werkzeuge und Baumaterial heranzubringen. Die Ablösungsmannschaften rücken in langen, schweigsamen Linien an und treten in den Kampf gegen einen unsichtbaren Feind."

Von einigen größeren Kampfhandlungen unmittelbar südlich von Ypern, die gegen Mitte Dezember 1914 stattfanden, und deren Erfolg abwechselnd auf französischer und deutscher Seite gewesen sein soll, wissen englische Zeitungen zu melden. So schildert „Daily News" einen deutschen Angriff vom 10. und 11. Dezember 1914 auf das südwestlich von Ypern gelegene Dorf Dickebusch. Das Vorspiel bildete ein vorzüglich gerichtetes, wütendes Granatfeuer der deutschen Artillerie auf die französischen Stellungen. Da die beiderseitigen Schützengräben nur 60 Meter voneinander entfernt waren, mußte sie, um die eigenen Mannschaften nicht zu gefährden, ziemlich hoch zielen und brachte so besonders den in den hintersten Schützengräben liegenden französischen Truppen starke Verluste bei. In der vordersten französischen Reihe drückten sich die Leute an die Wände und konnten in dem Granaten- und Kugelsturm, der über ihre Köpfe hinwegraste, nichts ausrichten. Plötzlich sandten die deutschen Infanteristen einen Hagel von Handgranaten nach der ersten Reihe der französischen Schützengräben. Dann stießen sie in dichten Schwärmen aus ihren Gräben hervor und unternahmen einen gewaltigen Sturm auf die Überlebenden in der ersten französischen Linie. Diese feuerten ihre Gewehre ab. Auf so kurze Entfernung konnte kaum eine Kugel fehlen. Die deutsche Flut wogte hin und her, sie brach sich an den niedergeworfenen Abteilungen der eigenen Mannschaften und rollte dann wieder vorwärts. Die Franzosen hatten nicht mehr Zeit genug, um von neuem zu laden; sie kletterten aus ihren Schützengräben heraus und stürzten mit dem Bajonett auf die Deutschen los. Schließlich mußten sich diese auf ihre Laufgräben zurückziehen. Beim dritten Ansturm erst überwältigten sie die Franzosen und besetzten deren Gräben. Schließ-

lich soll es nach dem englischen Bericht den Franzosen gelungen sein, die Deutschen wieder zurückzudrängen.

Ein ebenso blutiger Kampf fand am 11. Dezember 1914 bei St. Eloi statt, kaum 3 1/2 Kilometer von Ypern entfernt, über den „Daily Chronicle" berichtet. Darnach hatten die Deutschen an diesem Punkt 200 Kanonen versammelt und ließen einen wahren Granatenregen auf die französischen Linien niedergehen. Nach dieser Vorbereitung ging die deutsche Infanterie zum Sturm vor, wurde aber durch das gegnerische Feuer immer wieder aufgehalten. Sechzehnmal wurde der deutsche Angriff wiederholt, immer ohne besonderen Erfolg. Beim siebzehnten

Französischer Schützengraben in Flandern.

Male war der Angriff erfolgreich; die Franzosen wurden in die zweite Verteidigungslinie zurückgetrieben, doch gelang es ihnen angeblich, mit zahlreichen eingetroffenen Verstärkungen vor Einbruch der Nacht das verlorene Gelände wieder zurückzugewinnen. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr schwer.

In Dünkirchen und Calais. Deutsche Luftangriffe.

Als die Deutschen von Ostende aus längs der flandrischen Küste ungestüm vordrangen, schien eine Zeitlang auch schon Dünkirchen, die erste französische Stadt jenseits der belgischen Landesgrenze, eine erstklassige Festung und der vierte Seehafen Frankreichs, bedroht zu sein. Bange Erwartung lastete auf der Stadt.

A. Grohs, M.-Verlag.

Wiederausbau eines gesprengten französischen Schützengrabens.

Die Bevölkerung begann zu fliehen. Aus England kamen wiederholt ganze Geschwader von leeren Schiffen herüber, um das massenhaft aufgestapelte Material zu verladen. Alles war zur Räumung bereit. Die Vorsicht erwies sich dann aber als unnötig. Aber von den Schrecken des Krieges bekam die Festung durch häufige deutsche Fliegerangriffe auch ihr Teil ab. Als das bis dahin größte Flugunternehmen bezeichnete die „Daily Mail“ einen am 10. Januar 1915 ausgeführten Angriff eines deutschen Luftgeschwaders auf Dünkirchen. Der Bericht darüber lautet:

„Vierzehn bewaffnete Zweidecker bildeten die angreifende Macht und kreuzten über der Stadt ungefähr von 11 Uhr vormittags bis 1/24 Uhr nachmittags. Die Glocke läutete zuerst vom hohen Turm der Kirche von Dünkirchen um 11 Uhr, die blaue und weiße Fahne wurde aufgezogen. Dann erschien ein einzelner Zweidecker von Osten. Er war der Aufklärer des Fluggeschwaders. Trotz des warnenden Signals der Kirchenglocken versammelten sich die Bürger auf den Plätzen der Stadt und in den Straßen, um nach den Fliegern über ihren Köpfen zu sehen. Sie waren der Meinung, daß es nur ein einzelner Flieger sei. Jedoch nach einigen Minuten fing die Glocke wieder an zu läuten, und diesmal schwammen fünf deutsche Flugzeuge am klaren Himmel. Ein Flugzeug kam nördlich von der See und vier andere von Osten. Fünf schwebten ungefähr 3000 Fuß über dem Hauptplatz von Dünkirchen. Inzwischen wurden die Kanonen der Forts in Stellung gebracht, und man sah überall um die deutschen Flieger die weißen Wölkchen platzender Schrapnelle. Einer der Zweidecker wandte sich zur Rückkehr. Als die Sonnenstrahlen auf seinen Stahlteilen aufglänzten, kam das Volk aus den Kellern heraus mit lautem Jubel, denn es dachte, der Zweidecker habe Feuer gefangen. Jedoch es kamen immer mehr und mehr Flieger, nicht alle auf einmal, sondern einer nach dem andern, und sie warfen nacheinander ihre Bomben auf die Vorstädte von Dünkirchen, Maclo, Condekerk, Rosendhal und St. Pol herab. Insgesamt wurden 50 Bomben abgeworfen, von denen einzelne Explosivbomben, die anderen Brandgranaten waren. Da kein offizieller Bericht ausgegeben wurde, ist es unmöglich, genaue Ziffern über die Verluste an Menschenleben und die angerichteten Zerstörungen anzuführen.“

Über das bewegte Leben in Dünkirchen, das als Etappenort für die Verbündeten von großer Bedeutung ist, veröffentlicht die „Times“ folgende interessante Schilderung:

„Die Stadt wurde zunächst überströmt von englischen Patrouillen und Marinesoldaten. Die Einwohner mußten sich vertraut machen mit den Londoner Omnibussen, die ganz mit britischen Soldaten gefüllt waren, und man hörte die Straßenjungen häufig das englische Soldatenlied „Tipperary“ singen. Zu Beginn des Oktober verließen die meisten englischen Marinesoldaten die Stadt, um an der Verteidigung von Antwerpen teilzunehmen. Seit dieser Zeit wurde Dünkirchen mehr und mehr belgisch. Nach dem Falle von Antwerpen kamen Tausende von belgischen Bürgern als Flüchtlinge in die Stadt, und bald folgten auch die belgischen Truppen. Dünkirchen wurde eines der militärischen Depots des belgischen Heeres. Der kampffähigste Teil des Heeres setzte sich an der Yser fest, und am 15. Oktober begann dort allgemein der Kampf. Dünkirchen wurde die Basis der Operationen der Verbündeten. Seit dieser Zeit kommen jeden Nachmittag lange Reihen brauner Frachtautomobile von Furnes an, um neue

Lebensmittelvorräte und Munition aus Dünkirchen zu holen. Das Geschütz donnert an der Yser und längs der Küste. Die Deutschen zogen stets mehr Truppen zusammen hinter Dixmuiden und Ypern, und die Verwundetentransporte nach Dünkirchen folgten in immer kürzeren Abständen. Die deutschen Flieger besuchten die Stadt und ließen ihre Bomben auf den Markt und die Umgebung des Rathauses fallen, und schon erwartete die Bevölkerung, daß dieses Bombardement aus Flugzeugen bald abgelöst würde durch eine Beschießung aus schweren Kanonen. Aber die Bevölkerung verhielt sich doch ruhig, obwohl am 24. Oktober die Deutschen auf der Eisenbahnlinie bei Pervyse anrückten und das belgische Hauptquartier in aller Eile diesen Platz räumte.

Von dieser Stunde ab begann General Joffre Truppen an der belgischen Grenze zusammenzuziehen, und Dünkirchen wurde wieder französisch. Die Straßen waren

Phot. Presse-Zentrale, W. Braemer, Berlin.

Die Telephonzentrale einer deutschen Luftschifferabteilung.

gestopft voll von französischen Soldaten, und in den Hotels und an der Mittagstafel sah man fast keinen Zivilisten. Unter dieser erdrückenden Mehrheit von französischen Soldaten wurden die wenigen belgischen und englischen Militärs fast nicht bemerkt. Es ist ein merkwürdiges Gemisch von Uniformen, blau, rot, grün und Khaki, See- und Landwehr, Flieger, Artilleristen, Kürassiere, belgische Reiter und französische Artilleristen in ihrer neuen blaugrauen Uniform. Das englische Element ist vor allen Dingen vertreten durch Seeleute und das Personal des Roten Kreuzes. Das letztere ist stark vermehrt worden, seit die Herzogin von Sutherland Mitte Oktober in Malo ein Hospital von 80 Betten eingerichtet hat. Jetzt befinden sich in Malo 8 bis 9 solcher Privathospitäler. Die meisten Verwundeten sind natürlich Franzosen und Belgier, doch werden von Zeit zu Zeit auch englische Verwundete eingebracht."

Auch Calais wurde nach den für die Verbündeten unglücklichen Kämpfen in Belgien und Nordfrankreich von Tausenden von belgischen und französischen Flüchtlingen überschwemmt. Ein Berichterstatter der „Daily Mail“ beschreibt seine Eindrücke aus dem einem Flüchtlingslager gleichenden Calais folgendermaßen:

„Die Stadt ist ganz besetzt durch Flüchtlinge; sie schlafen in Ställen, Scheunen und oft unter freiem Himmel oder auch im Hafen auf Dampfern und Fischerbooten, die aus den verschiedensten Orten der französischen Küste hierher gekommen sind. So liegen sie beieinander, wie der gepackte Fisch nach einem guten Fang liegt. In der Stadt lebt jetzt eine Bevölkerung fast ebenso groß wie die Bevölkerung der Großstädte in normalen Zeiten. Familien in Lumpen gekleidet, ihren ärmlichen Hausrat um sich

Nach Illustrated War News.

Englische schwere Geschütze (60-Pfünder) an der Front in Frankreich.

herum, sieht man neben anderen Familien in günstigeren Verhältnissen, die gut gekleidet und genährt sind; die gemeinsame Not hat sie zusammengeführt. Alle diese Menschen erwarten, daß etwas geschehen soll; was, wissen sie selbst nicht genau. Sie sind wie in einem Traum und können nicht glauben, daß das, was um sie her vorgeht, wahr ist. Jeden Tag gehen Hunderte und Hunderte nach dem Kai, wo sie bei Regen oder Sonnenschein in traurigem Stillschweigen gruppenweise zusammenstehen und warten, daß ein englisches Schiff sie abholen werde.“

Mit Beginn der Schlacht in Flandern bereitete sich dann Calais eifrig auf eine Belagerung vor. Die Zivilbevölkerung mußte das Festungsgebiet innerhalb sechs Tagen verlassen. Deutsche Flugzeuge erschienen hin und wieder über der Stadt und warfen Bomben auf den Hafen, die Forts, die englischen Truppenlager

und Magazine. Schon bereiteten die englischen Zeitungen auf den Verlust der Stadt vor. Die „Times“ tröstete ihre Leser in der von Antwerpen und anderen englischen Schlappen her wohlbekannten Art, indem sie schrieb, die Gründe des deutschen Vormarsches auf Calais seien mehr politischer als militärischer Natur. Der Deutsche Kaiser wende Kraft in einer Richtung auf, die dem eigentlichen Ziel fern liege, und nur selten rächen sich solche Fehler in einem Kriege nicht. Der Besitz von Calais lasse die Aussichten Deutschlands im wesentlichen unverändert; er habe zwar größere Bedeutung als Ostende, sei aber kein vitaler Punkt. Das britische Volk lasse sich durch eine solche Möglichkeit nicht beunruhigen, da es längst darauf gefaßt gewesen sei, Nordfrankreich und selbst Paris von den Deutschen besetzt zu sehen. Die Engländer waren in Wahrheit einer großen Sorge ledig, als Calais das Schicksal Antwerpens erspart blieb und ihnen in diesem französischen Kriegshafen die Festsetzung auf festländischem Boden gelang, die in der belgischen Hafenstadt so schmählich mißglückt war. Auf der England am stärksten entgegengewölbten Spitze Frankreichs, auf einem Boden, wo die nun in trautem Verein miteinander fechtenden Engländer und Franzosen sich einst im Mittelalter grimmig bekämpft hatten, nisteten sich nun die Engländer unter dem Vorgeben waffenbrüderlicher Hilfe in aller Form und mit echt englischer Rücksichtslosigkeit ein. In Dünkirchen und Calais wurden Kasernen für die englischen Truppen und Villen für die englischen Offiziere gebaut. Bei ihrer Landung auf französischem Boden beanspruchten die Engländer die Schiffsladungen und die Vorräte in den Lagerhäusern der Ausschiffungshäfen und schlugen so aus der Freigebigkeit der Franzosen gehörig Kapital, unbekümmert um die durch die außerordentlichen Verhältnisse heraufbeschworene Lebensmittelnot in den französischen Seestädten. Aber noch mehr: die Engländer griffen in den französischen Kanalstädten, darunter auch Le Havre und Boulogne, eigenmächtig in die kommunale Verwaltung ein. Die Briefzensur, auch wenn es sich um Post für Franzosen und Belgier handelt, wird von den Engländern gehandhabt, und englische Polizei hält die Ordnung aufrecht; kurz die Engländer betragen sich, als ob sie Herren des Landes seien und Frankreich eine englische Provinz.

Die Mißstimmung in der französischen Bevölkerung über die großspurig auftretenden, dreist und rücksichtslos sich gebenden englischen Soldaten blieb denn auch nicht aus, aber die Pariser Regierung ist viel zu schwach und abhängig, um gegen das eigenmächtige englische Vorgehen etwas durchzusetzen. Offen kam in der französischen Presse die Befürchtung zum Ausdruck, England werde nach dem Krieg den Boden Frankreichs nicht wieder verlassen und aus Calais, das jahrhundertelang englischer Besitz gewesen war, ein Gibraltar am Ärmelkanal machen. So schrieb im „Gaulois“ der bekannte französische Schriftsteller Georges Ohnet, es gebe Franzosen, die über die Anwesenheit der Engländer auf französischem Boden nicht sehr entzückt zu sein scheinen:

„Heute trifft man nicht selten Leute, die mit süßsaurem Gesicht sagen: ‚Die Engländer sind nach Frankreich gekommen — aber weggehen werden sie nie mehr! Es gefällt ihnen außerordentlich bei uns. Einstweilen hausen sie noch — 800 bis 900 000 Mann stark — in schlichten Feldlagern auf unserem Boden, doch wird ihnen das zu einer so starken Gewohnheit werden, daß es fast unmöglich erscheint, sie könnten diese Gewohnheit je wieder aufgeben. Das Ganze ist eine Invasion unter der Maske der Waffenbrüderschaft. Ist deren Ziel erreicht, so richten sie sich völlig häuslich bei uns ein und werden vergessen, nach dem beendigten Kriege wieder über das Meer zurückzugehen.'"

Von einem Besuch in Calais gibt ein Norweger, Sven Elvestad, in der „Frankfurter Zeitung" folgendes Stimmungsbild:

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutsches Feldlager in Flandern.

„Der Kanaldampfer, der mich von England nach Calais brachte, war voll von Rote Kreuz-Schwestern, von französischem Militär und jungen Belgiern. Es waren Flüchtlinge, die heimkehrten, um sich unter die Fahnen zu begeben, und zwar mehrere hundert. Ein Teil gut gekleidet, benahm sich anständig, während andere, in schmutzigen, abgerissenen Anzügen, laut lärmten. Auch Betrunkene waren unter ihnen. Ab und zu kam es auf dem großen Deck in der Dunkelheit zu einem Geschrei, das sich dann rasch über das ganze Schiff verbreitete und in der ersten Strophe der Brabançonne oder der Marseillaise ertrank. Französische Offiziere blickten kaltprüfend auf diese jungen Menschen, ohne Mitgefühl oder auch nur Anerkennung darüber zu verraten, daß diese heimatlose Jugend in den Kampf zurückkehrte.

Bevor wir Calais erreichten, war es schon längst dunkel geworden. Auf dem schwach beleuchteten Kai standen Soldaten der Verbündeten, bunt durcheinander gewürfelt. Sie wurden von den Truppen auf dem Schiffe mit gewaltigem Geschrei begrüßt.

In der Dunkelheit war nichts deutlich zu erkennen; ich hatte nur die Vorstellung einer großen Ansammlung von Menschen und eines Gewirrs leidenschaftlicher Stimmen. Der Leuchtturm von Calais, der mitten in der Stadt steht, sieht aus wie ein ungeheurer Arm, der Lanzen von Licht um sich herum wirft. Ich beeile mich, aus dem Menschenschwarm herauszukommen und wandere durch die Stadt. In den halb dunklen Straßen treiben sich Haufen Neugieriger herum. Hier und da tauchen malerische Indier oder Afrikaner auf, die lächelnd in dem schwarzen Gesicht ihre schneeweißen Zähne zeigen und auf ihre Verbände hinweisen. Über einen freien Platz kommt ein Trupp schottischer Hochländer. Ich sehe ihre sich taktmäßig bewegenden nackten Beine noch lange, während sie in der Dunkelheit der Nebengassen verschwinden und während ihr Gesang: ‚Pat, Mac and Joe, Hallo!‘ langsam erstirbt. Aus einem anderen Winkel kommt in stummem Marsch ein Bataillon Franzosen mit dem Spaten über der Schulter; sie haben augenscheinlich Laufgräben gegraben. Alle Menschen sind hier übrigens davon überzeugt, daß die Deutschen nicht bis Calais vordringen werden. Plötzlich hört man helles Glockengeläut den Straßenlärm übertönen, und alles strömt auf dem Markt zusammen. Aus der Dunkelheit taucht eine Reihe von Ambulanzen auf; aus dem wüsten Geschrei des Pöbels tönen die Rufe: ‚Les boches, les boches‘ heraus. Es sind verwundete deutsche Kriegsgefangene. Einen von ihnen sehe ich flüchtig; er liegt auf dem Dach der Ambulanz, und ein Franzose zu seiner Seite, der ihm den Kopf stützt, starrt ihn verwundert an. Wie der Verwundete den Lärm hört, lächelt er; dann wird sein Gesicht bleich wie Kalk, und er schließt die Augen. Woher kommt dieser Mann? Weshalb ist er ein Feind? Ich fühle, wie aus meinem Herzen ein verborgenes Gefühl hervorbricht; es ist wie das plötzliche Wiedererkennen eines Stammesverwandten, und Mißmut erfaßt mich, ihn überwunden zu sehen. Ich blickte in Augen, die Augen meiner Rasse waren.

An diesem Abend war auch die Königin von Belgien wieder in der Stadt, um die Verwundeten zu besuchen. Vor dem Rathause, das noch nicht ganz fertig ist, wartete ihr Auto. Während der Wind durch die offenen Fenster des Untergeschosses heult, liegen in den obersten Stockwerken die Verwundeten. Ein Offizier ging der Königin voran und öffnete die Türe des Wagens. Bevor sie einstieg, blieb sie einige Augenblicke stehen; vielleicht war sie von dem grellen Licht der Scheinwerfer des Wagens geblendet. Sie trug eine Regenkapuze und einen pelzgefütterten Mantel über ihrem schwarzen Kleide. Die Frau schien in dieser weiten Umhüllung fast zusammenzuschrumpfen. In ihrem Gesicht liest man keine Angst; aber es scheint starr von unendlicher Verwunderung. Sie hat in ihrem Blick etwas von einer Schlafwandlerin; sie macht den Eindruck, als ob sie ununterbrochen denke und doch nicht verstehen könne.

So sieht es abends in Calais aus. Wenn die Stadt zur Ruhe geht, wenn Stille eintritt, dann hört man durch das Heulen des Windes hindurch aus der Ferne ein seltsames Geräusch: Es ist der Donner der Kanonen, die ununterbrochen und drohend von der Front ihre Stimme erschallen lassen.“

Die Kämpfe im Abschnitt Lille—Arras bis Mitte Januar 1915.

Das Kampfgebiet in Französisch-Flandern.

Bei Armentières tritt die Kampffront von Belgisch-Flandern in die nicht minder gesegneten Fluren Französisch-Flanderns über. In nordsüdlicher Richtung verlaufend (siehe die Karte S. 759), läßt die Kampflinie Lille, die Hauptstadt Flanderns und des Departements du Nord mit einer Einwohnerschaft von rund einer Viertelmillion, östlich in deutscher Hand, zieht sich an La Bassée vorüber, wobei die Stadt Béthune westlich in feindlicher Gewalt bleibt, während Lens und Douai rechts davon liegen, und führt dicht an Arras vorbei, das von den deutschen Kanonen beherrscht wird, weiter nach Süden. Schon viele Kriegsstürme sind in der Vergangenheit über diesen blühenden und reichen Landstrich hinweggebraust, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen; nun hat sich der Krieg mitten in diesen üppigen und dicht bewohnten Gefilden auf lange Monate eingenistet und dem Lande tiefe Wunden geschlagen, die nicht so leicht wieder vernarben werden.

Die reichen Produktionsquellen dieses Gebiets, die ebensosehr dem fruchtbaren Ackerland wie der hoch entwickelten Industrie entspringen, wurden mit Hilfe einer großartigen Organisation sofort dem deutschen Wirtschaftsleben und der deutschen Kriegsindustrie nutzbar gemacht. Planmäßig wurde dafür gesorgt, daß die Ernte eingebracht und verwertet wurde, und daß die Felder aufs neue bestellt wurden. Mancher deutsche Soldat ist da wieder zum friedlichen Bauer geworden, wie folgender Feldpostbrief eines Lübecker Reservisten im „Lübecker Volksboten" zeigt:

„B . . ., 31. Januar 1915. Meine Lieben! Von Kälte haben wir hier noch nicht viel gemerkt. Bei uns fällt heute der erste Schnee. Vom Soldatenleben sind wir bereits ganz abgekommen, das heißt unsere Kolonne. Wir sind zur Landwirtschaft übergegangen und dreschen dauernd Weizen. Wir klopfen hier die ganze Gegend ab. Auf einem Hof fanden wir sogar über 600 Sack ausgedroschenen Weizen. Derselbe wurde sogleich eingesackt und zur Bahn nach N . . . gebracht. Auch von vielen anderen Stellen wird dort Korn hingeschafft. Viel Rohmaterial kommt ebenfalls von hier weg.

In dieser Gegend, die uns zum Dreschen angewiesen ist, haben wir etwa sechs bis sieben Wochen Arbeit. Ich hatte neulich das Glück, mit Fuhrwerk etwa 30 bis 40 Kilometer weiter hinter die Front zu kommen. Ich war ganz erstaunt, denn im ersten Augenblick konnte man der Meinung werden, in Deutschland zu sein. Das Land wird gepflügt und besät. Auf anderen Stellen kommt die Saat schon heraus. Andere Kolonnen fahren Zuckerrüben für eine sehr große Zuckerfabrik. Die Läden sind auf und noch anderes mehr. Dies alles wird aber nur von deutschen Soldaten gemacht. Nur die Rüben werden von den Soldaten gemeinsam mit den Franzosenfrauen herausgegraben. Wenn man das so sieht, glaubt man unwillkürlich, der Krieg solle überhaupt nicht mehr aufhören. Wir wollen aber doch hoffen, daß er nicht lange mehr dauert. Der Betrieb der Landwirtschaft ist ja nur eine gute Vorsichtsmaßregel."

Besondere Wirtschaftsausschüsse wurden mit der Sicherung der vorgefundenen und beschlagnahmten Rohstoffe betraut. In den großen französischen Industriestädten wie Roubaix, Tourcoing und Lille wurden ganz außerordentlich große Vorräte an den verschiedensten Rohmaterialien und Fertigfabrikaten beschlagnahmt, deren Wert auf etwa 1 Milliarde Franks geschätzt werden kann. Außer sehr großen Vorräten an Wollen, Häuten, Fellen, Leder, Fettstoffen, Metallen usw. wurden auch große Mengen an Halb- und Ganzfabrikaten erbeutet. So fanden z. B. die deutschen Truppen, als sie in Lille einrückten, auf dem dortigen Bekleidungsamt Hunderte von Stücken vollständig neuen Militärtuchs vor, die als französisches Staatseigentum beschlagnahmt und zu Decken und Fußlappen für die Truppen zusammengeschnitten wurden. Statt die Fabrikanlagen zu zerstören, wie es die Engländer und Franzosen mit den deutschen zu tun gedachten, setzte die

deutsche Militärverwaltung viele Anlagen wieder in Betrieb. Besonders die vielseitigen deutschen Pioniertruppen eröffneten eine große Anzahl kleinerer Betriebe, um in ihnen die Bedarfsartikel für die Schützengräben herzustellen. Wie in Belgien nahmen auch die Werke des dicht bevölkerten nordfranzösischen Gruben- und Hüttenreviers die Förderung wieder auf.

Welch gewaltige Bedeutung der Besetzung Nordfrankreichs durch die Deutschen zukommt, von der Teile von zehn französischen Departements mit insgesamt 2100000 Hektar und 3255000 Einwohnern betroffen sind, sei an einigen Zahlen dargelegt. Unter Zugrundlegung der amtlichen französischen Erzeugungsstatistik sind nicht weniger als 68,8 Prozent der Gesamtkohlenförderung Frankreichs, 78,3 Prozent vom Koks, 90 Prozent vom Eisenerz, 85,7 Prozent vom Roheisen, 76 Prozent vom Rohstahl in diesen Gebieten gelegen. Die Kohlenversorgung Frankreichs ist somit ein besonders heikles Problem, zumal die Einfuhr aus Deutschland und Belgien wegfällt, und die von ihr abhängige Industrie ist ganz empfindlich geschädigt. Noch mehr wie England ist Frankreich dadurch auf die Einfuhr angewiesen, die aber bei den hohen Frachtsätzen und dem sich fortwährend steigernden Mangel an Frachtraum sehr erschwert ist und überdies einen ständigen Geldabfluß ins Ausland bedeutet. Groß ist auch der Schaden, den die französische Landwirtschaft durch die Besetzung des fruchtbaren Nordfrankreichs erleidet. Am fühlbarsten machte sich der Ausfall von 116 Millionen Zentner Zuckerrüben geltend, die die vom Feind besetzten Departements gewöhnlich erzeugten, und die 80 Prozent der Gesamtzuckerproduktion Frankreichs darstellen.

Die Kämpfe westlich von Lille und um La Bassée.

Nach der Eroberung Lilles (siehe Seite 748 u. ff.) wurde der deutsche Angriff westwärts weiter vorgetragen. Der Tagesbericht vom 21. Oktober 1914 meldete die Wiederaufnahme der deutschen Offensive an dieser Stelle. Bis Mitte November 1914 wurden fast täglich Fortschritte berichtet, die in heißem Kampf vornehmlich gegen Engländer und ihre farbigen Hilfstruppen erzielt wurden. Der Gruß „Gott strafe England!“ erhielt an diesem Frontabschnitt besondere Bedeutung, wo neben sächsischen und preußischen Truppen hauptsächlich Bayern unter der Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern fochten und der Schrecken der Gegner wurden. Stahlharte Energie spricht aus folgendem Tagesbefehl, den der liebenswürdige Armeeoberbefehlshaber, der sich das unbedingte Vertrauen und die Verehrung seines Heeres erworben hat, Ende Oktober 1914 an seine Truppen erließ:

„Soldaten der 6. Armee! Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen jenes Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken. Darum,

wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung wider die feindliche Hinterlist, für so viele schwere Opfer, zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe ganz besonderer Art. Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf!" Rupprecht.

Von der Eigenart der erbitterten Kämpfe westlich von Lille vermittelt folgender von der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicher Feldpostbrief eines deutschen Artillerieoffiziers ein eindrucksvolles Bild:

„Seit zehn Tagen liegen wir westlich von Lille in offener Feldschlacht einer englischen Armee gegenüber, meine Batterie als ein Glied in der Riesenkette von Brummern,

Wirkung einer deutschen Wurfmine in einem eroberten englischen Schützengraben westlich von Lille.
Im Hintergrund bayrischer Landsturm beim Absuchen des Gefechtsfelds.

die alltäglich den Feind mit einem Hagel von Feuer und Eisen überschütten. Wir haben es längst aufgegeben, die Gefechtstage zu zählen, da fast jeder Tag Gefechte bringt. Außer den Engländern stehen uns englisch-indische Kolonialtruppen und einige französische Batterien gegenüber. Wir machen täglich die Erfahrung, daß wir einen Gegner von einer Hartnäckigkeit und Zähigkeit ohnegleichen vor uns haben, der durch das schärfste Schützenfeuer, durch den furchtbarsten Schrapnell- und Granathagel kaum zu erschüttern ist. Langsam, unendlich langsam gewinnen wir an Boden, und jeder Fußbreit Erde wird mit Opfern teuer erkauft. In den erstürmten Schützengräben liegen die Engländer reihenweise hingemäht, so wie sie, die nicht wankten und wichen, Kolben und Bajonett der Stürmenden dahingerafft hat. Man muß anerkennen, daß dieser Gegner vom militärischen Standpunkt aus die höchste Achtung verdient. Vor-

trefflich ist anscheinend auch das feindliche Fliegerwesen. Es vergeht kein Tag, an dem nicht fünf bis zehn Flieger unsere Stellungen erkunden, während die deutschen Flieger, deren Leistungen allerdings besser sein mögen, sich nur recht selten blicken lassen.

In den ersten Tagen der Kämpfe westlich von Lille ging es deutscherseits schnell und unaufhaltsam vorwärts; eine englische Stellung nach der andern fiel in die Hände unserer Infanterie. Von den furchtbaren Bildern, die uns die erstürmten feindlichen Stellungen bieten, hier nur ein einziges, einen kleinen Ausschnitt aus dem Riesenpanorama von Jammer und Entsetzen, in dessen Mittelpunkt wir stehen. Unweit unserer Eindeckungen, die wir seit zehn Tagen einnehmen, ein erstürmter Schützengraben, darin ein toter Offizier von 40—45 Jahren. Aus seinen Papieren stelle ich den Namen fest: Captain H. J. Maffett, 2. Leicester-Regiment. Neben dem Toten, mit Tintenstift geschrieben, folgende Meldekarte, die ich frei übertrage: ‚An Leutnant Daly. Meine Stellung liegt 600 Schritt nordwestlich, Punkt 42 des Forts „Batterie Sénarmont“, nahe am Rand der Liller Karte. Ein Zug liegt 300 Schritt rechts vorwärts gestaffelt. Ich kann eben nicht weiter vorgehen, weil ich starkes Maschinengewehrfeuer aus feindlichen Schützengräben erhalte, die auf „Batterie Sénarmont“ oder unmittelbar darunter liegen. Bitte ersuchen Sie die Artillerie, diese zu beschießen. Es besteht nicht die Absicht, weiter vorzudringen, und es ist möglich, daß ich Befehl erhalten werde, aus der Gefechtslinie zurückzugehen. Suchen Sie eine gute Feuerstellung, graben Sie sich ein . . .‘

Deutsche Infanterie in Ruhestellung.

Hier bricht, mitten im Satz, die Meldung ab. Ob den Engländer gerade im Augenblick der Niederschrift der deutsche Granatsplitter traf, der ihm den halben Hinterkopf hinwegriß? Ich habe die Meldekarte an mich genommen und aufgehoben, ebenso einen leeren Briefumschlag mit der Adresse der Frau des Toten. Vielleicht finde ich nach dem Kriege Gelegenheit, der Witwe des gefallenen englischen Kameraden die letzten Schriftzüge ihres Mannes zu übermitteln. Auch den Armbandkompaß des Toten, den ich jetzt am Handgelenk trage, werde ich ihr dann zugehen lassen. —

Wir liegen tief im Boden eingegraben wie Maulwürfe, unter Büschen und Bäumen, die wir selbst um unsere Geschütze herum eingesetzt haben, um gegen Entdeckung durch feindliche Flieger geschützt zu sein. Unsere Stellung lehnt sich an ein

völlig zerstörtes und ausgebranntes Dorf an, in dessen Ruinen wir kochen. In den Ställen verbrannte Kühe, schauerlich anzusehen, obdachloses Vieh und Tierkadaver auf allen Höfen und Gassen, herrenlose Hunde dazwischen, die sich vor Hunger und Angst ganz wahnsinnig gebärden und auf keine Weise zu beruhigen sind. Nur die Uhren in den Häusern gehen noch ihren gewöhnlichen Gang, und es war beim nächtlichen Durchstreifen des Ortes seltsam unheimlich anzuhören, wie eine Standuhr mit tiefem Schlag die Zeit verkündete.

Die Nächte verbringen wir in unseren Erdhöhlen, eng nebeneinander auf Stroh gebettet. Die Luft darin ist nicht gerade ambrosisch, aber man kampiert wenigstens einigermaßen warm und trocken. Es wäre sogar manchmal wunderschön, wenn die Nachtruhe nicht allzu oft in unerwünschter Weise durch geräuschvolle kleine Intermezzi gestört würde. Das pflegt so zuzugehen: irgendwo in weiter Ferne hebt ein Brodeln an wie das Sieden eines großen Wurstkessels — fernes Schützenfeuer. Das Brodeln kommt näher, wird lauter und lauter, springt von einem Schützengraben auf den andern über, und schließlich ist auf der ganzen Schlachtfront das Wurstkochen im schönsten Gang. In der Nähe nimmt sich das Infanteriefeuer anders aus: wie Schwärme zwitschernder und pfeifender Vögel kommt es aus dem Dunkel angeflogen, und man muß, wenn man draußen im Freien steht, schon etwas an sich halten, um nicht anfängermäßig den Kopf zu ducken, wenn's ringsum pfeift und zwitschert und mit mattem Klatschen in den Boden oder mit hellem Aufprall gegen die Schutzschilde schlägt.

Mit besonderer Bosheit und Tücke pflegen sich diese Bleivögel bei Nacht in den Eindeckungen gerade über den Köpfen der Schlafenden einzunisten, was sich dadurch bemerkbar macht, daß einem mitten in den schönsten Träumen eine kleine Ladung Erde ins Gesicht fällt. Geschieht dies öfters, so wird es für den Königlichen Leutnant und Batterieführer Zeit, auf allen Vieren kugelumpfiffen aus seinem Maulwurfsloch herauszukriechen und mit einem lauten „An die Geschütze!“ die Batterie zu alarmieren, damit diese ihr Teil zu der kleinen Nachtmusik beisteuert. Ein wundervoll markiges Dröhnen geht dann in die Nacht hinaus. Oft wird der gewünschte Erfolg erreicht: die kleinen Zwitschervögel hören erschreckt auf die Drohung der großen Brummer und geben allmählich Ruhe. Manchmal aber tritt die entgegengesetzte Wirkung ein: die feindlichen Batterien werden lebendig, und bald bekommt man auf der ganzen Linie das schönste Konzert aller Sorten von Brummern zu hören. Das gibt dann ein Nachtstück von grandioser, furchtbarer Schönheit. Meine Feldhaubitzen tragen dazu noch ganz besonders bei, wenn sie im Bogenschuß feuern. Wie eine Rakete fährt dann der eiserne Gruß, einen Kometenschweif nach sich ziehend, in hohem Kreisbogen über das dunkle Land, um drüben, in den feindlichen Linien, mit heller Feuererscheinung und mit einem Rollen wie ferner Donner seine Bahn zu beschließen. Gemütlich sind diese Nachtgefechte allerdings nicht; sie stellen an die Nerven aller Beteiligten ganz tüchtige Anforderungen. Zum Glück ist meine Batterie bisher von größeren Verlusten verschont geblieben.

Heute fand in den ersten Morgenstunden, noch bei Dunkelheit, ein gut angelegter größerer Angriff der Infanterie auf die feindlichen Stellungen beim Dorf Ru du Bois statt, den wir mit Erfolg unterstützten. Ich mußte fast meine ganze Munition verfeuern und bin nun für mehrere Stunden lahmgelegt, bis Nachschub von der leichten Kolonne eintrifft. Näheres über den Ausgang des Morgenangriffs weiß man noch nicht, doch sind wir alle des festen Glaubens und der guten Hoffnung: Es geht vorwärts!“

Einen solchen erfolgreichen Infanterieangriff, der zur Wegnahme eines Dorfes westlich von Lille führte, schildert der Führer eines Maschinengewehrzugs im „Schwäbischen Merkur“ folgendermaßen:

„Westlich Lille, 23. Oktober. Seit drei Tagen wieder im Gefecht gegen die Engländer. Am 20. waren wir zunächst bei H. Um 11 Uhr wurde mein Maschinengewehrzug mit den Musketieren zum Angriff auf L. V. angesetzt, um den rechten Flügel der Division, der nicht recht vorwärts kam, zu entlasten. In starkem Artilleriefeuer arbeiteten wir uns langsam bis an den Nordrand von E. vor. Weiter ging es nicht. Vom Obergeschoß einer Villa aus sahen wir zu, wie eine flankierende englische Batterie das Feld 50 Meter vor uns unter dauerndem Geschoßhagel hielt. Dazwischen ernteten wir in den Gewächshäusern schöne Trauben und im Keller einige Flaschen Wein. Auf einmal fuhren auch zwei Granaten in den Hof hinter unsrer Villa hinein, leider mit Erfolg. Wir beantragten Artillerieunterstützung, worauf Hauptmann Sch. zu uns vorkam. Er ließ seine Batterie hinter unserem Haus in Stellung gehen, und bald entwickelte sich ein anmutiges Artillerieduell.

Abends um 1/25 Uhr kam dann der Befehl, L. V. um jeden Preis zu nehmen, der Erfolg des Tages hänge davon ab. Das Angriffsgelände war scheußlich: 500 Meter abwärts und 600 Meter aufsteigend, knietief bewachsene Zuckerrübenäcker, einzelne Pappelgruppen, sonst deckungslos. L. V. selbst wurde unter Artilleriefeuer genommen, links davon aber zog sich eine Kette von Schützengräben hin, und in der halben linken Flanke wurde das Gelände durch einen Bahndamm begrenzt. Zwei Bataillone und vier Maschinengewehre entwickelten sich, und um 5 Uhr bei leichtem Nebelregen ging's los. Das Nachschieben von Munition und Wasser, den beiden Lebenselementen des Maschinengewehrs, war bei mir unmöglich, weil ich keine Ahnung hatte, an welchem Platz meine Fahrzeuge standen, und nur wußte, daß sie mindestens zwei Kilometer zurück waren. Ich war also auf die 4000 Patronen und vier Wasserkessel, die ich beim Zug hatte, angewiesen. Es hieß also meine Munition sparen, d. h. vorgehen, ohne selbst zu schießen. Ich begnügte mich daher mit zwei Feuerstellungen. Auf etwa 600 Meter nahm ich meine Gewehre 50 Meter vor die Infanterielinie in Flankenstellung und streute mit 1500 Patronen den Bahndamm in unserer Flanke ab mit dem Erfolg, daß das unangenehme Flankenfeuer von dorther fast völlig aufhörte. Die zweite Feuerstellung wählte ich auf Sturmentfernung und ließ meine Gewehre auf die Schützengräben 300 Meter vor mir arbeiten. Die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, und leuchtend schoß das Mündungsfeuer aus den Gewehren. Den Erfolg bekam ich rasch zu spüren. Vom rechten Gewehr schrie der Führer herüber: ein Mann Ausfall! Und am linken Gewehr schreien gleich zwei auf einmal auf: der Gewehrführer und der Schütze, drei waren getroffen. Da ich jetzt nur noch vier am Maschinengewehr ausgebildete Leute im Zug hatte, so mußte ich schweren Herzens abstopfen und die Gewehre lagern lassen, um mein wertvolles Menschenmaterial für einen noch entscheidenderen Gefechtsmoment aufzusparen. Ich nahm selbst ein Infanteriegewehr, schoß und sprach mit und trieb unsere Infanteriekette vor. Auf einmal bekamen unsere Gegner Füße: einzelne sprangen wie Hasen aus den Schützengräben nach hinten. Weit ist keiner gekommen! Und jetzt ging es in wenigen Sprüngen zum Sturm. Auch meine Maschinengewehre holte ich wieder nach vorne; eine halbe Minute nach der stürmenden Linie war mein Zug im feindlichen Schützengraben, und meine auch im Schanzen prachtvoll ausgebildeten Leute warfen in kürzester Frist die Schanzen nach der anderen

Seite, nachdem sie zuvor die toten und verwundeten Braunjacken aus ihren Schützenlöchern herausgezogen hatten. Ein Verfolgungsfeuer war aber nicht mehr nötig; was an dieser Stelle gelegen hatte, war alles niedergemacht. Die Infanterie schwenkte nach rechts herüber und stürmte auf L. V. Dort wurden an diesem Tag noch 510 Engländer gefangen. Ich selbst blieb mit meinem Zug liegen, um Flanken und Rücken unserer Sturmkolonnen zu decken. Die andern Maschinengewehrzüge kamen erst jetzt herangeschnauft. Dann zog ich mit meinem Häuflein nach E., suchte und fand meine Fahrzeuge und logierte Pferde, Leute, Fahrzeuge und Geräte in einem kleinen Hof ein. Meine Leute verzichteten auf jedes weitere Essen, obwohl sie den ganzen Tag noch nichts bekommen hatten. Ich selbst trank mit einem Arzt, der hier seinen Ver-

Legen und Prüfen einer Telephonleitung im Felde.

Phot. Sennecke, Berlin.

bandplatz eingerichtet hatte, noch eine Flasche Wein, half noch einige Verwundete auf herangezogene Sanitätswagen verladen und sank nach der Geisterstunde auf mein Strohlager, das mein Bursche neben dem Herd aufgeschichtet hatte. Am nächsten Tag lag ich nochmals beim Regiment zu dessen Verfügung; wir buddelten uns ein, haben aber an diesem Tage sonst nichts von Bedeutung geleistet. Erst am übernächsten Tag bin ich wieder zum Regiment und zu meiner Kompagnie gestoßen. Zwei nette Andenken habe ich an diesem Tag mitbekommen. Einmal bekam mein Zug neun Eiserne Kreuze zweiter Klasse. Sodann habe ich noch einem englischen Offizier seinen Degen abgenommen; er baumelt stolz an meinem Pferd herunter. Heute Abend geht's weiter vor. Der Gegner scheint sich erst an der Lys wieder zu stellen und belästigt uns nun mit vorgeschobener Artillerie."

Von der im allgemeinen recht guten Haltung der Bürgerschaft Lilles sticht die verbrecherische Tat französischer Brandstifter bedauerlich ab, die am 7. Dezember 1914 Feuer an das Kriegslazarett in Lille legten, um Verwirrung in die Besatzung der Stadt zu bringen. Sämtliche Verwundeten wurden in größter Ruhe und Ordnung aus dem gefährdeten Gebäude geschafft. Es wurde kein einziger Unglücksfall durch das Feuer verursacht; lediglich Material und das Gepäck der Schwestern und der Verwundeten verbrannte. Während der Rettungsaktion wurde der Versuch gemacht, die Schläuche zu beschädigen, was aber mißlang. Ein recht überzeugender Beweis französischer Zivilisation und Humanität!

Zwischen Lille und Arras war es vor allem die Gegend von La Bassée

Gefallene Neger und Engländer in einem der eroberten feindlichen Schützengräben bei La Bassée.

und Béthune, die im Brennpunkt hartnäckiger Kämpfe stand. Als größeres Ereignis hebt sich Ende November 1914 ein erfolgreicher deutscher Vorstoß am Kanal von La Bassée bei dem Orte Festubert in der Nähe von Béthune heraus. Am Morgen des 20. November begann ein überraschender Angriff auf die zum Teil nur 40 m entfernten englischen Schützengräben, die von Indern besetzt waren. Im Grabenkampf mit Kolben, Bajonetten und Messern blieben die Deutschen Sieger. Ein stummes Ringen Haus für Haus, Mann gegen Mann, in das die gegenseitige Artillerie nicht eingreifen konnte, tobte auch in den in die feindliche Linie einbezogenen Dörfern, so in Givenchy, das dem Gegner abgenommen wurde. Zur Wiedererlangung der verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy machten die durch französische Territorialtruppen verstärkten Engländer mehrere

Tage lang verzweifelte Gegenangriffe, die aber blutig abgewiesen wurden. Der Tagesbericht vom 26. Dezember 1914 meldete:

Der Erfolg der Kämpfe bei Festubert mit Indern und Engländern läßt sich erst heute übersehen. 19 Offiziere sowie 619 Farbige und Engländer wurden gefangengenommen. 14 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer, Scheinwerfer und sonstiges Kriegsmaterial wurden erbeutet. Auf dem Kampffeld ließen die Feinde über 3000 Tote. Eine von den Engländern zur Bestattung der Toten erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering.

Wie der Schützengrabenkampf dann und wann durch einzelne offensive Unternehmungen zur Verbesserung der eigenen Stellungen unterbrochen wurde, zeigt folgende im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichte Schilderung eines gelungenen Nachtangriffs:

„Tagelang hatten wir im übermächtigen feindlichen Artilleriefeuer gelegen, das unseren nicht wankenden vorderen Linien schwere Verluste beibrachte, unseren Reserven aber mehr durch seine moralische als durch seine materielle Wirkung schadete. Tagelang waren wir in den absichtlich gegen die Granatwirkung schmal gehaltenen Schützengräben eng zusammengepfercht gekauert, hatten der feindlichen Schrapnelle gespottet, die uns in den Gräben nichts anhaben konnten, hatten aber um so gespannter auf die sich nähernden und wieder entfernenden ohrenbetäubenden Einschläge der schweren Granaten gelauscht, denn sie hatten wir als die einzigen und zwar furchtbaren Feinde in unseren Gräben erkannt. Ein Glück nur, daß die französische Artillerie hinter die vorderen Linien nur planlos streute, und daß ein Drittel bis die Hälfte der französischen Geschosse nicht krepierte; das hatten wir bereits am ersten Tag zu unserem Trost herausgefunden. Trotzdem waren wir nicht einen Augenblick sicher gewesen, daß nicht die nächste Granate in unseren für eine Gruppe, d. h. für acht Mann eingerichteten Graben einschlagen würde. Nahe genug waren sie schon einige Male geplatzt und hatten uns mit einem Regen von Erdballen und größeren und kleineren Steinen überschüttet, glücklicherweise ohne bedeutenderen Schaden anzurichten. Tagelang hatten wir so zwischen Tod und Leben geschwebt. Tag für Tag hatten wir in stumpfem Hinbrüten oder ohnmächtigem Grimm, daß wir uns nicht zur Wehr setzen konnten, im Schützengraben gesessen und den Abend herbeigesehnt, der nicht und nicht kommen wollte.

Da endlich brachte uns eine Nacht die Erlösung. In dumpfem Schlaf lag alles außer den Wachen und Posten. Da schlich gegen 3 Uhr morgens eine Gefechtsordonnanz von Graben zu Graben, weckte Offiziere und Mannschaften und verkündigte mit verhaltener Stimme: ‚Bataillonsbefehl: In einer halben Stunde ist alles gefechtsbereit, die nächsten Höhen werden gestürmt; die Herren Kompagnieführer zum Herrn Major.' Im Nu war alles munter, begriff die Lage. Im Flüsterton hörte man überall ein: ‚Gott sei Dank!', ein ‚Jetzt wollen wir denen es schon zeigen!' ein ‚Jetzt gibt's Hackfleisch für denen ihre Granaten!' und andere lösende Kraftausdrücke mehr. Nichts war mehr zu spüren von der Bangigkeit der vorhergehenden Tage, nichts mehr von der stumfen Resignation. Man fühlte es, nur ein Gedanke beherrschte die sich lautlos sammelnden Mannschaften: Rache, Rache für den Granatsegen der hinter uns liegenden furchtbaren Stunden. Man fühlte es: diesen kampfgierigen, grollenden Truppen konnte kein Feind widerstehen. Und so kam es auch.

Während sich die Kompagnien auf Grund des Bataillonsbefehls hinter ihren Schützengräben in Zugkolonne, d. h. die drei Züge in Linien hintereinander sammelten, pirschten wir Kompagnieführer uns in der stockfinsteren Nacht, über friedliche Maulwurfshügel stolpernd, dann wieder einmal leise, leise fluchend, in ein weniger friedliches Granatloch stolpernd, zu unserem Bataillonskommandeur. Kurz und bündig gab uns der seine Befehle. Gehobener und erwartungsvoller Stimmung begaben wir uns zu den Kompagnien. Ein unbestimmtes, aber Gott sei Dank leises Gemurmel verriet uns, daß unsere lieben Kerls sich bereits wieder damit beschäftigten, schlechte Witze zu reißen, in denen der Feind keine schlechte Rolle spielte. Verständnisvoll uns die Hand drückend, trennten wir uns und trafen bald jeder bei seiner Kompagnie ein. Keine halbe Minute vergeht, und die Kompagnie ist auf möglichst engem Raum und doch in voller Ordnung aufgeschlossen. Der Kompagnieführer tritt in die Mitte und gibt in kurzen, aber scharf akzentuierten Worten die Lage bekannt, die Gewehre werden vorsichtig entladen — warum, wird sich bald zeigen — die Seitengewehre werden aufgepflanzt. Wieder ein kurzes Kommando: ‚Zugkolonne!‘ — und die Kompagnie nimmt wieder die alte Front ein. Die nächsten Minuten vergehen in gespanntester Aufmerksamkeit. Sehen kann man nichts, nur ahnen und vielleicht — hören. Eine unangenehme Meldung läuft ein: ‚Eine Verbindung mit der . . . Reservedivision ist nicht herzustellen.‘ Das Waldstück in der rechten Flanke unserer Kompagnie ist daran schuld. Die Meldung wird weiter gegeben. Doch offenbar scheint man auf die Verbindung nicht warten zu können (sie wird beim Vorgehen schon hergestellt werden!). Denn plötzlich hört man ein unbestimmtes Geräusch: das leise, leise Schreiten vieler Menschen, das nicht zu vermeidende Schlagen der Seitengewehrscheiden und des Schanzzeugs an die Beine. Man weiß: das Bataillon setzt sich zu der ihm befohlenen Zeit in Bewegung, man weiß auch: jetzt treten die Truppen rechts und links an, auch wenn die Verbindung nach einer Seite noch fehlt. Mechanisch geht alles vorwärts.

In die stille Natur, in die toten Felder ist plötzlich Bewegung gekommen. Gespensterkolonnen bahnen sich ihren Weg, bald Tod und Verderben bringend und empfangend. Unheimlich und doch voll eigenen Reizes ist dieses nächtliche Vorwärtsdrängen einer von einem einzigen Willen beseelten Masse, dem Willen zum Sieg, zur Vertreibung des Feindes. Von Zeit zu Zeit muß gehalten werden; die Führer müssen sich davon überzeugen, ob die Verbindung noch besteht. Jetzt werden die Schützengräben unserer vorderen Linien erreicht. Manch einer purzelt hinein, mit scherzhaften oder ärgerlichen Worten der drinnen Hockenden begrüßt. Sehr rasch wird er wieder herausbefördert und sucht seinen Platz in der Kompagnie wieder auf. Den Hang geht's hinunter nach der Mulde, die uns noch von den gegenüberliegenden Höhenrücken trennt. Noch regt sich nichts. Aber lange kann der Friede nicht mehr dauern. Eine Bahnlinie heißt's noch überschreiten — man weiß es vom Kartenstudium der letzten Tage her; sie ist von dichtem Buschwerk eingesäumt — die vorderen Linien hatten dies gemeldet. Dort müssen sicher feindliche Horchposten liegen. 100 bis 200 Meter können wir noch entfernt sein, da fällt ein Schuß — noch einer — zwei — drei . . . Schrille Pfeifensignale ertönen: der Feind hat uns weg. Das Zeichen ist gegeben, das Zeichen zu dem uns nicht mehr ganz unbekannten Konzert. Zischend, pfeifend, surrend, oft auch klatschend künden die lieben kleinen Dingerchen ihren Weg. Über uns weg geht der Segen in den Hang, auf den Höhenrücken hinter uns; dort können sie unseren Braven in den Schützengräben nichts schaden. Laut schallen jetzt die Kommandos — es gibt ja nichts mehr zu verraten —: ‚In Kompagniefront rechts und links marschiert

auf — Marsch! Marsch!' Die Linie ist hergestellt, die Tamboure fangen an zu schlagen, die Hornisten zu blasen. Doch halt! Was ist das? Auf einmal hört man auch die Geschosse von rechts her pfeifen. Da hört man mitten in dem Pfeifen und Sausen etwas ganz Merkwürdiges: das Signal ‚Das Ganze — halt', wie auf dem Manöverfeld. Gar schnell hat man den Zweck der Maßnahme erfaßt. Offenbar waren die Anschlußtruppen der Reservedivision weniger vorsichtig und hatten nicht entladen. Die Kompagnien halten, werfen sich hin; durch den nun schwach grauenden Morgen wird das Signal überall aufgenommen. Wir laufen nach rechts; nicht lange dauert's, und wir hören die Antwort von dort. Das Pfeifen von rechts hört auf. Die Verbindung mit der Reservedivision ist hergestellt.

Wieder wie auf dem Manöverfeld ein Signal: ‚Das Ganze — marsch!' Nun gibt's kein Halten mehr; jeder will ran an den Feind. In wildem Vorwärtsdringen wird das Gebüsch an der Bahnlinie durchschritten. Drüben gibt's einen kleinen Halt, eine

Englische Offiziere im Unterstand.

kleine Überraschung: ein in Bauchhöhe gespannter Draht hemmt die vordersten Leute; etwas unsanft setzen sie sich infolge des Anpralls auf ihre Kehrseite. Doch schon hört man die Drahtscheren klirren. Weiter geht's den Hang hinan. Niemand achtet mehr der feindlichen Geschosse, die jetzt besser sitzen; niemand achtet darauf, daß da einer fällt, um nicht mehr aufzustehen, dort einer — schwer verwundet — aufschreit. Keiner will es, kann es mehr hören. Denn schon braust es übers weite Feld: ein nicht enden wollendes Hurra bringt uns die Höhe vollends hinauf. Doch da gibt es leider nicht mehr viel zu tun. Die Stellung scheint im letzten Augenblick geräumt worden zu sein. Die Höhe darf laut Befehl nicht überschritten werden. In der bereits lichter gewordenen Morgendämmerung sieht man den Feind Hals über Kopf den Hang hinunterlaufen. Also Befehl: ‚Halt! Hinlegen! Laden! Verfolgungsfeuer.' Ein rasendes Schnellfeuer ergießt sich hinter dem fliehenden Feind her.

Heller wird's und heller. Man sieht den Gegner in größeren oder kleineren Gruppen sich sammeln. Noch ist die Entfernung nicht zu groß. Sie sollen ihren

Denkzettel noch bekommen. Gar manchen sieht man noch fallen, gar manchen bereits auf dem Hang liegen, den das Verfolgungsfeuer hingestreckt hat. Die Hauptsache aber ist: wir haben die Höhe bekommen, die unserer Artillerie günstigere Stellungen verschaffen soll. Mag uns die feindliche Artillerie jetzt nur unter Feuer nehmen; die feindlichen Schützengräben sind gar bald für unsere Zwecke eingerichtet. Wir geben die Höhe nicht mehr her."

Das Ringen um Arras.

Arras, die Hauptstadt des Departements Pas de Calais, teilte das Schicksal von Reims und Ypern. Die deutschen Linien schoben sich in unausgesetzten erbitterten Kämpfen, an denen das erste bayrische Reservekorps hervorragenden Anteil hatte, schließlich bis dicht an die Stadt heran. Diese selbst aber wurde von den Verteidigern mit außerordentlicher Zähigkeit gehalten. Im Lauf dieser Kämpfe fiel Arras unter dem Feuer der deutschen Geschütze fast ganz in Trümmer. Erst waren es nur vereinzelte Granaten, die in die Stadt fielen, dann folgten wiederholt regelrechte Beschießungen, denen unter anderm auch das altehrwürdige gotische Rathaus, eines der schönsten im nördlichen Frankreich, mit dem Wartturm zum Opfer fiel. Von den rund 25 000 Einwohnern blieben nur wenige hundert in der Stadt zurück, in Kellern und Erdlöchern ein elendes Leben fristend. Wie Arras, Reims und Ypern erging es noch vielen Hunderten von Dörfern und Städten, die in der Front liegen, wo sich der Stellungskampf eingenistet hat. Das aus der Kriegsnotwendigkeit entsprungene Zerstörungswerk wurde seitens der Verbündeten noch dadurch vergrößert, daß sie die hinter der deutschen Front gelegenen Ortschaften planvoll beschossen, um den Deutschen die Unterkunftsmöglichkeiten zu rauben und sie zu beunruhigen. Am rücksichtslosesten verfuhren bei diesem Vorgehen, unter dem vor allem die unbeteiligte französische Zivilbevölkerung zu leiden hatte, natürlich die Engländer.

Von einem Besuch in den Schützengräben vor Arras Mitte Dezember 1914 entwirft Walter Ortel, der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung", folgendes Bild:

„Nach kurzer Wanderung stehen wir am Eingang der Annäherungsgräben. Sie sind vorzüglich angelegt, meist so, daß man gedeckt aufrecht darin gehen kann und durch Schulterwehren möglichst gegen Längsbestreichung, gegen Artilleriefeuer sowie vor allem auch gegen die üblen Hochgänger der Infanteriegeschoße gesichert ist. Sie sind so schmal gehalten, daß ein nicht zu starker Mann gerade durchkommt. Bei Granateinschlägen legt man sich aber am besten flach auf den Boden; gegen Schrapnellfeuer ist man dagegen meist gedeckt. Es ist fürchterlich schmutzig; die Regengüsse der letzten Tage haben ihre Wirkung getan und den Lehmboden in einen zähen Brei verwandelt, in dem man fast stecken bleibt. Vor uns plackert das Infanteriefeuer, und man unterscheidet deutlich den scharfen, einem Peitschenschlag ähnlichen Knall des deutschen Infanteriegewehrs von dem dumpferen Ton des französischen. Die ersten Hochgänger pfeifen mit dem eigentümlich klagenden Ton über uns weg. Die letzte Nacht hatte dieser Teil des Weges starkes Granatfeuer bekommen, und wir müssen an einzelnen Stellen uns bücken, wenn wir über die durch Granaten eingerissenen Teile hinwegklettern, um nicht aus der

Deckung zu kommen. Jetzt mischt sich auch unsere Artillerie in das Konzert, und der Krach schwerer Geschütze mengt sich in das Knattern der Infanteriegewehre. In Seitenhöhlungen sind kleine Einzelunterstände eingebaut, wo müde Krieger, den Tornister unter dem Kopf, in eine Decke gewickelt, schlafen. Jetzt kommt ein Pionierdepot mit den vorzüglichen Handgranaten. Weiter vorn liegt seitlich eingebaut ein Verbandplatz,

Brand des Rathauses von Arras.

aber die Herren Sanitäter haben gute Zeit, es ist gegenwärtig gottlob kein Verwundeter vorhanden.

Wir kommen in die zweite Stellung vor. Von hier kann man schon sehr gut mit bloßem Auge die feindliche Stellung erkennen. Singend streichen die Geschosse über unsere Köpfe dahin. Wir gehen weiter vor, und jetzt endlich sind wir im vorder-

sten Graben angelangt, der wie so viele andere den Franzosen entrissen und dann umgebaut worden ist. Vor uns auf zwei- bis dreihundert Meter liegt der Feind, langsam feuernd. Das Massenfeuer ruht, nur „Monsieur Pütsch“, wie ihn unsere Leute nennen, — das sind die französischen Scharfschützen mit Zielfernrohr — ist an der Arbeit. Dort hinten die weißen Gräben sind französische Stellungen. Rechts sieht man die der Nachbarregimenter. Man hat einen famosen Überblick, nur ist es nicht sehr praktisch, den Kopf längere Zeit aus der Deckung zu strecken, da man sonst was draufbekommen kann. So beobachten wir denn ruhig durch die Schießscharte einer Stahlblende. Und doch, ist denn der Kerl da ganz von Gott verlassen: da klettert in aller Ruhe ein Mann vom Nachbarregiment aus dem Graben, um sich seinen Stand vorn besser zu maskieren. Das ist eine beispiellose Unverfrorenheit, aber die Franzosen schießen nicht auf ihn, sonst könnte es ihnen böse bekommen.

Gegen die Stellungen des Nachbarregiments hatten die Franzosen in der letzten Nacht zweimal, um 9 Uhr und um 2 Uhr, größere Vorstöße unternommen, die aber blutig abgewiesen worden waren. Auch vor unserer Front liegen noch einige tote Franzosen. Die Stellungen aber, in denen wir uns befinden, hatten ein ganz gehöriges Artilleriefeuer abbekommen, ohne jedoch Leute dabei einzubüßen. Bei einem dieser Regimenter war ein Franzose, es war ein Algerier, ein Stück vor der Front zusammengebrochen. Man hätte nun gerne gewußt, ob der Mann Papiere bei sich trug; da kroch ein verwegener Bayer in aller Seelenruhe aus dem Graben zu dem Mann hin, durchsuchte ihn, steckte die Papiere zu sich, und als die Franzosen anfingen, auf ihn zu schießen, muhte er ihnen freundlichst zu ‚vorbei!‘; dann kroch er wieder in seinen Graben zurück und langte daselbst unversehrt an. Es sind überhaupt schneidige Kerle unter unseren Leuten. Als neulich ein Sappenkopf vorgetrieben wurde, stand an der Spitze ein hervorragender Schütze und neben ihm sein Freund, der eine Stahlblende vor sie hielt. Wie Hagel prasselten die Kugeln aus nächster Nähe gegen den Schutzschild, der auch tatsächlich mehrfach durchschlagen wurde. Beide wurden wiederholt leicht getroffen, aber sie hielten aus, und Kameraden reichten dem verwegenen Schützen neu geladene Gewehre zu. Ein andermal, als einem Regiment dieses Korps gemeldet wurde, daß sein Nachbarregiment mit der Sappe in den feindlichen Graben eingedrungen sei, da litt es die braven Bayern nicht länger in ihrer Deckung. Raus wie die Wiesel und blitzschnell über das freie Feld in den feindlichen Graben rein. Kolben, Bajonett, Handgranaten, Messer. Der Feind, durch diesen verwegenen Anlauf überrascht, riß nach kurzer Gegenwehr aus. Dieser Augenblick, in dem solch ein feindlicher Graben genommen ist, ist der gefährlichste. Zunächst liegt doch die Brustwehr verkehrt, und der ganze Graben muß umgebaut und vertieft werden; dann aber erfolgt auch meist in dieser Zeit, wo alles verzweifelt daran arbeitet, um den Graben richtig auszubauen, der Gegenstoß der Franzosen. Der muß also auch abgewiesen werden, und dann beginnt das Artilleriefeuer. Am schlechtesten verwendbar sind die Gräben der Algerier und Senegalschützen. Diese Kerle schießen nämlich hockend, und die von ihnen ausgehobenen Gräben sind außerordentlich seicht, sie müssen dann erst mit vieler Mühe vertieft und umgebaut werden.

Die Stimmung vorn ist famos. Waren auch Rock und Mantel mit einer Lehmkruste überzogen, hell und vergnügt blitzen die Augen der Reservisten und Landwehrleute, die da in vorderster Reihe an ihren Stahlblenden standen. Wer den Leuten ins Gesicht sah und darin den Ausdruck unbedingter Zuversicht las, der konnte nur zu der einen Ansicht kommen: Wo die stehen, da kommt keiner durch.“
